VITTORIO EM. III

OVINCIA

NAZIONALE
B. Prov.
BIBLIOTECA
VITT. EM. III
324
NAPOLI

BIBLIOTECA PROVINCIALE

13-A-44

Armadio XXIV

Palchetto

Num.° d'ordine 15

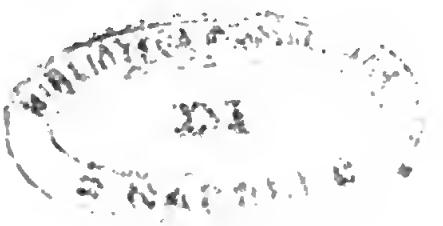
Digitized by Google

B Prov.
III
324

Johann Gottfried v. Herders

sämmtliche Werke

in vierzig Bänden.



Neunzehnter Band.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1853.

Johann Gottfried v. Herders

sämmtliche Werke.

Zur schönen Literatur und Kunst.

Siebenter Band.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1853.

Inhalt.

Fragmente zur deutschen Literatur.

Dritte Sammlung.

Seite

I. Eine Aussicht über die neuere römische Literatur.

1. Die neuere Literatur hat durchaus eine lateinische Gestalt. Da wir alles durch die Hände der Römer bekommen, so haben sie uns alles geraubt was wir hatten 4
2. Die Wiederhersteller der Wissenschaften haben allem eine römische Form gegeben, und unter der Herrschaft der lateinischen Sprache hat die unsere sehr ihre alte Stärke verloren . 12
3. In den Schulen hat lange ein lateinischer Geist geherrscht, der Genies, brauchbare Männer und selbst Gelehrte hindert 20
4. Unsre wissenschaftliche Sprache hat einen lateinischen Zuschnitt, mithin die Wissenschaften selbst 25
5. Wie fern klebt der Gedanke am Ausdruck in der Sprache des gemeinen Lebens? Anwendung auf die Schriften, die über gemeine Sachen, für den gemeinen Mann, und für das Frauenzimmer geschrieben werden 27
6. In der Dichtkunst ist Gedanke und Ausdruck wie Seele und Leib, und nie zu trennen 35
7 Ein wahrer Dichter muß in seiner Sprache schreiben . . . 40
8. Was gewinnt der neuere lateinische Dichter, und was wagt er für sich? 46
9. Was gewinnt und wagt er, wenn dieser Geschmack allgemein wird? 51
10. Wie klebt in der Weltweisheit der Gedanke am Ausdruck, sinnlich, technisch und grammatisch? 54

Seite

11. Es ist der Tod der Philosophie, nach ihrer Materie und Form, den Gedanken bloß eingehüllt in gewisse Ausdrücke zu betrachten 57
12. Anwendung auf den wissenschaftlichen Vortrag 62

II. Vom neuern Gebrauch der Mythologie.

1. Klotzens Einwendungen gegen sie werden geprüft . . . 65
2. Die Antworten seines Recensenten ebenfalls 69
3. Wie fern ist ihr Gebrauch zuträglich in verschiedenen Gedichtarten 73
4. Gränzen dieses Gebrauchs 79
5. Vorschläge, die Mythologie als eine poetische Heuristik zu nutzen 81
6. Einige Machtsprüche der Literaturbriefe dagegen . . . 84
7. Ein vierfacher heuristischer Gebrauch derselben 88

III. Von einigen Nachbildungen der Römer.

1. Von der Horazischen Ode Ramlers, Klopstocks, Uz und Lange's 90
2. Vom Lukrezischen Lehrgedicht: von Haller, Witthof und Creuz. Plan zu einem philosophischen Gedicht über die menschliche Seele 111
3. Von Nachahmung der lateinischen Elegien; eine schöne Abhandlung der Literaturbriefe mit elegischen Anmerkungen begleitet 118
4. Von der satirischen Laune des Horaz und Klotz; nebst einigen neugierigen Fragen darüber 134
5. Können wir Deutsche Ciceronen haben? 139
6. Sollen wir sie auf den Kanzeln haben, der Versammlung, dem Zwecke, der Sprache nach? 145

IV. Nachschrift 156

Schriften zur römischen Literatur.

1. Oden von Horaz.

An Melpomene 171
Archytas 172
An Kalliope 173
Auf Drusus 176
An Pollio 179

Seite

An das römiſche Volk 181
Auf den Sieg bei Actium 181
Der Genuß des Lebens 183
An Tibull 184
An Pyrrha 184
Die Verſöhnung 185
An Lollius 186
Anhang: An Merkur, nach Horaz 188

2. Briefe und Sermonen von Horaz. [1]
Horaz über ſich ſelbſt 190
An einen jungen edeln Römer 195
Nichts bewundern 197
Wo lebt ſich's glücklich? 200
Die Geſchichte der alten Satire 201
Rechtshandel über die Satire 207
Die Land- und Stadtmaus 211

3. Briefe über das Leſen des Horaz an einen jungen Freund. [2]
Erſter Brief. Ueber den Charakter des Horaz, nach Quintilian „Anmuth und Grazie" überhaupt, in Sylbenmaßen, lyriſcher Compoſition und Wortfügung 216
Zweiter Brief. In Geſinnungen und Gemälden, betrachtet als geiſtige Situationen. Z. B. Situationen der Liebe 219
Dritter Brief. Horaz Geſinnungen über Genuß und Gebrauch des Lebens. Anmuth dieſer Geſinnungen . . . 223
Vierter Brief. Geſinnungen der Gefälligkeit und Freundſchaft. Artigkeit des Horaz in ſeiner Sprache an Mäcenas. In ſeinen Scherzen überhaupt 226
Fünfter Brief. Anmuth im Lobe des Cäſar Auguſtus. Bei religiöſen Gegenſtänden 230
Sechster Brief. Ueberſetzungen des Horaz, Klopſtock, Ramler, andere. Werth des Dichters zu Bildung des Charakters 234
Siebenter Brief. Zwei Briefe ziehen hinweg, Gleim und Klopſtock 238

4. Ueber Horaz und über einige Horaziſche Rettungen und Erläuterungen [3] 241

1 Aus der Adraſtea.

2 Aus der Adraſtea, 5. Bd.

3 Aus dem zweiten Bandchen der kritiſchen Wälder, 1769.

Seite

Satiren von Perſius.

1. Roms goldenes Zeitalter der Dichtkunſt unter Nero. Perſius Einleitung zu ſeinen Satiren [1] 264
Erſte Satire. Geſpräch zwiſchen Perſius und einem Freunde der eben ſein Buch geleſen 265
2. Dritte Satire. Aufruf eines Stoikers an den verdorbenen jungen römiſchen Adel zu nützlichen Studien des Lebens . 271
3. Fünfte Satire. Ein Geſpräch mit ſeinem Lehrer Cornutus 276

6. Eilf Fabeln, zum Theil nach Phädrus 285

Anhang. Bemühungen des vergangenen Jahrhunderts in der Kritik. Richard Bentley. Kritik und Satire, ein Dialog . 295

Wilhelm Baxter. Thomas Creech. [2] 314

1 Aus der Adraſtea, 4. Bd.

2 Adraſtea, 9. Heft 1803.

Fragmente zur deutschen Literatur.

Dritte Sammlung.

Digitized by Google

Dritte Sammlung.

Fragmente.

I.

Von der neuern römischen Literatur.

Alle allgemeinen Urtheile über die Literatur eines ganzen Landes sind schwer und unsicher. Wo soll man stehen, um sie zu übersehen: über ihr, oder in ihrer Sphäre? Ueber ihr: wer kann sich dahin heben? Außer der Denkart eines Volks von ihr richtig urtheilen? Wer mag es wagen die Erde, seine Mutter und Nährerin, zu verlassen, und mit Flügeln, die uns die Natur nicht gab, [1] sich in eine luftige Wolke heraufzusetzen, um ein kritisches Meteor vorzustellen? — Und ist man selbst ein Punkt des Kreises: wie kann man, wenn man nicht der Mittelpunkt ist, den ganzen Cirkel übersehen? Er vertieft sich uns in Schatten, die Aussicht wird schief und unvollständig; warum? man stand selbst in der Reihe über die man urtheilen wollte; man war selbst nach der Form solcher Denkart gebildet; man hätte, wie Archimedes, einen Punkt außer der Welt haben müssen, um die ganze Welt zu bewegen.

Ein Vernünftiger geht also zu solchen Betrachtungen über das Allgemeine mit einer Art von Blödigkeit; er gibt seine Aussichten für nichts als Erscheinungen an; er gebärdet sich nicht wie auf

[1] Expertus vacuum Daedalus aera pennis non homini datis.

einem Richterthrone in den Wolken des Himmels; er tritt aber auch nicht in eine Höhle, um mit knechtiſcher Bewunderung heraufzublicken; ſonſt können freilich alle ſeine Beobachtungen Geſichte eines verrückten Kopfs ſcheinen.

Aber er bittet ſeine Leſer, als Freunde, auf einen benachbarten Hügel, entdeckt ihnen was er gewahr wird, befragt ſie um das Urtheil ihrer Augen; ſehen ſie nicht einerlei, ſo wird der Weiſe über dieſe Verſchiedenheit des Anblicks ſich wundern, und das unterſuchen woher der Irrthum komme; aber ſchlechthin verlachen, oder für Thoren ſchelten, das thun nur die ſo die Sprache des Kukuks lieben. — Wer je die Wahrheit eines der ſchönſten Bilder aus dem Lukrez erfahren, da er ſein zweites Buch anfängt:

Suave mari magno turbantibus aequora ventis
E terra magnum alterius spectare laborem — —
Suave etiam belli certamina magna tueri
Per campos instructa tua sine parte pericli:
Sed nil dulcius est, bene quam munita tenere
Edita doctrina sapientum templa serena,
Despicere unde queas alios, passimque videre
Errare, atque viam palantes quaerere vitae,
Certare ingenio, contendere nobilitate
Noctes atque dies niti praestante labore
Ad summas emergere opes, rerumque potiri. —

Wer dazu gebauet iſt um die Schönheit, nicht dieſer Beſchreibung, ſondern dieſes Anblicks zu fühlen, dem wird mein erſtes Fragment Gelegenheit geben über ſeinen Inhalt ſelbſt mehr nachzudenken.

1.

Die Literatur der neuern Zeiten hat ſich im Innern ſo ſehr nach einer lateiniſchen Form gebildet daß, wenn wir auch in Deutſchland, auf einige Augenblicke, als Fremde einer andern

Zeit und Denkart ſehen wollen, wir dieſe römiſche Geſtalt nicht verkennen können.

Nehmet den hiſtoriſchen Faden der Weltbegebenheiten, ſo wie er ſich in unſerm engen Geſichtskreiſe fortgeleitet, durchflochten, verwickelt, und endlich halb entwickelt, halb zerriſſen hat — und nun ſehet! an welchem Ende hat Deutſchland ihn gefaſſet? an welcher Stelle hält es noch bis jetzt? — Leſer! laß die Geſchichte reden: Der feine griechiſche Geſchmack in Sprache, Wiſſenſchaften und Künſten muß erſt unter dem römiſchen Himmel halb verbleichen, und ſeinen Duft verhauchen; Wahrheit und Schönheit, halbverwelkt, trauret wie eine ſinkende Blume — und nun kommen nordiſche Horden, dieſe Blume ganz zu zertreten. Die verdorbne römiſche Literatur miſcht ſich mit den rohen Begriffen ihrer Ueberwinder; Römer und Barbaren vermiſchen ihre Denkart; ein heiliger orientaliſch-helleniſtiſcher Geſchmack kömmt dazu, um ihr eine neue Richtung zu geben. So gähren griechiſch-römiſch-nordiſch-orientaliſch-helleniſtiſche Dämpfe ganze Jahrhunderte; ſie brauſen gewaltig auf; die Hefen ſinken endlich langſam, und nun! was iſt ausgegähret? ein neuer moderner Geſchmack in Sprachen, Wiſſenſchaften und Künſten. Habe ich wider die Geſchichte geredet? — Nein! — und wäre es alſo nicht eine nützliche Bemühung für einen hiſtoriſch-philoſophiſchen Scheidekünſtler, dieſen Geſchmack in ſeine Theile aufzulöſen, und für eine ganze Nation das ſchwere Geſchäfte zu übernehmen: eine Geſchichte des menſchlichen Verſtandes zu liefern — über das ganze menſchliche Geſchlecht? — wer kennet dieß? — nur über die Völker die auf uns einen wirklichen Einfluß gehabt! — und über ihren ganzen Geiſt? Auch nicht! Er forſche nur wie nach den verſchiednen Wanderungen und Verwandlungen der Geiſt

der Literatur ſeine gegenwärtige Geſtalt angenommen. Solch ein Werk würde den entweiheten Namen: **histoire de l'esprit humain** wieder adeln.

Uns befremdet dieſe Geſtalt nicht, oder wir werden ſie gar nicht mehr gewahr, da wir ihrer gewohnt ſind; aber was würde ein alter Weiſer aus dem Orient oder Athen in einem großen Theile der Wiſſenſchaften erblicken? Iſt das wunderſame Bild ein Traum, das ich in meiner Einbildung vor mir ſehe, und das auf ſeiner Stirn den Namen trägt: Neuere Literatur der Völker? Es iſt ein großer Koloſſus; ſein Haupt von orientaliſchem Golde, das meinen Blick tödtet, weil es die Strahlen der Sonne zurückwirft; ſeine hochgewölbte Bruſt glänzt von griechiſchem Silber; ſein Bauch und Schenkel feſtes römiſches Erz; ſeine Füße aber ſind von nordiſchem Eiſen mit galliſchem Thon vermengt — ein ungeheures Wunderwerk der Welt; die Anbetung eines Volks; das Geſchöpf langer Jahrhunderte und Geſchlechter; ein prächtiger unabſehbarer Anblick; ſein Haupt raget über die Wolken; mein Auge erhebet ſich kaum bis an ſeine Bruſt, und fällt matt zum Boden zurück; ich falle nieder und bete an! —

Wer da will, erkläre dieſes Traumbild auch von der ganzen Form unſerer Literatur in Deutſchland; ich eile zu meinem Zweck. — Die alten Deutſchen nannten die Sprache der Römer eine barbariſche, fürchterliche und hochmüthige Sprache, weil das Volk ſie redete das zum Herrſchen über die Welt geboren zu ſeyn glaubte. Sie war das unglückliche Werkzeug, das freien Nationen deſpotiſche Geſetze gab; durch ſie machten die Römer zu Geiſeln die Kinder, und die Väter zu Sklaven; durch ſie und durch die Wiſſenſchaften, die mit ihr eingeführet wurden; wanden ſie tapfern Nationen das Schwert aus der Hand daß ſie den Arm entnervt ſinken ließen, und den Becher der Ueppigkeit annahmen; durch ſie ſuchten die Römer die Haine der deutſchen Tapferkeit, Freiheit und Aufrichtigkeit zu zer-

ſtören, die Bewohner dieſer Wälder in Städte und Schulen zu zwingen, und ſie mit Gelehrſamkeit und Unglück zu beſchenken. Daher ſchauderten die Deutſchen vor dieſer Sprache, und fochten gegen ſie unüberwindlich — Arme Helden! tapfre Väter! ihr ſtrittet vergebens; eure Urenkel nahmen endlich dieſe Feſſel der Freiheit, halb gezwungen, halb willig an als eine Feſſel der Ehre — am Altar!

Wir ſehen dieſe dunkle Zeit oft aus einem viel zu einſeitigen Geſichtspunkt an. Karl der Große wird als ein ruhmwürdiger und verdienſtvoller Monarch angeprieſen, der die deutſche Sprache und Dichtkunſt geliebt, die lateiniſche Sprache und mit ihr die Wiſſenſchaften, die Religion, und mit ihr das Glück ausgebreitet hätte. — Betrachtet ihn näher, und ſein Verdienſt ſinkt wenn ſein Ruhm billig pranget. Er war ein unglücklicher Mann, der, als ein Geſchöpf von Rom, ein Sohn oder Vater des Papſtes, ein Eiferer bis zur Menſchenfeindſchaft, ein Vertilger der bardiſchen Literatur, der Vater eines unglücklichen Geſchlechts, bloß eine neue Epoche voll Unruhe, Unheil, und nie zu erſtattenden Schadens anfing — und das alles ohne Schuld und meiſtens wider ſeinen Willen.

Mönche und fränkiſche Prieſterhorden führten, das Schwert in der einen und das Kreuz in der andern Hand, den Götzendienſt des Papſtes, die ſchlechteſten Trümmer der römiſchen Wiſſenſchaften und den niedrigſten Gaſſen- und Kloſter-Dialekt der römiſchen Sprache in Deutſchland ein; drei Schweſtern der Barbarei und des Unglücks, die mit verſchlungenen Händen triumphirend einzogen, und das Joch über eine Nation warfen der es ſchwer fiel es zu tragen, die unter allen Ländern Europens am meiſten darunter gelitten und vielleicht noch leidet. Die lateiniſche Religion lehrte gedankenloſe Hartnäckigkeit im Behaupten; die lateiniſche Literatur erſtickte den Geiſt, und ſchnitzelte den Geſchmack an Speculationen und Unſinn; die Mönchsſprache führte ewige Barbarei in der Sprache des Landes ein. — Und dieſe

Sündfluth muß viele Jahrhunderte durch in fauler Ruhe ſtehen, bis ſie ſich in das Mark der Literatur einſog, den Geiſt der Nation vergiftete, und in Gelehrſamkeit, Sprache und äußerm Zuſtande, der die Form zur Bildung iſt, ewige und unauslöſchbare Eindrücke nachließ. So bildet in dem zarten weißen Leim der toscaniſchen Marmorbrüche eine faule Sumpfader ewige Figuren; ſie härten ſich, werden polirt, ihnen wird nachgeholfen, und nun findet ein Thor in ihnen weiſe Spiele der Natur, vortreffliche Riſſe der Kunſt, Schönheiten die zum wirklichen Weſen des Marmors gehören ſollen.

Wie aber? Iſt nicht dieß Labyrinth durch die chriſtliche Barbarei immer noch ein Richtſteig geweſen zum Tage, zur Mittagsſonne? Wie? wenn Deutſchland ſeinem natürlichen Fortgange der Cultur überlaſſen geblieben wäre, ſollte es denn durch ſich ſelbſt, in ſo kurzer Zeit, ſo hoch gekommen ſeyn als es iſt? Die fremde Zumiſchung von Hefen war eben ein Gährungsmittel es zu reinigen; hätte es ſich ſelbſt klären ſollen, es ſtünde noch trübe. — Ich habe ſo wenig Macht alles dieß völlig zu läugnen als der andre es völlig zu behaupten. Weißt du denn ob die römiſche Barbarei dir, in Betracht der barbiſchen Barbarei, raubte oder zubrachte? ob ſie mehr niederriß oder beſſer bauete? — Und ſiehe! ſie hat dir alles ſo weit geraubt daß du nicht einmal urtheilen kannſt. Indeſſen beſiehe die einzelnen Ueberbleibſel einiger benachbarten Barbarei, welche der römiſchen Wuth entronnen ſind, ſo wirſt du vielleicht dieſe barbiſche Barbarei mit andern Augen anzuſehen anfangen als du ſie gemeiniglich ſaheſt — du wirſt zweifeln!

Jetzt denke weiter! Kein größerer Schade kann einer Nation zugefüget werden als wenn man ihr den Nationalcharakter, die Eigenheit ihres Geiſtes und ihrer Sprache raubt. Ueberdenke dieß, und du wirſt den unerſetzlichen Schaden ſehen. Nun ſuche in Deutſchland. Lies Tacitus: „die Völker Deutſchlands, die ſich durch keine Vermiſchung mit andern entadelt, ſind eine

eigne, unverfälschte, originale Nation, die von sich selbst das Urbild ist. Selbst die Bildung ihres Körpers ist in einer so großen Menge Volks noch bei allen gleich" u. s. w. Jetzt siehe dich um, und sage: „die Völker Deutschlands sind durch die Vermischung mit andern entadelt; haben durch eine langwierige Knechtschaft im Denken ganz ihre Natur verloren; sind, da sie lange Zeit mehr als andre ein tyrannisches Urbild nachgeahmt, unter allen Nationen Europens am ungleichsten sich selbst." Mit ihren Wäldern ist ihre Freiheit ausgehauen, den Winden und fremden Sitten ein Durchzug verschaffet, für Sonnenstrahlen und fremde Gewächse Raum gemacht; der Aberglaube erniedrigte die Denkart in den Staub, die subtile Spitzfindigkeit gab ihrem Geiste verunstaltende Krümmung, die Sprache erlag. Haben wir mehr bekommen, oder aufgeopfert? Das zähle ein Weiser nach, der den päpstischen Aberglauben mit der alten rauhen Tugend, die politischen Unruhen mit der alten rauhen Stille, den Auskehricht der Mönchsgelehrsamkeit mit der alten bardischen Armuth, die sogenannte bäurische römische Sprache mit der altdeutschen zusammenwägen könnte. Wäre Deutschland bloß von der Hand der Zeit, an dem Faden seiner eignen Cultur fortgeleitet: unstreitig wäre unsere Denkart arm, eingeschränkt; aber unserm Boden treu, ein Urbild ihrer selbst, nicht so mißgestaltet und zerschlagen.

Wer die Geschichte kennet, wird die Ursachen wissen warum Deutschland mehr als andre Nationen in dieser päpstischen Barbarei gelitten, und unter den meisten Völkern seine hohe und edle Original-Denkart sich hat müssen rauben lassen, weil seine Lage, seine politische Verfassung u. s. w. es fesselte, und selbst bei der Wiederauflebung der Wissenschaften fesselte. O wäre es in diesen Zeitpunkten eine britannische Insel gewesen!

Der Lauf der Dinge, der Wurf der Zufälle ist freilich nicht zu ändern; wie aber, wenn Europa eine Sklavin von dem griechischen Konstantinopel gewesen wäre, statt vom lateinischen Rom? Immer

lieber und beſſer in Abſicht auf Religion, Gelehrſamkeit und Sprache. Dieſe Hypotheſe können die überdenken, die da glauben es ſey nothwendig eine Wolke der Unwiſſenheit dazu nöthig daß hinter ihr eine Juno entſtehe. Wie? wenn es eine Denkungsart und einen Geſchmack im allgemeinen gibt, der ſich, trotz aller Umwandlungen der menſchlichen Natur und der Völker der Welt, aufrecht erhält und wieder erhebet, ſo unterſuchet bei dieſer großen ungeheuren Behauptung auch die kleinere Hypotheſe: ob es der Denkart des Ganzen vortheilhafter geweſen wäre unter Rom oder Griechenland zu dienen?

Sollte es nicht verdienen daß man dem Leitfaden in den dunkeln Zeiten ſorgfältig nachginge, wie ſich allmählich der alte Geiſt der Deutſchen verloren, und ein neuer Geiſt gebildet habe? — Sollten es nicht die Zeiten der ſchwäbiſchen Kaiſer verdienen daß man ſie mehr in ihr Licht der deutſchen Denkart ſetzte? Wir ſind den Schweizern allen Dank ſchuldig daß ſie durch die Ausgabe einiger Denkmäler dieſes Zeitalters einen etwas hellern Strahl auf die Literarſeite dieſes Jahrhunderts geworfen. — Sollte es nun nicht Friedrich der Zweite aus dieſem Hauſe inſonderheit verdienen daß ein Kenner der mittlern Geſchichte ihn mehr in ſein Licht ſetzte, da er jetzt bloß in der Dunkelheit hervorſchimmert? Dieſer Mann, den der Schutzgeiſt Deutſchlands brauchen wollte um der Wiederherſteller der griechiſchen und morgenländiſchen Literatur, der römiſchen Sprache, der Weltweisheit und Naturkunde zu ſeyn, der ſelbſt ein Kenner nach der Gelehrſamkeit und dem Geſchmack ſeines Jahrhunderts war, der aber, ungeachtet ſeiner Mühe, nichts als der Märtyrer ſeiner Zeit wurde; dieſer ruhmwürdige Kaiſer hat nicht einmal das leidige Verdienſt, von unſerer Zeit als der Morgenſtern eines beſſern Tages in allem ſeinem Lichte betrachtet zu werden. — Die Wolke die auf dieſer Zeit lag, mußte jeden Keim der Weisheit erſticken; jeder Fromme war Barbar und Knecht, und jeder der ſich unterſtand

weiſe zu ſeyn, heißt in der Geſchichte ein Dummer und Gottloſer, oder ward gar ein Unglücklicher. — Sollte es alſo Rudolph von Habsburg auch bloß aus Unwiſſenheit gethan haben daß er die Mutterſprache Deutſchlands ſo weit einzuführen ſuchte als er konnte; — man hätte dieß lange vor ihm thun ſollen. — Jedoch ich ſchreibe keine Geſchichte über dieſe Zeit, da Deutſchland an Geiſt und Körper unterdrücket, durch Zwietracht, Unwiſſenheit und Bosheit entnervt, völlig ſeinen Charakter verloren.

Non sum, qui bellum Trojanum orditur ab ovo;
Semper ad eventum festino.

Es kam endlich der Zeitpunkt da alles eine neue Bildung bekam, Denkart und Religion, Geſetze und Sitten; es kam die Zeit da die Gährungen ganzer Jahrhunderte ſich ſenkten, die in Staub geſunkenen Nationen ſich erhoben, und ein Land nach dem andern die Finſterniſſe zerſtreuete und ſich zu einem neu aufgehenden Lichte drängte; die Zeit da die Wiſſenſchaften wieder auflebten, und ſich die Natur der Menſchen umſchuf. — Darf ich weiter ſchreiben? —

Nein! ich darf nicht. Sobald ich die Märchen von goldnen Zeitaltern der Wiſſenſchaften als hiſtoriſche Wahrheiten betrachten muß; ſobald die herrſchende Meinung unumſtößlicher Grundſatz wird: daß nach einer langen Barbarei ſich auf einmal eine allgemeine und vollkommene Weisheit hervordränge; daß auf einmal eine Wiederherſtellung möglich ſey, da ganze Nationen ihre ganze Denkart völlig ändern, ein allgemeines Nachdenken die Verirrten aus den tiefſten Wüſten völlig zu der richtigſten Straße nicht hinführe, ſondern durch ein Wunder hinwerfe; daß jede falſche Farbe abgeſtrichen, der falſche Geſchmack völlig umgeſchmolzen, die ganze Bildung umgeſchaffen werde, ſobald drei glänzende Muſter erſcheinen, kurz! wenn jene wunderbaren Umwandelungen ſtattfinden, die die Mitternacht zum Mittage machen; — und dieſe glänzenden poetiſchen Märchen die Merkſtäbe ſind zu denen man in der Geſchichte des menſch-

lichen Verſtandes alles hinleitet und alles ableitet, ſo kann ich nicht ſchreiben.

Fände ich aber einen Leſer der dieſe wunderbaren plötzlichen Revolutionen unmöglich findet; der mit mir überdenket wie ſie, ihrem Innern nach, dem menſchlichen Verſtande und der Analogie aller Begebenheiten zuwider ſeyen; wie ſelbſt die Verderbungen und Sündfluthen über Gelehrſamkeit und Geſchmack, die doch weit eher hinreißen, nicht durchaus auf die letzte Stufe mit einemmal ſinken, ſondern ſich allmählich neigen, und endlich zuletzt mit einer beſchleunigten Kraft in den Abgrund ſtürzen; wer ſich Zeit nimmt die Urſache zu überdenken, woher ſo ein plötzlicher Morgenſtrahl uns in entferntern Zeitaltern wie eine Mittagsſonne ſcheine, der wird meine folgenden Anmerkungen nicht ſchlechthin verwerfen, und ſie vielleicht wahr und nützlich finden.

2.

Das weiß man daß die griechiſchen Muſen nach Italien flüchteten; daß die Apolls dieſer Muſen, die von Medicis, unſterbliche Verdienſte um die Erweckung der Literatur haben; daß von hier aus die Reformation der Wiſſenſchaften in die übrigen Länder ausgegangen. Weiß man nun die Geſchichte dieſes Zeitpunktes genau, ſo prüfe man folgendes:

Iſt's nicht Schade daß die Wiſſenſchaften ihren Lauf dergeſtalt nahmen, daß ſie ſich ſogleich in eine neurömiſche Kleidung einhüllten, und in dieſer Geſtalt den Völkern erſchienen? Statt daß man die Alten hätte erwecken ſollen, um ſich nach ihnen zu bilden, und gleich den zarten erſten Eindruck darauf hätte richten ſollen, um von ihnen den Geiſt ſich einhauchen zu laſſen den man braucht um nach ſeiner Zeit und in ſeinem Lande wahre Größe zu erreichen; ſo blieb man bei der äußern Schale, lernte was die Alten gedacht, ſtatt wie ſie zu denken; lernte die Sprache in der ſie geſprochen, ſtatt wie ſie ſprechen zu lernen. Man weiß wie wenig originalen

Geiſt man in dieſen übrigens ſehr verdienten Philologen antrifft, und man muß über die Schwäche des menſchlichen Geiſtes die Achſeln zucken, wenn man ſieht wie das Denken unter der Laſt der Gelehrſamkeit erliegt, wie die Erfindung ſich bei dem künſtlichen Nachahmen zerſtreuet, und die ſchöne fremde Sprache den Dialekt des Landes zäumet.

Dazu kömmt noch daß die großen Wiederherſteller der Wiſſenſchaften oft, ſowie die die plötzlich voll Bewunderung ſtaunen und auf das Erſte das Beſte ihr Auge heften, nicht immer das Wichtigſte durchforſchet, und nicht immer den ächten griechiſchen Geiſt gekoſtet. Uebermannet und betäubt vom Vorurtheile des Anſehens fiel der ermüdete Blick auf Nebenzüge, die da eher verwirrten als zum Ziele führten. Urtheile, mein Leſer, der du dieß Zeitalter kenneſt, wie nutzet Marſilius dem Plato in ſeiner Ueberſetzung und Erläuterung? Hat nicht Politianus den Homer, wie es ſcheint, romaniſiret? Und wenn Poggius ſich mit ſeinem Quintilian, Gaſparion, Valla, Manutius, Bembus u. ſ. w. ſich ſo mit ihrem Cicero umhüllten, daß ſie bloß mit ihm dachten, ſahen und ſprachen — gab dieß nicht immer dem ganzen Gebäude der Wiederherſtellung eine römiſche Richtung? Man verſtrickte ſich in gelehrten Geiz zu ſammlen, der ſehr leicht aus dem Gefühle der Armuth und Noth entſpringt, und vergaß ſich in den Stand zu ſetzen etwas zu verdienen, weil man vom Raube leben konnte, oder ſich zum Selbſtverdienen zu ſchwach fühlte.

Auf dieſen Fuß gingen die Verbeſſerungen in die Länder Europens. Der ſpaniſche Vives und Sanctius, die Wiederherſteller der Literatur in Frankreich und England; in Deutſchland die Agricolas, Regiomontans u. ſ. w., was waren ſie? Philologen, die, in Italien meiſtens gezogen, lateiniſch dachten, und die Wiſſenſchaften, die ſich zur neuen Form gebaren, mit lateiniſchem Waſſer tauften. Die lateiniſche Form hat ſich von dieſem zarten Alter an

ſehr erhalten; der Zuſchnitt der Gelehrſamkeit, die Stiftung und Einrichtung der Akademien, die Zunftgeſetze der Literatur, die Schulen und die Bildung im Ganzen ward römiſch — und iſt es noch.

In Deutſchland hat Luther in dieſem Geſichtspunkte großes Verdienſt. Er iſt's der die deutſche Sprache, einen ſchlafenden Rieſen, aufgeweckt und losgebunden; der die ſcholaſtiſche Wortkrämerei wie jene Wechsler-Tiſche verſchüttet. Er hat durch ſeine Reformation eine ganze Nation zum Denken und Gefühl erhoben. Laß es alſo ſeyn, daß ihm der feinſte Pedant den vielleicht die Welt geſehen, Erasmus, Schuld gab, er thäte der lateiniſchen Literatur Abbruch — dieſer Vorwurf bringt ihm keine Schande, und man darf ihn alſo nicht wider die Geſchichte läugnen; denn lateiniſche Religion, ſcholaſtiſche Gelehrſamkeit und lateiniſche Mönchsſprache waren zu ſehr verwebt in einander.

Das ſeltſame Urtheil des ſeligen Chriſts iſt nur dem erſten Anblick nach ſeltſam; die deutſche Sprache habe ſeit dem ſechzehnten Jahrhundert viel von ihrer Vortrefflichkeit verloren. Betrachtet man es näher, und hat wahres Gefühl von der innern Stärke einer Sprache, und vermag die wichtigen Vortheile der ſchwäbiſchen Sänger, und die körnichte Sprache deutſcher Schriftſteller voriger Zeiten, oder auch nur den Vater Opitz in ſeiner Proſe und Poeſie zu ſchmecken, ſo muß man bei der Rückkehr zu unſrer neueren Sprache, man muß ausrufen: das iſt ganz ander Deutſch! Jenes hat andre Fehler und andre Schönheiten; der Geiſt hat ſich verändert. Alsdann werden freilich die Neulinge unſere junge Mundart leben, und ſie haben Recht; denn unſtreitig iſt ſie geläufiger und runder im Perioden, artiger in Beſtimmung der Wortwürde und künſtlicher geworden. Aber ein ächter Deutſcher wird ſich aus dieſer rauhen und einfältigen Sprache unendlich viel zurückwünſchen; er wird ſich

die Mühe nicht verdrießen laſſen, in dem Kothe der alten Deutſchen Ennius Gold zu ſuchen; er wird alsdann denen fluchen die uns dieſe Sprache entwandt; er wird dem Eigenſinne des guten Chriſts wenigſtens völlig Recht geben, da er erſt über ihn lachte. Kommet her, ihr ſchönen Geiſter, ihr franzöſirenden Witzlinge, ihr proſaiſch-poetiſchen Stolperer, ihr berühmten Wochenſchriftſteller, ihr gelehrten Weiſen im akademiſchen Paragraphenſtyl, ihr erbaulichen Redner im Kanzelſtyl, verſucht es doch aus euren reichen Vorrathskammern ein Buch unſres Jahrhunderts zu ſuchen, das in Abſicht der Schreibart die Würde der Bibelüberſetzung des Luthers erreichte. Verſucht es dieſe arme, veraltete Bibelüberſetzung, über die mancher Neuling am Geſchmack ſpottet, mit einigen neuern Verbeſſerungen zuſammenzuhalten. Leſet Luther und dann den Wertheimer in ſeinem Paragraphenſtyle, mit Wolfiſchen Kunſtausdrücken verbrämt; ihr werdet ſolch einen Unterſchied finden, als zwiſchen dem griechiſchen Homer und dem deutſchen Homer, wenn er in der Sammlung alter Reiſebeſchreibungen, als ein reiſender Schulmeiſter, in Paragraphen überſetzt iſt. Und doch iſt der Wertheimer in ſeiner Vorrede ein wirkliches Muſter der Schreibart. Was ſoll man nun ſagen, wenn man Dammiſche Ueberſetzungen oder akademiſche Paraphraſen lieſet? — Ich rede hier bloß von der Schreibart nach ihrer innern Stärke.

Die Literaturbriefe führten aus Lohenſtein [1] ein Muſter des proſaiſchen Styls an. Wir könnten aus vielen Schriftſtellern der vorigen Jahrhunderte noch mehr Beiſpiele geben daß der gute körnichte Vortrag nicht ſo fremde geweſen als man meint. Die deutſche Sprache aber kroch meiſtens unter akademiſchen oder homiletiſchen Feſſeln; ſie hatte keinen Glanz, keine Reinigkeit, aber innere Stärke mangelte ihr nicht. Der ganze Schade war: man ſah ſie als keine gelehrte Sprache an, denn dazu war allein die

[1] Lit. Br. Th. 21. S. 139.

lateiniſche gekrönt; man achtete ſie bloß als die Sprache des gemeinen Volks, und unterließ ihre Cultur. Wer dieß Jahrhundert kennet, wird mir Recht geben daß bloß die lateiniſche Sprache die unſrige zurückgehalten, weil man bei den gelehrten Zänkereien die mit zum herrſchenden Ton des Ganzen gehören, theils der ſcholaſtiſchen Handwerksſprache, theils der ſchönen lateiniſchen Sprache nöthig hatte. Man gehe die beſten Schriftſteller dieſer Zeit durch, entweder Römiſch- oder Akademiſch-Latein iſt ihre Mundart; die Mutterſprache ward als eine Mundart der Mütter, der Weiber und der Ungelehrten angeſehen. Iſt's nicht eine wahre Schande dieſer Zeit daß es große und ſchönlateiniſche Schriftſteller dieſer Zeit gibt, die in ihrer Sprache Barbaren waren; daß es Maſorethen der Priſciane gab, die jede deutſche Zeile lächerlich machten, die die Proſodie Anakreons verbeſſerten, und ihre Sprache in Schlacken ließen: deutſche Römer, die der genius saeculi in ſeiner genealogia criticorum ſo ziemlich herzählet.

Endlich fing man an, beſchämt von den Nachbarn ringsumher, die Sprache zu beſſern — aber wie? — als eine gelehrte Sprache, um vielleicht die ſcholaſtiſche lateiniſche einzuſchränken? Nein! denn das hätte von Akademien geſchehen müſſen, und hier regierte noch Ariſtoteles! — Als eine gelehrte Sprache, um uns, ſtatt des ſchönen lateiniſchen Styls, einen ſchönen deutſchen Bücherſtyl zu geben? — Das hätte von Schulen aus geſchehen müſſen, und da herrſchten noch römiſche Monarchen! Wie denn? — Großer Gott! als eine politiſche, als eine galante, als eine reimreiche Sprache ſuchte man ſie zu bilden; war das nicht am umgekehrten Ende? Und wer unternahm dieſe Schöpfung zum politiſchen, zum galanten Styl? Etwa Hofleute — nein! treufleißige Schulrectoren, Uhſens und Weiſens und Hübners. Und wie bildeten ſie ihn galant? Nach Franzoſen, durch eine Sündfluth franzöſiſcher Wörter. Nun kamen die Menantes und Talanders

und zehn andre Anders; so war die deutsche Sprache von einer andern Seite gemißhandelt.

Gottsched erschien, und „der hat doch aus der Sprache gewiß alles Latein und Französische so glücklich weggeschwemmt, daß einem wackern Deutschen kein lateinisches Wort mehr in die Feder kommen muß!" Ja, das hat er gethan! Er als ein ruhmwürdiger Goldfinder (nach der Bedeutung dieses Worts im Englischen) hat den Stall des Augias mit herkulischer Hand durchwässert und gereinigt, und hat mit eben so tapferer Hand seinen Ruhm an jedes Fenster des gereinigten Palastes geschrieben und schreiben lassen: dieß ist sein Verdienst. — Aber dazu braucht man ja auch bloß gesunde Augen und einen guten Kopf, zu sehen daß er die deutsche Sprache viel zu lateinisch behandelt, wie Heinze und andre mit Recht angemerkt. Und so ward die deutsche Grammatik wieder nach lateinischem Leisten, und die deutsche Sprache das Gegenbild der alten deutschen Kernsprache. [1] Seine Nachfolger und zum Theil Gegner suchten sie fruchtbar zu machen, wodurch? — Durch Nachforschen in altdeutschen Wörtern, in den Zeiten ihrer nervenvollen Stärke, wie es der natürlichste Weg gewesen wäre, um ihr Charakter auf ihrem Boden zu geben? Nein! denn die langen lateinischen Zeiten hatten diese Denkmäler theils weggebracht, theils war die Arbeit zu mühsam. Was that man also? Man übersetzte; und bildete sie insonderheit nach der französischen, durch die sie freilich unglaublich viel gewonnen, und sich gebildet, aber nicht zum Urbilde ihrer

[1] Zum unsterblichen Ruhm des Hrn. D. Trillers muß ich, damit ich nicht zu den „unbändigen und gallsüchtigen Mückenseigern, zu einigen großen und breiten Kunstrichtern, zu elenden und schwindsüchtigen Füchsen, sondern zu vernünftigen und höflichen Lesern" gehöre, seine stattlichen Verbesserungen des Opitz „nach löblicher christlicher Gewohnheit, edelmüthig" loben, als mit welchen er sich um den Opitz selbst und dessen Leser nach Vermögen verdient zu machen gesucht, wie in seiner Vorrede mit mehrerm zu ersehen.

ſelbſt, wie es hätte ſeyn müſſen, wenn man aus ihren vorigen verlebten Zeitaltern ihr die abgegangenen Kräfte hätte zu erſetzen geſucht.

Unſere Sprache iſt alſo jetzt gebildet und verſchönert, aber nicht zu dem erhabnen gothiſchen Gebäude das ſie zu Luthers Zeiten (etwas Mönchsſprache ausgenommen), und noch mehr zu den Zeiten der ſchwäbiſchen Kaiſer war, ſondern zu einem neumodiſchen Gebäude, das, mit fremden Zierathen überladen, bei ſeiner Größe klein und unanſehnlich ins Auge fällt. — Dieß beobachten nun am eheſten die welche unter den Sprachen der Alten wandeln, und dieß iſt der Grund warum die Geßners und Chriſts, und noch neuerlich Heinze, [1] „über das Neumodiſche und Glänzende in unſrer Sprache klagen, das durch die vielen morgenländiſchen, griechiſchen, engliſchen und franzöſiſchen Redensarten eingeführet würde.“ Wenn Heinze mehr als Worte verſteht, ſo hat er nicht Unrecht, und ſein Recenſent würde zugeben daß wenn allein durch die Aufnahme fremder Bürger ein Staat bevölkert wird, dieſe Bevölkerung leicht ſchädlich werde; denn ſie verdrängen bald die Eingebornen, und wenn ſie auch eben nicht neue Geſetze einführen, ſo geht der Charakter des Staats doch verloren.

Aber warum läßt Heinze unter den Ankömmlingen, denen er den Eintritt verſagt, wohlbedächtig die lateiniſchen Redearten und Wortfügungen aus? Verliert ſich durch ſie nicht das alte reine Deutſche, das er erhalten will? Mehr als durch alles Vorige; denn das Morgenländiſche iſt ſeit Jahrhunderten mit unſrer Religionsſprache verwebt, und wird ſich nie, dem herrſchenden Tone nach, trennen; das Engliſche iſt mit unſrer Sprache ſehr verwandt; das Franzöſiſche hat ſich mit einem Theile unſrer neuern Cultur herübergetragen; dieſe beiden Stücke ſind alſo auch nicht immer zu trennen;

[1] Lit. Br. Th. 13. S. 118. 119 und Ueberſetzung der Reden des Livius.

vom Griechiſchen iſt noch wenig angewandt; aber vom Lateiniſchen, das faſt mehr als alle vorigen Sprachen vom Genie der unſrigen abgehet, und ihr ſo lange hinderlich geweſen, von ihm hat ſie am meiſten unter dieſen zu beſorgen.

Daher ſchreibt Heinze zwar rein deutſch; aber auch naiv körnicht deutſch? — Ich habe ſein **Soliloquium: quo consilio genitus sit homo?** in ſeinem ſchönen Latein mit Vergnügen geleſen; (ob es ächt römiſch iſt, kann keiner in unſrer Zeit, ſondern bloß ein Römer beurtheilen). Aber hätte ein Römer dieß **Soliloquium** geſchrieben, und Heinze es überſetzt, wäre alsdann der ſtarke und nachdrückliche Vortrag erſchienen der in Spaldings Beſtimmung des Menſchen ſpricht? Wenn ich ſeine Ueberſetzungen aus dem Lateiniſchen kenne, und ein Gefühl von der Eigenheit unſrer Sprache habe, ſo glaube ich dieß ſchwerlich.

Der deutſche Periode iſt gemeiniglich die Klippe derer die ihre Denkart nach dem Latein gebildet, „denn hier ſind die Genies beider Sprachen ſehr verſchieden. Im Deutſchen iſt ein Styl ſchon periodiſch, wenn auch die Bindewörter der Lateiner nicht ſo genau dazwiſchen geſtellet, und die Abſätze ſo gekettet an einander gehänget ſind. Die Römer mußten dieß wegen der Kürze ihrer Worte thun, wenn ſie nicht in den abgeſchnittenen Styl verfallen wollten. Im Deutſchen aber, welcher Unterſchied! Wenn wir die Perioden nicht ſchleppen wollen, müſſen wir ſie manchmal trennen; und wenn wir nicht ganz zurückbleiben wollen, müſſen wir unſrer Sprache Hülfe geben.“ [1] So ſchleppet ſich in Klotzens deutſchen Schriftchen der Periode manchmal, und der große Joh. Matth. Geßner empfand dieß ſehr wohl, da er in der Vorrede zu ſeinen deutſchen Schriften hierüber ein ungeheucheltes Bekenntniß abgelegt, das der Beſcheidenheit dieſes Mannes Ehre macht. Das wahre Deutſch unſrer Väter geht auch zu ſehr von dem Latein ab, als daß ſie

[1] Lit. Br. Th. 13. S. 120.

neben einander seyn könnten. Unsre Seele bauet, mit Montagne zu reden, diese Stockwerke über einander, und welches soll das unterste von allen, und die Grundlage seyn? — Eine fremde, oder die Muttersprache? — Die letztere ohne Zweifel; oder sie muß das Joch der lateinischen tragen.

Wenn man nun diese Winke verfolgt, und die Geschichte der deutschen Sprache durchgehet, sollte es so gar fremde seyn daß sie durch die lateinische Sprache gelitten; wenigstens daß diese jener ein gewaltiges Hinderniß gewesen? —

3.

Aber man blicke etwas weiter. Wenn die lateinische Sprache, es sey die mittlere oder die alte, sogar unsre Bildung fesselt, statt sie zu erheben; ja dieselbe Jahrhunderte durch gefesselt hat, sollte denn der Schade unbedeutend seyn?

Sobald man es zu einem letzten Zweck macht lateinisch zu lernen, und diese an sich so angenehme und nützliche Sprache nicht bloß als Mittel gebraucht, um durch sie Geschichte zu lernen, in den Geist großer Männer zu blicken, und gleichsam das ganze Gebiet einer ausgebildeten vortrefflichen Sprache sich zu eigen zu machen, so wird den Musen Latiums zu viel Raum in den Schulen, und zu viel Antheil an der Erziehung gelassen. Ich dehne dieß bis auf einzelne Stücke aus. Sobald die Erklärung eines Autors, oder der Autor selbst, der Jugend nichts als Worte und mechanischen Styl zu lernen gibt; sobald die Methode eines Lehrers oder die Materie der vorgegebenen Uebungen, auch nur zum Hauptzweck hat die Wahl und Stellung der Worte grammatisch genau einzuprägen; und wenn sogar in dem ganzen Plan einer Schule oder einer Unterweisung ein gewisser lateinischer Geist herrscht, der auf der andern Seite die größten Mängel nach sich ziehen muß:

ſo opfert man der lateiniſchen Sprache, ſie ſey ſo ſchön und nützlich als ſie wolle, zu viel auf. [1]

Zu viel von Seiten der Jugend. Es iſt gewiß daß das Gedächtniß unſrer blühenden Jahre allein fähig iſt Sprachen in ihrem ganzen Umfange zu erlernen, und daß man dieſe Zeit alſo, die zu den nothwendigen Sprachen die einzige iſt, nicht verſäumen müſſe, Ich gebe es auch gerne zu daß jede Methode die das Gedächtniß in dieſem Frühlinge unfruchtbar und müßig liegen läßt, es auf eine ganze Lebenszeit verderbe, weil es wie ein unbeſäeter wilder Acker durch unzeitiges Schonen untauglich und ausgemergelt wird (man erlaube mir dieß Wort). Aber das gebe man mir doch auch zu, was ich nur gar zu oft aus Erfahrung gelernt, und nicht genug überdenken kann, daß unſre Seele bei ihrem unendlichen Durſt nach Wahrheiten doch nie eine unendliche Menge derſelben faſſen kann; daß ſie uns ſehr bald wie ein beſchriebenes Blatt vorkomme, wo man am Rande und zwiſchen die Reihen freilich noch vieles nützliche zuſchreiben kann; aber der ganze Anblick des Blattes iſt beſchrieben; unglücklich! wenn man ſagen muß es iſt beſchmieret oder verſchwendet; alsdann läßt freilich der Reſt es zu, zu beſſern und auszuſtreichen, aber im Ganzen iſt der Schade unerſetzlich.

Es iſt eine Wahrheit, die mehr als eines Schulprogramms werth wäre: daß manche Wiſſenſchaft, manche Geſchicklichkeit kein andres Opfer als die Erſtlinge unſrer Jahre, unſrer Munterkeit und unſrer Begierde annehmen könne; daß zu gewiſſen Bildern und Begriffen ein gewiſſer erſter Adlersblick nöthig ſey, die man, wenn dieſer fehlt, nachher nie im gehörigen Lichte ſieht, nie mit der gehörigen Macht empfindet, nie mit dem wahren Feuer denket, und

[1] Wer von unſern Philologen iſt ein Geßner, an Kenntniß und Liebhaberei der Römer? Und wie ſehr er den lateiniſchen Geiſt in unſern Schulen haſſet, das mögen ſeine kleinen deutſchen Schriften beweiſen.

im ganzen Umfange umfaſſet. Es kam auf den erſten allmächtigen Eindruck an; iſt dieſer verfehlet, ſo iſt alles verloren: verloren der erſte unerklärliche Scharfſinn, der nie durch Geduld und Fleiß erſetzt wird; verloren das große innerliche Gefühl eines Bewußtſeyns daß man das Ganze habe; verloren das Hausherren- und Eigenthumsrecht mit dieſen Begriffen ſchalten und walten zu können; kurz, verloren das was man Genie nennt. — Nachher kann man freilich viel lernen, aber nicht mehr mit der kühnen und muntern Anwendung auf ſein Ich, daß man es mit allem Nachdrucke könnte faſſen nennen; man kann allerdings viel andern nachdenken lernen, allein mit ihnen mitdenken, oder ihnen gar vordenken, wird man niemals mehr; kurz, man wird noch viel wiſſen, aber nicht mit dem Lichte der Anſchauung und dem Selbſtgefühl daß dieß Wiſſen auch bildete: ein Wort, das in unſrer Erziehung ſo oft genannt, aber wenig durchdacht, und noch weniger ausgeübt wird.

Ich muß dieſe Samenkörner einer äußerſt wichtigen und reichen Materie nur im Vorbeigehen hinwerfen, und mich zurückfinden. Wenn die lateiniſche Sprache Hauptzweck wird, ſo wird der Blick des Jünglings von allen dieſen Ausſichten abgewandt, und mit dem grammatiſchen Scepter, wie mit einem glühenden Eiſen, auf einmal geblendet. Seine Wange wird zu Runzeln eines grammatiſchen Sophiſten gewöhnt; Falten, die er äußerſt ungern annimmt, und die nachher nie völlig und ohne Merkmal verſchwinden können. Die erſte Farbe die unſrer Denkart aufgetragen wird, verliert ſich nie; wehe uns! wenn ſie uns unangenehm, oder gar verunzierend iſt. Seufzen muß der Menſchenfreund, wenn er ſieht wie in den Schulen die mit dem Namen: Lateiniſche Schulen prangen, die erſte junge Luſt ermüdet, die erſte friſche Kraft zurückgehalten, das Talent in Staub vergraben, das Genie aufgehalten wird, bis es, wie eine gar zu lange zurückgehaltene Feder, ſeine Kraft ver-

liert. Wer ſollte je auf den Gedanken fallen daß die Methode der Sprachenerziehung für die Jugend paſſend ſey, wenn man ſich nur einmal aus unſrer Denkart hinausſetzt; allein wie ſchwer wird's, ſich da hinauszuſetzen? Und dann, kann eine Betrachtung, wenn man ſie auch als wahr erkennen ſollte, von Jugend auf eingewurzelte Vorurtheile zerſtören die den Erziehern zur andern Natur geworden? Kann eine kalte Wahrheit einem fühlloſen Eigenſinne Gefühl geben? Kann ſie Pedantenſeelen ſo ergreifen daß ſie, wenn ſie ſich auch in allem Lichte zeiget, ihnen auch den Willen einflößt nach ihr handeln zu wollen; die Kraft einflößt nach ihr handeln zu können; die Menſchengüte einflößt, wider Gewohnheit und Beiſpiel nach ihr zu handeln? — Unterdrückte Genies! Märtyrer einer bloß lateiniſchen Erziehung! o könntet ihr alle laut klagen! —

„Was iſt denn aber an Genies gelegen?" Deſto mehr liegt uns an brauchbaren Männern. Zu dieſen wird eine glückliche Temperatur von Gaben und Geſchicklichkeiten erfordert; eine gewiſſe Mittelmäßigkeit, die ſich nicht zu Genies und Geiſtſchöpfern hebet, und nicht zu dummen Dorfteufeln herabſinket; eine mittlere Größe, die eben den Punkt der Nutzbarkeit trifft. Von dieſem Punkt aus werden die Linien zu Realſchulen gezogen, die dieſen Hauptzweck haben brauchbare und tüchtige Männer zu bilden, und den vorigen Plan zum Schattenriſſe ihres ganzen Gebäudes haben; eine gewiſſe Temperatur, die die gemeinſte, brauchbarſte und glücklichſte iſt.

Realſchulen müſſen ſich zuerſt nach den meiſten Subjecten richten; von da können ſie am füglichſten auf beide Seiten auslenken: zu Genies und Blindgebornen. Sie müſſen ſich nach den meiſten Zwecken der Brauchbarkeit richten, von denen die meiſten weder ein Maximum noch Minimum fordern und leiden können. Sie müſſen ſich nach der Mehrheit der Werkzeuge richten, die da bilden ſollen, weil wieder das recht Hohe und recht Tiefe gleich

ſelten und gleich unbrauchbar iſt. — Wenn nun dieſe glückliche Miſchung das Meiſterſtück bei Erziehung und Unterricht iſt (wie es einem jeden der die Welt, die menſchliche Seele kennet, überlaſſen wird zum Nachdenken), ſo kommt alles aus ſeinem Gleichgewichte, wenn wir für Latium erzogen werden und die lateiniſche Sprache der herrſchende Ton des Ganzen wird. Die Welt braucht hundert tüchtige Männer und einen Philologen; hundert Stellen, wo Realwiſſenſchaften unentbehrlich ſind; eine, wo eine gelehrte und grammatiſche Kenntniß des alten Roms gefordert wird.

Nun ſchränke ich mich drittens ſogar auf die Sphäre eines Gelehrten ein; auch in ſeiner Bildung kann der lateiniſche Geiſt feſſeln, ſo gut als in der Bildung des Genies und des brauchbaren Mannes. Ich ſetze hier ſchon wahre Bildung voraus, daß man ihn nicht bloß mit den Worten, den Gebräuchen und Alterthümern, ſondern mit dem Sinn der Römer bekannt mache, und dieſe ihm zum Muſter der Nachahmung vorhalte — ſelbſt hier ſetze ich eine kleine Einſchränkung hinzu. Das iſt doch einmal gewiß daß die Römer auf einer andern Stufe der Cultur geſtanden als wir; daß wir ſie in einigen Stücken hinter uns haben, und in andern, wo ſie vor uns ſind, nicht nachahmen können. Die Geſtalt unſrer Literatur hat nicht bloß eine andre Farbe, ſondern eine andre Bildung als die altrömiſche; und es bleibt alſo nicht ſchlechterdings ein Ruhm, wenn es heißt: dieſer Dichter ſingt wie Horaz; jener Redner ſpricht wie Cicero; dieſer philoſophiſche Dichter iſt ein andrer Lukrez; dieſer Geſchichtſchreiber iſt ein zweiter Livius. Ich ſage: nicht ſchlechterdings! Aber das iſt ein großer, ein ſeltener, ein beneidenswerther Ruhm, wenn es heißen kann: ſo hätten Horaz, Cicero, Lukrez, Livius geſchrieben, wenn ſie über dieſen Vorfall auf dieſer Stufe der Cultur, zu der Zeit, zu dieſen Zwecken, für die Denkart dieſes Volks, in dieſer Sprache geſchrieben hätten.

Das letzte heißt: einen Alten nachbilden, und ihm nacheifern; das erste: ihn copiren, und ihm nachahmen. Das erste ist leider sehr selten, weil man dabei das beiderseitige Genie zweier Sprachen, Denkarten und Zeiten kennen, vergleichen, und so brauchen muß daß keinem Zwang geschieht. Diese Kunst ist bildend für das Genie; weil sie es aber auch sehr oft unterdrückt; weil die so die Alten in ihrem Glanze kennen, oft auch von ihnen geblendet werden, so hat Young in seiner Schrift von Originalwerken[1] Recht daß meistens das Lesen der Alten schädlich wird; er hat Recht, ohne daß doch das Lesen der Alten auch nur im geringsten Stücke deßwegen abzuschaffen wäre. — Es erfordert noch eine eigne und sorgfältigere Betrachtung: ob dieser Schade nicht unter so vielen großen Nutzen verschwinde; ob wir denn Originalköpfe so nothwendig brauchen; wiefern sie heuzutage möglich und zu hoffen sind u. s. w.

Sobald wir aber die Alten loben, anbeten und knechtisch nachahmen, weil sie Alte sind; sobald man von ihnen abborget, oder sie bestiehlt, weil man alsdann eine neue Antike, oder ein Moderner nach altem Geschmack wird, so ist die Nachahmung unleidlich. Man betrachte diesen geplünderten Alten als einen Neuern und Fremden, so wird man das Zwangvolle sehen. Und stünde der Alte selbst auf, lernte uns kennen, und sähe dann die Heerde Nachahmer, die sich um seine Urne drängen — über Gewaltthätigkeit, über Straßenraub würde er schreien, und das servum pecus von seiner Asche vertreiben.

4.

Meine Meinung von der deutsch-lateinischen Erziehung überhaupt habe ich gesagt; daß ein lateinischer Geist in den Kern der Wissenschaften eingedrungen, läßt sich, wie ich glaube, von selbst einsehen.

[1] Ich führe dieß Exempel an, weil man den guten Young in Deutschland förmlich widerlegt hat; s. Rambachs Sendschreiben über die Frage: ob das Lesen der Alten an dem Mangel der Originalscribenten schuld sey.

Man durchgehe z. E. die Lehrbücher der meiſten Weltweisheiten: man wird eine wiſſenſchaftliche Sprache finden, in welche die Begriffe verwebt ſind.

Ganze Jahrhunderte durch war die lateiniſche Sprache das einzige vehiculum der Ariſtoteliſch-Scholaſtiſchen Philoſophie; man hat ſie als das allgemeine Band der Gelehrten in allen Ländern Europens angeſehen. Sie hat auch zur lehrenden Sprache der Weltweisheit unter allen Sprachen die ich kenne, nach der griechiſchen vielleicht die größten Anrechte, wegen ihrer Kürze, und des Nachdrucks in den philoſophiſchen Kunſtwörtern, über die man nur ſehr langweilig ſpottet; ſie iſt lange im Beſitz dieſer Vorzüge; in ihr hat man die beſten Schriften dieſer Art, und ſie iſt dieſes philoſophiſchen Ranges doch immer ungleich würdiger als die franzöſiſche, die jetzt neben ihr um den monarchiſchen Scepter der Literatur buhlet.

Aber dieſe lange Regierung hat ihr eben eine Macht über das Innere der Literatur gegeben, die dieſer vielleicht nachtheilig iſt. Ich führe einige Beiſpiele an, und laſſe einen jeden mehr ſuchen. — In der Schuloratorie und Schullogik beſtand bei vielen Schulen ein Theil der Weisheit darin, wie man einige rhetoriſche und logiſche Kunſtgriffe, Werkzeuge und Spielwerke lateiniſch benennen ſollte, und dieſe Terminologie verſchlingt man oft ſo begierig als jener Kranke, nach Hudibras Ausdruck, das Recept ſtatt der darauf geſchriebenen Pillen. Dieß bringt jene dürre unfruchtbare Barbarei in die Methode die ein Lexikon von Namen zu lernen aufgibt, und die Seele vom Denken zurückhält. Hier haben einige neuere Weltweiſe mit Recht geſagt, wie Sokrates da er durch einen Jahrmarkt voll Volk ging, zu ſeinem Begleiter: Freund! wie viel können wir entbehren?

Dazu kömmt zweitens dieß daß eine jede Schule gewiſſe Lieblingswörter ſich gewählet, die ſie als Spaziergänge gebraucht um die Materie nach Belieben zu betrachten. „Man hat einige Grundfäden

die zu allen Schriften dienen müſſen, und in die man nachher nur die veränderten Figuren hineinwirket.“ Hieraus entſteht eine gewiſſe Bequemlichkeit im Denken. Man könnte freilich von allen Seiten herumgehen, um den Gegenſtand aus allerlei Geſichtspunkten zu betrachten; allein man ſetzt ſich auf dieß oder jenes Wort, als eine alte Ruheſtätte, und ſieht — was alle Menſchen vor uns ſahen und nach uns ſehen werden. Oder man ſchichtet ſeine Materie nach gewiſſen alten Eintheilungen, die ſich auf Schulen herunter erben, und ein Joch im Denken auflegen, weil der Zuhörer nicht für ſich über uns, ſondern mit uns oder uns nach denken ſoll.

Daher entſpringt der dritte Schade, der zu den böſen Krankheiten der Weltweisheit an ihren heimlichen Orten gehört: „nämlich ein Lawiſcher Actienhandel in Worten, da man keine Idee als nach dem Werthe der Worte hat.“ [1] Der Kunſtrichter hält dieß faſt für nothwendig, und nennt es [2] „äſthetiſch Gewäſch, wo immer Gedanke vom Ausdruck abgeſondert behandelt wird.“ Er ſieht aber doch dabei eine Schwierigkeit die er nicht ausdrücken kann. Vielleicht gelingt es mir ſie kurz und gut darzuſtellen, und wenigſtens die Sache auf beiden Seiten zu betrachten: wiefern es nöthig und nützlich, und wiefern es unnöthig und ſchädlich werde daß der Gedanke am Ausdruck klebe; — eine delicate Materie der philoſophiſchen Sprachkunſt! — Mein Spaziergang entfernt ſich, aber endlich muß er doch in den Weg einſchlagen den ich verlaſſe.

5.

Alles kömmt auf den Unterſchied an: lernen wir die Sprache, oder erfinden wir ſie uns ſelbſt. Schriebe ich von dem letztern, wie ungefähr bei den erſten Erfindern habe der Ausdruck am Gedanken kleben müſſen, ſo würde ich einen andern Weg nehmen müſſen als jetzt, da wir die Sprache lernen. Dort wäre erſt

[1] Lit. Br. Th. 17. S. 115.
[2] S. 114.

die ganze Zeichenſprache des Menſchen zu erſchöpfen, die Beredſamkeit des Auges und des ſprechenden Antlitzes; die unzählige Menge unarticulirter Töne bei einem thieriſchen Menſchen, ſeine mimiſche Sprache — eine Menge von Sprachmitteln, die an ſich die kräftigſten, die erſten, und auf eine Zeit die einzigen müſſen geweſen ſeyn — ehe der Menſch zur Sprache ſeine Zuflucht nahm.

Uns iſt dieſer ganze Wald ein böhmiſcher Wald. Wir verſtehen dieſe Zeichenſprache nicht mehr, denn man läßt uns nicht eine Sprache erfinden, ſondern lehrt ſie uns; man läßt nicht das Thier ſich ſo lange entwickeln, bis es ſich endlich dem Menſchen von ſelbſt nähert, ſondern man erweckt eben Gedanken durch Worte; und dieſe erſten Wörter, die wir lallen, ſind die Grundſteine aller unſrer Erkenntniß. Bei allen ſinnlichen Begriffen, bei den einfachen und Erfahrungs-Ideen verhält ſich „der Ausdruck zum Gedanken wie die Haut zum Körper.“ Man verſuche es die Methoden der Sprachen in Gedanken umzukehren: alles wobei, wenn wir die Sprache erfänden, der Ausdruck willkürlich wäre, alles dieß wird meiſtens, wenn wir die Sprache lernen, unzertrennlich verknüpft. So waren in einer jüdiſchen Republik die Geſetze die zur äußern Beſtimmung ihres Staats gehörten, und die andern willkürlich vorkommen müſſen, drohender und ſchwerer als die Geſetze des allgemeinen Naturrechts.

Da nun auf dieſem Wege die menſchliche Erkenntniß fortſchreitet, mittelſt Sachen zugleich Worte zu lernen, ſo möchten zweitens alle die Gegenſtände des Lebens, die ich ſinnlichklar unterſcheide, ohne mir des unterſcheidenden Merkmals deutlich bewußt zu ſeyn, noch den Gedanken mit dem Ausdruck paaren. Wer kann ſich in der Sprache des gemeinen Lebens über alle Gegenſtände, mit denen er durch die Erziehung vertraut geworden iſt, geläufiger und treffender ausdrücken als der gemeine Mann von gutem geſunden Verſtande? Aber nun verſucht bei ihm den Gedanken vom

Ausdruck zu ſondern; ihr verſtehet das Wort nicht; er ſoll euch ſeinen Begriff durch andre Worte erklären (ich meine nicht ſinnliche Zeichen); ſo iſt für ihn keine größere Mühe in der Welt; und für euch wird's ein lächerlicher Auftritt ſeyn einen worterklärenden Bauer zu ſehen. Seine Seele und ſeine Sprache ſind zwo Schweſtern, in Geſellſchaft erzogen, zu einander gewöhnt, und unabtrennbarer als Julie und Clare für den philoſophirenden St. Preux, wenn er mit der einen allein buhlen wollte.

Drittens, die feinere Sprache des Umganges macht zwar die Zunge freier, und bindet ſie mehr vom Gedanken los (ich meine hier nicht moraliſch, ſondern pſychologiſch), daß ſie ſich zum Vernünfteln bildet. In dem großen Reichthume von Ausdrücken über „die Vorfallenheiten des Lebens, über Dinge wobei abſtracte Unterſuchungen wegfallen," wechſeln wir mit Worten wie mit Geldſtücken. Jedes ſoll ſeinen beſtimmten Werth haben; aber ob es ihn hat, und ob der andre weiß wie viel es haben ſoll, das iſt eine ganz andre Frage. Ein Frauenzimmer das gut, nicht aber gelehrt, erzogen iſt, wird über Dinge die in ihrer Sphäre ſind, mit einer Geläufigkeit, ungekünſtelten Beſtimmtheit und naiven Schönheit ſprechen, daß ſie gefällt; kömmt aber ein Schulgelehrter der ihre Worte wägen will, ſo wird ſie ſchüchtern werden; will er philoſophiſche Erklärungen und Beſtimmungen, ſo wird ſie ſtammeln — nochmals ſtammeln, und endlich dasſelbe Wort wiederholen; will er jetzt aber grammatiſche Zierlichkeiten lehren, wie ſie beſſer hätte ſagen können, ſo wird ſie ſich loswinden, und ihn von weitem anhören:

Als ob der graduirte Mann
Mit einem Zauberfluche
Sie zu beſchwören ſuche.

Man erlaube mir hier ein Wort dazwiſchen von dieſer ſinnlichen Sprache. Der Weltweiſe darf nicht auf ſie ſchimpfen, und

mit hoher Miene einen Zaun zwiſchen der gemeinen, der äſthetiſchen und der gelehrten [1] Sprache machen — drei Wörter die für mich immer unbegreiflich geweſen, wenn man ſie neben einander ſtellet. Sie laufen in einander, ihre Cirkel durchſchneiden ſich, und ſie haben ganz und gar nicht einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt. Jede hat ihren Zweck, jede ihre ausſchließenden Schönheiten und Fehler; die Sprache des gemeinen Lebens die ihrigen, die philoſophiſche Sprache die ihrigen, die höchſte Dichterſprache die ihrigen. Sich alſo einen Ton auf Koſten eines ganz unſchuldigen Fremdlinges geben, der unter eine andere Obrigkeit gehöret, iſt widerrechtlich; und ein gelehrtes Gehege ziehen, worin bloß eine gelehrte Sprache gilt die nach lateiniſchen Ausdrücken deutſch gemodelt iſt, wird oft lächerlich. Der Erfinder der Aeſthetik, Baumgarten, vermuthete es vielleicht nicht daß einige ſeiner Lieblingswörter und Eintheilungen bei ſeinen Nachfolgern Wortſchranken werden ſollten, wie z. E. ſeine Horizonte der Erkenntniß, Reichthum, Wahrheit, Größe, Licht, Gewißheit, Leben der Begriffe u. ſ. w.

Eine Anwendung des Geſagten kömmt hier vielleicht zu rechter Zeit. Wenn der ganze Schatz menſchlicher Begriffe durch Worte geſammlet wird; wenn in der ganzen Sprache des gemeinen Lebens der Gedanke am Ausdruck klebt; wenn ſelbſt in der Sprache des Umganges nicht eben häufig die Idee ohne Wort gedacht wird — wie muß der Vortrag ſeyn der ſich in dieſe Sphäre paſſen ſoll? Unmöglich anders als in Worten die dieſer Mundart geläufig ſind.

Alle Bücher die in der Welt von Gegenſtänden, Verrichtungen und Vorfällen zu Hauſe gehören, in welcher der gemeine Mann lebt, können ſich nicht in einer neuen Sprache brüſten, oder ſie werden lächerlich, unverſtändlich und unnütz. — Wenn jene fruchtbringende Geſellſchaft der Katze und dem Schornſteine neue Namen geben wollte, ſo war ſie am Kopfe krank, und mancher Klügling hat

[1] S. Meiers gelehrte Sprache. Lit. Br. Th. 17. S. 111.

ſich über ihre Krankheit beinahe ſelbſt krank gelacht. Aber wenn Halle über Künſte und Handwerke eine neue Sprache redet, mit äſthetiſchen Umſchreibungen und galanten Umſchweifen uns eine wächſerne Naſe drehet; wenn er die Geſchichte der Thiere nicht wie ein Lehrer der einfältigen Natur uns erzählet, ſondern mit artigen und feinen Männchen uns bald dieß bald das als ein Schattenſpiel an der Wand zeigt, damit wir ja die Brillanten an ſeinen Fingern ſehen ſollen, ſo iſt das ein ſchöner Schriftſteller von Geſchmack. — Ferner: wenn im gemeinen Leben eine Großtante nach der alten Welt höflich zu ſprechen glaubt wenn ſie ſagt: meine Füße, mit Reſpect zu ſagen! oder die Straße iſt, salva venia, unrein! ſo lachen wir über die gute Frau. Aber darüber lachen wir nicht, wenn ein Schulgelehrter vor einem Barbarismus zittert; wenn er vor jedes zweideutige Wort ut ita dicam etc. ſetzt; wenn er in der Naturlehre der Erfahrungen undeutlich umſchreibt, um nur zierlich thun zu können. — Möchten doch Schriftſteller dieſer Art bedenken worüber ſie ſchrieben, daß hier das Wort den Gedanken, nicht der Gedanke das Wort erzeuge.

Zweitens: Ueberall wo ich zum gemeinen Mann rede (ich meine hier jeden der kein Büchergelehrter iſt), muß ich in ſeiner Sprache reden, und ihn zu meiner Sprache nur allmählich gewöhnen; ich muß nicht wie aus den Wolken zu ihm reden, ſondern auf ſeinen Grund und Boden treten, und ihn allgemach in meine Sphäre heben. Unter der großen Menge von Beiſpielen wähle ich die mir hier beifallen.

Der gemeine Mann liest wenig, und noch weniger iſt für ihn geſchrieben. Dieß Wochenblatt[1] ſoll für ihn geſchrieben ſeyn?

[1] Eine der ſchönſten neuern Wochenſchriften, der Hypochondriſt, hat mich wieder an den Einfall erinnert wie eine Provincialwochenſchrift, die dieß in hohem Verſtande wäre, ein originales Werk ſeyn könnte, das bloß mit den Sitten dieſer Provinz unterginge, und das Lieblingsbuch etlicher Zeitalter wäre.

— Unmöglich, denn es ist voll Bücherwitz, voll gelehrter Gründlichkeit, in einer Sprache die die Büchermotten verstehen mögen, aber nicht er, der statt Büchern unter Menschen wandelt, sie mögen seyn von welchem Stande sie wollen. Der Mensch, der Mann, die Frau, der Gesellige, und wie der Leser weiter will, ist vor dem Pulte geschrieben, und hat nicht die Sprache in seiner Gewalt, die jeder Leser sich von der Zunge gerissen glaubt, in der er seine Worte und mit ihnen seine Ideen wiederfindet. Dieß ist ein Wochenblatt zum Besten der Kinder. Sollen Kinder es lesen? Der Titel lügt, oder es ist ihnen mit allen seinen Abhandlungen und Fabeln, und Gedichten eine Qual! Sollen Eltern es lesen? Haben sie dazu Zeit? Ist dieß ihnen zu wissen nöthig? Gibt es ihnen, worin sie Rath wollen und brauchen, kurz und gut, Rath? Spricht es die Sprache der Eltern, die ans Herz dringt? Nein! Für Hofmeister mag das ein Buch seyn, die langweilig, wie die Verfasser, denken wollen! — Ich urtheile zu frei? wohl, so schenke man mir mehrere Beispiele, über die ich noch freier schreiben müßte; man höre was ein Schriftsteller schreibt den ich nicht genug lesen kann: [1]

„Es hat sich in der feinern Welt nach und nach eine Sprache aus der Metaphysik und andern Wissenschaften eingeführt; es haben sich Redensarten aus andern Sprachen in die unsrige eingeschlichen, die jeder sinnreiche Schriftsteller brauchen will und brauchen muß, die aber der gemeine Mann nicht versteht, wenn er sie auch zu verstehen scheint. Er ist immer noch achtzig, hundert Jahre zurück; seine Bibel, sein Katechismus, seine alten Bücher, sein täglicher Gebrauch enthalten den ganzen Umfang der Begriffe und Ausdrücke die ihm bekannt und geläufig sind. Was davon abgehet, ist für ihn eine fremde Sprache, die er weder Geschicke, noch Muße, noch Geduld hat zu erlernen; — die ihm auch nicht nöthig ist." — Nun gehe man nach diesem

[1] Abbt vom Verdienste. S. 349.

Gesichtspunkte die Wochenschriften, die Erbauungsbücher, die Predigten durch; alles soll für den gemeinen Mann seyn, und wenig ist für ihn. O eine Schrift, die das ist was eine Erbauungs-, eine Bildungsschrift für den größten, nutzbarsten und ehrwürdigsten Theil der Menschen, das Volk, seyn soll — gebet mir, wenn ich Alexander wäre, einen goldnen Kasten her; ich weiß nichts besseres in demselben zu verwahren! — Doch nein! Ein Schriftsteller der Art wird mich mit dieser Ehre auslachen; er hat einen schönern Ort für sein Buch: den armen Kleiderschrank; und für die Lehren die sein Buch enhält: das Herz des redlichen Lesers, der ihn theuer hält. Macht mich mit einer Schrift bekannt die für den Menschen, den Bürger, für seine Denkart und für sein Herz, für seinen Stand und sein Bedürfniß geschrieben ist; die das saget was er immer gedacht, und doch nicht gedacht; was er thun wollte und muß, und doch nie gethan; worüber er Rath und Unterricht will, und wie er ihn will; die ihm in die Seele spricht, in der er sich finde; die ihm seine Worte von der Zunge, seine Einwendungen und Wünsche geraubt; die recht ein Buch für ihn ist! Wo ist ein Mann der Art:

Wo ist er? und der Kranz des Patrioten
Soll sein ehrwürdig Haupt umziehn! —

Noch eine Anwendung! Das Frauenzimmer gehört ohne Zweifel nicht in die Hörsäle und Studirzimmer der Gelehrten, wenn es sich bilden will zu seiner Bestimmung, damit es seine Seele verschönere, und das Vergnügen des männlichen Geschlechts sey; damit es die Würde der Bürgerinnen, und Hausmütter, und Ehegatten, und Erzieherinnen erreiche, damit es alle die Talente ausbilde die ihm die Natur gab, und die Pflichten fordern, das schöne Geschlecht zu werden. Ohne allen Zweifel muß also ein Lehrbuch zu ihrer Bildung nicht nach männlichem, noch weniger nach gelehrtem Zuschnitt seyn. Es muß, statt eines Skeletts von Schul-

weisheit, ſich ihrem Verſtande bequemen; und weil in der Welt der Damen immer die Worte gleichſam die Hüllen ſind in denen ſie denken, ſo iſt es das ſicherſte Zeichen daß man für ſie denken kann, wenn man mit ihnen zu ſprechen weiß. Ob unſre Schulmethoden, unſre zerſtückten Unterweiſungen, unſre Katheder-ſprache, unſre gelehrte Gründlichkeit auf ihre Bildung (ich ſage nicht: Unterricht!) paſſe — können nichts als Verſuche und Erfahrungen entſcheiden. Laſſet nun einen ehrlichen Schulrector oder gelehrten akademiſchen Profeſſor einen Lehrer in dem werden was ſie bilden ſoll und kann; gebet ihm die fähigſten Zöglinge, laſſet eine Frauenzimmer-Akademie ihm zuhören, die aber aus Gliedern beſtünde, die ſelbſt verſtändige, nicht aber gelehrte, und ja keine Daciers ſeyn müßten — nun gebet Acht: ſein gelehrter Vortrag ermüdet; er gibt auf zu lernen — Worte die nie in ihre Sphäre gehören, Sachen die ſie nie brauchen können, Wahrheiten und Lehrſätze, die nicht für ſie ſind. — Haben wir daher eine Encyklopädie der Frauenzimmerwiſſenſchaften? — die ſich zu den bekannteſten Begriffen herabläßt, in denen ſie erzogen worden; ſie über Sachen unterrichtet, die rings um ſie ſind; die Empfindungen entwickelt die in ihren Herzen ſchlafen; ihnen ihre ganze Beſtimmung und Zwecke ſtufenweiſe entwickelt; von der ganzen Gelehrſamkeit, Weltweisheit und ſchönen Literatur, von der Geſchichte und den ſchönen Wiſſenſchaften ihnen nur ſo viel vorhält als nöthig iſt ſie zur Schönheit des Geiſtes zu bilden; ihnen es in der Ordnung vorhält, die ſie immer muntrer macht; und mit den Worten, die, ihren Lippen entwandt, den Weg wiſſen, in ihre Seele und an ihr Herz zu ſchleichen; — haben wir im Deutſchen ein ſolches Buch zur Bildung? Ich zweifle gar daß eine Mannsperſon es ſchreiben kann, und die franzöſiſchen Philoſophien in dieſer Art ſind als Bildungen für einen glänzenden Witz in der Geſellſchaft, zum Zeitvertreibe für galante Toiletten, vortrefflich; haben ſie aber

für den guten gesunden Verstand des Lebens geschrieben seyn sollen? Da nun die Franzosen in der Cultur des Frauenzimmers nach ihrem Ideal des gesellschaftlichen Tons uns weit voraus sind: ihr Deutsche, wo haben wir sie denn? Ich würde mich ja schämen einen Köster neben Fontenelle zu setzen!

6.

Jetzt bitte ich einige Dichter auf ein Wort beiseit. Wenn bei sinnlichen Begriffen, bei Erfahrungsideen, bei einfachen Wahrheiten, und in der klaren Sprache des natürlichen Lebens der Gedanke am Ausdruck so sehr klebt, so wird für den der meistens aus dieser Quelle schöpfen muß, für den der gleichsam der Oberherr dieser Sphäre gewesen (wenigstens in der alten sinnlichen Zeit der Welt) — für ihn muß der Gedanke zum Ausdruck sich verhalten, nicht wie der Körper zur Haut die ihn umziehet, sondern wie die Seele zum Körper den sie bewohnet: und so ist's für den Dichter. Er soll Empfindungen ausdrücken; — Empfindungen durch eine gemalte Sprache in Büchern ist schwer, und, eigentlich zu sprechen, unmöglich. Im Auge, im Antlitz, durch den Ton, durch die Zeichensprache des Körpers — so spricht die Empfindung, und überläßt den todten Gedanken das Gebiet der todten Sprache. Und, armer Dichter! und du sollst deine Empfindungen aufs Blatt malen; sie durch einen Canal schwarzen Safts hinströmen; du sollst schreiben daß man es fühlt, und doch dem wahren Ausdrucke der Empfindung entsagen; du sollst nicht dein Papier mit Thränen benetzen daß die Tinte zerfließt, du sollst deine ganze lebendige Seele in todte Buchstaben schließen, und parliren, statt auszudrücken. — Hier sieht man daß bei dieser Sprache der Empfindungen, wo ich nicht schreiben, sondern in die Seele reden muß daß es der andre fühlt — daß hier der eigentliche Ausdruck unabtrennlich sey. Dichter! du sollst den natürlichen Ausdruck der Empfindung künstlich vorstellen, wie du einen

Würfel auf der Oberfläche zeichneſt; du ſollſt den ganzen Ton deiner Empfindung in dem Perioden, in der Lenkung und Bindung der Wörter ausdrücken; ein Gemälde hinzeichnen daß dieß ſelbſt zur Einbildung des andern ohne deine Beihülfe ſpreche, ſie erfülle, und durch ſie ſich zum Herzen grabe; du ſollſt Einfalt und Reichthum, Stärke und Colorit der Sprache in deiner Gewalt haben, um das durch ſie zu bewirken was du durch die Sprache des Tons und der Gebärden erreichen willſt — wie ſehr klebt hier alles am Ausdrucke; nicht in einzelnen Worten, ſondern in jedem Theile, im Fortgange derſelben und im Ganzen. Daher rührt die Macht der Dichtkunſt in jenen rohen Zeiten, wo noch die Seele der Dichter, die zu ſprechen, und nicht zu plappern gewohnt war, nicht ſchrieb, ſondern ſprach, und auch ſchreibend lebendige Sprache tönete; in jenen Zeiten wo die Seele des andern nicht las, ſondern hörte, und auch ſelbſt im Leſen zu ſehen und zu hören wußte, weil ſie jeder Spur des wahren und natürlichen Ausdrucks offen ſtand. Daher rühren jene Wunder, die die Dichtkunſt geleiſtet, über die wir ſtaunen und faſt zweifeln; die aber unſre ſüßen Herren verſpotten und närriſch finden. Daher rührt alles Leben der Dichtkunſt, was ausſtarb, da der Ausdruck nichts als Kunſt wurde, da man ihn von dem was er ausdrücken ſollte abtrennete; der ganze Verfall der Dichterei, daß man ſie der Mutter Natur entführte, in das Land der Kunſt brachte, und als eine Tochter der Künſtelei anſah; der Fluch alſo, der auf dem Leſen der Alten ruhet, wenn wir bloß Worte lernen, oder den Inhalt hiſtoriſch durchwandern, oder äſthetiſche Regeln ſuchen, oder Beiſpiele ausklauben; kurz, wenn wir Gedanken und Worte in ihnen abgetrennt betrachten; nicht das ſchöpferiſche Ohr haben, das die Empfindung in ſeinem Ausdrucke, in vollem Tone höret; nicht jenes dichteriſche Auge haben, das den Ausdruck als einen Körper erblickt, in welchem ſein Geiſt denket und ſpricht und handelt.

„Daher rührt das äſthetiſche Gewäſche, wo immer Gedanke, vom Ausdrucke abgeſondert, behandelt wird;“ [1] und der Unſegen daß es uns ſchwer wird, wie die Alten zu denken, weil man das Denken ohne Ausdruck erhaſchen wollte, und wie die Alten zu ſprechen, weil man wiederum den Ausdruck vom Gedanken abgeſondert betrachtete. Je mehr ich der Sache nachdenke, daß man es für nützlich, ja für nothwendig habe halten können, in Poeſien Gedanken und Ausdruck unverbunden zu behandeln, in Poetiken unverbunden zu lehren, und in Alten unverbunden zu zergliedern, deſto fremder kömmt mir dieſe Zerreißung vor.

Gedanke und Ausdruck! verhält er ſich hier wie ein Kleid zu ſeinem Körper? Das beſte Kleid iſt bei einem ſchönen Körper bloß Hinderniß. — Verhält er ſich wie die Haut zum Körper? Auch noch nicht genug; die Farbe und glatte Haut macht nie die Schönheit vollkommen aus. Wie eine Braut bei ihrem Geliebten, wenn derſelbe, ſeinen Arm um ſie geſchlungen, an ihrem Munde hanget; wie zwei zuſammen Vermählte, die ſich einander mittheilen; ein Paar Zwillinge, die zuſammen gebildet und erzogen, ſich lieben und begleiten; wie Shakeſpears Freundinnen? Dieſe Bilder ſind bedeutend, aber, wie mich dünkt, noch nicht vollſtändig. — Wohl! es fällt mir ein Platoniſches Märchen ein, wie der ſchöne Körper ein Geſchöpf, ein Bote, ein Spiegel, ein Werkzeug einer ſchönen Seele ſey; wie in ihm die Gegenwart der Götter wohne, und die himmliſche Schönheit einen Abdruck in ihn geſenkt, der uns an die obere Vollkommenheit erinnert. Ich ſetze dieſe ſchönen Sokratiſchen Bilder zuſammen, und zeige meinen Leſern ein Bild, daß Gedanke und Wort, Empfindung und Ausdruck ſich zu einander verhalten wie Platons Seele zum Körper.

Wenn einer von meinen Leſern, der bei den Werken der Alten in das Jahrhundert der goldnen Zeit und einfachen Natur entzückt

[1] Lit. Br. Th. 17. S. 114.

geweſen iſt, ſich bei meiner Erzählung deſſen erinnert was er hier in dieſem Elyſium für Gedanken geſehen, für Ausdrücke gehört, und wie beide in einander gefloſſen ſind; wie würde ich mich freuen wenn einer von dieſen mir Recht gäbe, und damit mich ſchadlos hielte, daß zehn ſchöne Geiſter, die ſich in das ſchöne Kleid und den Putz des Coſtume, in die ſchönen Fingerſpitzen der Chineſen-Schönheiten, in das blendende Teint franzöſiſcher Wendungen, oder in das oft überladene Colorit brittiſcher Bilder verliebt haben, mich einen Träumer und Enthuſiaſten ſchelten werden.

Aus dem ſeligen Reich der Götter ward die Empfindung, wie bei Plato die Seele, heruntergeſandt in den Schooß der irdiſchen einfältigen Natur. In dem Schooß dieſer geſunden und ſtarken und fruchtbaren Mutter ſollte die Bewohnerin des Himmels einen ſchönen und blühenden Körper ſich zum Wohnhauſe bereiten; daher nahm ſie das zarteſte und feinſte Geblüt ihrer Mutter zur ſanften Hülle, und ward die Schöpferin des Gebäudes rings um ſich. Kein Sturm widriger Wallungen und kein Blitzſtrahl von ungeſunden Zuckungen hinderte ihr Gewebe, in welches ſie ohne Gefühl gewaltſamer Störungen ihr Bild voll ruhiger Stille eintrug, als das Bild einer Freundin der Götter und Geſpielin der Göttinnen. Sie vollendete ihre Schöpfung, ſie brachte die Frucht zur Reife, ſie vollführte den Palaſt ihrer Wohnung; ihr gelang das Bild ihrer ſelbſt, das von ihr zeugen ſollte. Kurz, der himmliſche Gedanke formte ſich einen Ausdruck, der ein Sohn der einfältigen Natur war, ſie aber in den ſchönſten Jahren ſeiner Mutter. Er ward in ihrem Schooße reif, ohne gewaltſame Gährungen, und mit einer ſtillen Größe vollendet; er wand ſich ſeiner Gebärerin ſanft vom Herzen, und bei ſeiner Geburt beglückten ihn die Grazien, und Göttinnen lächelten ihn an.

Nun ſteht dieſer Körper vor dir. Willſt du ihn als ein todtes Kunſtſtück betrachten, bloß ſeine Farbe lieben, bloß ſeinen Putz an-

beten, ſeine Nägel an den Füßen bewundern, und umarmen eine kalte Bildſäule; willſt du im Ausdrucke ohne Gedanken Schönheit finden? — Elender, fühlloſer Betrachter! Siehe dieſen Körper an als ein Sinnbild der Seele, die ihm bloß ſo viel körperliche Reize gab als erfordert wurden, um ihn deinen irdiſchen Augen ſichtbar und ſchön darzuſtellen. Begnüge dich alſo nicht mit grammatiſcher Schönheit, der Wörterwahl, der Stellung der Worte und des todten Rhythmus; denn wenn du da trockne Richtigkeit ſucheſt, wo Schönheit dich erfüllen ſoll, ſo lieſeſt du wie ein Meßkünſtler und Handwerker, oder Taglöhner.

Aber ſieheſt du den Ausdruck als ein Geſchöpf, das ſich die Empfindung geſchaffen, als ein Sinnbild in dem ſich ihr Bildniß abdrucket, als einen Boten des Gedankens und als den Palaſt, den ſeine ganze Größe erfüllet, ſo wirſt du mit den Augen ſehen mit denen Plato ſah, wenn er ſich der unkörperlichen Schönheit aus dem Reiche der Geiſter erinnerte; mit denen Winckelmann ſieht, wenn er bei dem Apoll, oder dem Herkules im Torſo, oder dem Laokoon, oder der Niobe ins Reich unkörperlicher Ideen geräth; du wirſt mit dem Auge ſehen mit welchem Mengs die Hand ſeiner Schüler leitet.

Ich rede nicht von einzelnen Stücken, ſondern von dem vollendeten Ausdrucke eines ganzen Werks der älteſten Zeiten, wo ich Gedanken und Rede eines Schriftſtellers mir zu einem Ganzen bilde. Wenn hier die Stärke der Gedanken ſich mit dem ſtarken Ausdrucke paaret, ſo ſteht ein Bild vor mir, wo der einförmige Umriß des Körpers für mich bloß ein Zeuge jenes Gedankens iſt der ſich denſelben formte. Die äußere Geſtalt der wohlgebildeten Form erinnert mich des bildenden Gedankens, der ſich hier in ſeinem Werke ſpiegelt; die freie Stellung redet von dem Werkmeiſter, der dieß Werkzeug ſo leicht zu brauchen wußte; die Macht, die nichts leeres übrig läßt, iſt eine Hülle des großen Bewohners; alles wird

ein Gegenschein von seinem Urbilde, und eine Morgenröthe, die sich in Strahlen der Sonne gekleidet. Wenn ich auf die Art Ausdruck und Gedanken zusammen betrachte, soll ich jenen allein bemerken? — einen Körper ohne Seele; diesen allein? — eine Seele ohne Körper. — Und wohnt sie in einem wüsten, ungestalten Hause, wo sie wie aus einem dunkeln, unregelmäßigen Kerker herausblickt; wo Sehnen wie Stricke, und Adern wie unreine Canäle sich erheben, und sichtbar fortlaufen; wo ein dürftiges, mißgebornes, schmachtendes Werk uns Zittern oder Ekel, oder Abscheu erwecket, so muß uns der Traum des Plato beifallen: in dieses Gefängniß ward der Gedanke gesandt, zur Strafe für die in der Oberwelt begangenen Verbrechen. — So wenig ist in der wahren Dichtkunst Gedanke und Ausdruck von einander zu trennen; und es ist beinahe immer ein Kennzeichen einer mittelmäßigen Poesie, wenn sie gar zu leicht zu übersetzen ist.

7.

Ich thue noch einen Schritt. Wenn in der Poesie Gedanke und Ausdruck so fest an einander kleben, so muß ich ohne Zweifel in der Sprache dichten, wo ich Ansehen und Gewalt über die Worte, die größeste Kenntniß derselben, oder wenigstens eine Gewißheit habe daß meine Freiheit noch nicht Gesetzlosigkeit werde; — ohne Zweifel ist dieß die Muttersprache. Sie druckte sich uns zuerst, und in den zartesten Jahren ein, da wir mittelst Worte in unsre Seele die Welt von Begriffen und Bildern sammelten, die dem Dichter eine Schatzkammer wird. In ihr muß er also mit der größten Leichtigkeit nachsinnen, und Ausdrücke finden; in ihr den Reichthum von Bildern und Farben finden, der einem Dichter unumgänglich nöthig ist; in ihr die Donnerkeulen und Blitzstrahlen finden, die er als Bote der Götter wirft; denn in sie ist unsre Denkart gleichsam gepflanzet, und unsre Seele und Ohr und Organe der Sprache sind mit ihr gebildet. — Wo werde ich mich also besser

ausdrücken als in der Mutterſprache? Sie übertrifft, ſowie das Vaterland, an Reiz alle übrigen, in den Augen deſſen der der Sohn ihres Herzens, der Säugling ihrer Bruſt, der Zögling ihrer Hände geweſen. —

Die Sprache in der ich erzogen bin, iſt meine Sprache: denn ſowie, nach Montesquieu's Anmerkung, alle unſre Begriffe von Schönheit ſich auf den erſten mächtigen Eindruck beziehen, auf den die Seele nachher jedes Bild das ſie gewahr wird ſchnell zurückführt, und daher oft den liebenswürdigen Eigenſinn ſchön findet, der mit ihrem Urbilde des Eindrucks übereinſtimmet — ſo iſt auch die Mutterſprache ſelbſt mit ihren Idiotismen voll Eigenſinn, und mit ihren kleinen Schwachheiten der Liebe für uns ein Bild der Schönheit. Sowie ein Kind alle Bilder und neue Begriffe mit dem vergleicht was es ſchon wußte, ſo paſſet unſer Geiſt insgeheim alle Mundarten der Mutterſprache an. Sie behält er auf der Zunge, um nachher deſto tiefer in den Unterſchied der Sprachen einzudringen; ſie behält er im Auge, daß wenn er dort Lücken und Wüſten, hier Reichthum und Ueberfluß in fremden Sprachen entdecket, er den Reichthum der ſeinigen liebgewinne, und ihre Armuth, wo es ſeyn kann, mit fremden Schätzen bereichere; ſie iſt der Leitfaden, ohne den er ſich im Labyrinth vieler fremden Sprachen verirrt; die Rinde, die ihn auf dem unermeßlichen Ocean fremder Mundarten vor dem Sinken bewahret; ſie bringt in die ſonſt verwirrende Mannichfaltigkeit der Sprachen Einheit. Nicht um meine Sprache zu verlernen, lerne ich andre Sprachen; nicht um die Sitten meiner Erziehung umzutauſchen, reiſe ich unter fremde Völker; nicht um das Bürgerrecht meines Vaterlandes zu verlieren, werde ich ein naturaliſirter Fremder; denn ſonſt verliere ich mehr als ich gewinne. Sondern ich gehe bloß durch fremde Gärten, um für meine Sprache, als eine Verlobte meiner Denkart, Blumen zu holen; ich ſehe fremde Sitten, um die meinigen, wie Früchte, die eine fremde Sonne gereift hat,

dem Genius meines Vaterlandes zu opfern. Wenn ich mich meiner Heimath entziehe, und mich in fremden Sprachen weide, ahme ich Kleists Bienen nach,

. . . die in zerſtreueten Heeren,
Die Luft durchſäuſeln, und fallen auf Klee und blühende Stauden,
Und dann heimkehren zur Zelle mit ſüßer Beute beladen
Und liefern uns Honig der Weisheit.

Ich ſetze zwei Schriftſteller zuſammen, von denen der eine in ſeiner Sprache, der andere in einer fremden todten Sprache ſchreibt: wer von ihnen kann größer werden?

Wenn der ſo in einer fremden Sprache ſchreibt, die Mutterſprache verachtet in der er erzogen iſt, ſo muß er von ihr übel erzogen ſeyn, daß die erſten Eindrücke der Bildung gar nicht bei ihm zur Reife gekommen; denn ſonſt ſind die Spuren dieſes frühen Gepräges der Seele unauslöſchlich. — Wie viel verliert ein Schriftſteller hiebei, deſſen Geiſt nicht durch ſeine Sprache mächtig geformt iſt! All ſein ſpäteres Lernen bemalt die Oberfläche der Denkart; er irret in fremden Gegenden, ohne Vaterland und Hausgötter.

Ein Original-Schriftſteller, im hohen Sinne der Alten, iſt, wenige Beiſpiele ausgenommen, beſtändig ein National-Autor. Ein Mann deſſen Seele, von Gedanken ſchwanger, zu gebären ringet, denket nie darauf wie ein äſthetiſcher Regelnſchmied einſt an ihm ſitzen wird, um Beiſpiele des Ausdrucks zu ſeinen Schulgeſetzen auszuklauben, und es wird ihm alſo unmöglich den Ausdruck, abgeſondert vom Gedanken, zu behandeln, zu ordnen, zu wählen. Er bildet ſich das Ganze des Gedankens in ſeinem Geiſte; ſtellet jeden Theilbegriff ſchnell an ſeinen Platz, in ſein gehöriges Licht, zu ſeinem eigenthümlichen Zweck, in allem erforderlichen Gleichmaße; das Bild ſchaffet ſich in ſeinem Kopf und tritt, vollſtändig an Gliedmaßen und geſund an Farbe, mit glänzenden Waffen

gerüſtet, hervor, und wird Ausdruck. Dieſer iſt eine ſichtbare Wohnung, in die ſich der Gedanke mit Gewalt drängete, ihn ganz einnahm, alles an ihm belebte und zuſammenfügte. Da ſteht er nun ſichtbar und hörbar, wie ihn der andre unſichtbar dachte. Soll ich den Ausdruck ändern, ſo ſchwindet der Gedanke; habe ich den Gedanken gefaſſet, und will ihn ſagen: da ſteht wieder das Wort! Der Schriftſteller dachte Worte, und ſpricht Gedanken. Er wollte ſich nicht um den Ausdruck allein bekümmern; ihr, ſeine beurtheilenden Schulmeiſter! er hat nicht geſchrieben, um euch ein Exempel-Magazin zu liefern. Er gönnt euch die Freude, ihm hier unſichtbare Fehler des Styls abzulauern; er gönnet euch, ihr Groß- und Kleinmeiſter der Schreibart, die Ehre an ihm berühmt zu werden, und ihn nach allen Regeln der Grammatik hochmüthig zu verdammen, und nach allen Privilegien der Poetik und Rhetorik großmüthig loszuſprechen; er gibt allen kurz- und langweiligen Nachrichtern der Gelehrſamkeit die Macht, ihn hier der Dunkelheit, und wo das Licht durchblickt, der Größe, ihn dort der fremden Anſpielungen, und wo ihr ſie verſteht, des Nachdrucks, ihn hier des Zwanges, und wo ihr ſeinen Zweck erreicht, des Nahrhaften, kurz, aller gegeneinander laufenden Fehler des Ausdrucks und Tugenden der Gedanken zu tadeln und zu rühmen — er dachte, und der Gedanke formte den Ausdruck: mit dieſem hadert! **Jura negat sibi data . .**

Aber man ſiehet daß wenn dieſer Schriftſteller nicht mißrathen will, ſo muß er in ſeiner Mutterſprache ſchreiben; denn wenn der Gedanke den Ausdruck formen ſoll, muß der ganze Umfang der Sprache ſo unter mir ſeyn als das Feld von Gedanken; ſonſt drücke ich mich entweder nicht aus, oder ſündige unaufhörlich wider die Sprache. Ich will dieſen großen Gedanken in ſeiner ungeheuren Geſtalt zeigen: ſchreibe ich in meiner Sprache, ſo ſtößt er ſich ſelbſt in einen Ausdruck dahin; aber in einer fremden Sprache wird er

vielleicht ein Barbarismus, bei dem die Ohren gellen. Dieſer neue Gedanke drängt ſich in meiner eignen Sprache in alle ſein Licht, daß er geſehen werden muß; unter einem fremden Volke hat er nicht die Freiheit, oder paaret ſich vielleicht mit einem derben Solöcismus. Dieſer fruchtbare Gedanke will mit allen ſeinen Nebenbegriffen auf einmal in die Seele: meine Mutterſprache ſteht ihm mit ihrer ganzen Fülle zu Gebote; aber in einer todten Sprache muß er betteln, trifft vielleicht arme Hütten an, und wird bei reichen Paläſten zurückgewieſen oder herausgeſtoßen. Kurz! ſeiner Seele den Zügel und den Gedanken den Lauf laſſen, ohne auf eine bekannte und ſichere Mutter Erde ſich verlaſſen zu können, macht mißrathene Schriftſteller, die in einer Gegend ſich verirren, in die ſie nicht zu Hauſe gehören; der Gedanke war groß, aber unförmlich ſein Ausdruck.

Das iſt doch gewiß, daß eine todte Sprache, die ich nach Regeln der Grammatik lerne, nothwendig äußerſt einſchränket, weil nach dieſen Geſetzen der Gedanke ſich richten muß, dagegen in lebendigen Sprachen ſchon eher das Geſetz ſich nach dem Gedanken richtet. Wenn in jener das Genie hervorbricht, ſo ſcheint es raſend, reißt alles nieder, und ſchreckt Gelehrte und Ungelehrte.

furit, ac velut ursus,
obiectos caveæ valuit si frangere clathros,
indoctum doctumque fugat —

Oder auf der andern Seite, wenn nicht die fremde Sprache Gewalt leidet, ſo thut ſie Gewalt an. Wie kann ich eine Sprache aus zehn oder zwölf Schriftſtellern ganz, in ihrem ganzen Umfange, mit aller ihrer Stärke, Würde und Reiz lernen? Man nehme doch zehn Schriftſteller unter uns; ja, man nehme die ganze ungeheure Menge der unſrigen, laſſe unſre Sprache ſterben, und wecke ſie aus ihnen wieder auf. Vergebliche Arbeit, die zur Thorheit würde, und uns doch Weisheit dünkt, wenn wir naturaliſirte Römer ſehen, die in der lateiniſchen Sprache

— ſchreiben; Gedichte ſchreiben und Horaziſche Oden ſchreiben; vielleicht die höchſte, ſchwerſte und künſtlichſte Art des Vortrages. Nun ſetze ich wirklich ein Genie, von der Größe als Horaz in ſeiner Sprache war; es hätte allen innern Reichthum, Fülle, Größe und Feuer der Gedanken in ſeinem Lande, nach ſeiner Cultur, nach der eigenthümlichen Wendung ſeines Geiſtes. Dieſer Horaz, von einem würdigen Gegenſtande aufgefordert, von der Muſe geſalbet, von edlem Feuer durchdrungen, greift nach der Leier des Venuſiſchen Dichters; er würde Horaz ſeyn, aber nun ſingt er in Horazens Sprache; ſogleich wird der Gedanke vom Ausdrucke gefeſſelt. Das Bild ſoll in ſeiner Schönheit erſcheinen, und hat Flecken, die den Glanz beſchimpfen; es ſoll reich an Nebenbegriffen ſeyn, und dieſe Nebenideen erniedrigen es; es ſoll groß erſcheinen, und wird gezerret; es ſoll mit einemmal überraſchen, und ſchlägt uns ins Antlitz; es wird mit Putz überladen, und erſcheint klein. Gedanke und Ausdruck ſind wie jene zuſammengewachſene Mißgeburt, die mit einem Haupte lachte, mit dem andern weinte, mit dem Rücken an einander ſtieß, ſich fortzerrete, und auf einer Stelle blieb.

Wahrlich! der Dichter der über den Ausdruck herrſchen will muß ſeinem Boden getreu bleiben. Hieher kann er Machtwörter pflanzen, denn er kennet das Land; hier kann er Blumen pflücken, denn die Erde iſt ſein; hier kann er in die Tiefe graben, und Gold ſuchen, und Berge aufführen, und Ströme leiten, denn er iſt Hausherr. Die wahre Laune drucket ſich bloß in der Mutterſprache ab, und ich ſchäme mich nicht die Schwäche meiner Seele zu geſtehen, daß ich mir lebenslang nicht zutraue mehr als eine einzige Sprache vollkommen faſſen zu können; ich meine aber unter dem Wort vollkommen ſo viel daß drei junge Herren die vor mir ſtehen, und mir Franzöſiſch, Italieniſch und Engliſch, und drei Schulmeiſter, die mir Lateiniſch und Griechiſch und Koptiſch mit großer Geläufigkeit vorſprächen, mich noch nicht widerlegten. Ich würde jedem

Glück wünſchen daß er vielleicht in drei Sprachen nichts ſagen könne als was andre vor ihm, und vielleicht beſſer geſagt, und jeder andre nach ihm ſagen kann; würde ſie aber verlaſſen, und den Dämon des unwiſſenden Sokrates citiren, um ihn zu fragen ob jemand in mehr als einer Sprache ein gleich vollkommener Homer, in einer todten Sprache ein Pindar oder Horaz, und in einer andern als ſeiner Mutterſprache, ein Shakſepear ſeyn könne. — Alsdann würde ich niederfallen, wie Brutus, und die Erde umarmen, die meine Mutter iſt, und ihre Sprache ſoll meine Muſe ſeyn!

8.

Ich habe die Sache bloß von einer Seite betrachtet, daß in fremden todten Sprachen der Gedanke verliere; aber wenn es Schriftſteller gibt die von dieſer Höhe herunterſteigen und bloß durch den Ausdruck gewinnen wollen — bloß durch den Ausdruck? wieder wird Ausdruck und Vortrag getrennet! Doch ich will zuhören:

Gewinnt der Ausdruck, weil eine Sprache an ſich ſchöner iſt? So denken bloß die Schulmeiſter, die aus den Alten Phraſes aufjagen, Lexikon und Grammatik plündern, und ſich ein buntes Kleid zuſammenflicken, mit vieler Mühe es verbrämen, um lächerliche Arlekins zu ſeyn. Aber wenn junge Zöglinge aus den Alten Phraſes aufjagen, Lexikon und Grammatik plündern, und ſich von lateiniſchen Lappen mit vieler Mühe einen Arlekinsrock zuſammenflicken müſſen, ſo wird aus dem lächerlichen ein thränenwerther Anblick. Ohne Zweck iſt die lappländiſche Sprache ſo gut wie die römiſche.

Gewinnt der Ausdruck, weil die Sprache älter iſt? — So denken bloß die, ſo zweitauſend Jahre zu ſpät geboren ſind, und auf eine allgemeine Wiederauflebung warten, um dem Horaz und Properz ihre Centonen aufweiſen zu können. Nun bin ich zwar

kein blinder Wahrſager des jüngſten Gerichts, wie andere größere Leute; aber doch möchte ich nicht dabei ſeyn wenn Horaz unſern Rollers, Klotzen und andern Schulpoeten ihre Exercitien corrigiren müßte zu Ehre der deutſchen Nation. — Eben weil die Sprache ſo alt und verlebt iſt, ſo wüßte ich nicht ob die römiſche Sprache nicht immer germaniſirt, wenigſtens in eine deutſche Denkart eingekleidet werde.

Gewinnt der Ausdruck, weil er Beleſenheit zeigt? — Es kann ſeyn; aber je mehr Schriftſteller ich geleſen, je mehr ich aus ihnen Nahrung gezogen, deſto unbeſtimmter muß meine Schreibart werden, und ihren Charakter verlieren. Wenn ich hier einen Kernausdruck von Tacitus in einen Perioden des Cicero flechte, dort Blumen aus Horaz, Virgil und Juvenal breche und dazwiſchen knüpfe, ſo kann dieß freilich ein Kranz werden, der mich als einen Kenner des Alterthums bezeichnet; aber was wieder ein alter Römer ſpräche, wenn er einen ſo ungleichen, holprichten Styl erblickte, kann ich nicht ſagen. Mir iſt's freilich, wenn ich einen alten Autor eine Zeitlang geleſen, und ſchnell einen neuern Homeriſchen Schriftſteller erwiſcht, manchmal vorgekommen als wenn ich einen Cento von Redarten läſe; aber ich kann überhaupt über eine todte Sprache nicht ſo gewiß urtheilen als andre. Wäre ich ein lateiniſcher Dichter, mir würde jenes Virgilianiſche Mißtrauen eindrücklich ſeyn: „auch mich nennen die Hirten einen Dichter; aber ſo leicht glaube ich ihnen nicht. Noch ſcheinen mir meine Arbeiten nicht eines Varus oder Cinna würdig; vielleicht klingt mein Geſang, wie unter Schwänen das Schnattern der Gänſe."

Gewinnt der Ausdruck, daß ich doch lateiniſch einen Lateiner beſſer nachahmen kann als deutſch? Es ſcheint! Aber was heißt beſſer nachahmen? Mit ſeinen eignen Worten, daß heißt, grammatiſch, Ausdrücke zuſammenfädeln, iſt alsdann bloß Handwerk; und da ich mich doch wieder nicht in das Wörterbuch eines

Schriftſtellers einkerkern kann, ohne äußerſten Zwang, ſo muß ich wieder fürchten ſelbſt in der Schreibart ungleich zu werden. — Aber nachahmen, um den Ton eines Alten zu lernen? Dieſe Nachahmung iſt ſchon höher, und eine Arbeit des Geiſtes. Wenn man einen Autor mit dem Feuer lieſet mit dem er geſchrieben hat, ſo muß er uns ſo beſeelen daß wir eine Zeitlang gleichſam verzückt in ſeine Sphäre der Gedanken ſind. Sein Ton ſchallt noch in unſern Ohren; wir ſehen mit ſeinen Augen, wir athmen in ſeiner Denkart wie in unſerm Elemente; die Saite der poetiſchen Empfindungen tönt in uns, erweckt von der ſeinigen, mit ihr zuſammen; die Worte formen ſich nach der Wendung ſeines Geiſtes; wir leſen usque ad scribendi sollicitudinem — und ſchreiben. Nun lebt noch ſeine Sprache in uns, ſein Rhythmus tönt noch in unſerm Ohre, die Reihe ſeiner Bilder ſteht noch vor unſerm Auge, wir ahmen in ſeiner Sprache, in ſeinem Sylbenmaße, in ſeiner Compoſition der Gemälde nach, und zeigen uns alſo als Virtuoſen.

Ich ſetze dazu, ſein Feuer facht unſern Geiſt an, wir ſchaffen in ſeine Bilder neue Züge und prägen ſeine Ideen um; wir bilden uns nach ſeiner Form neue Figuren; ein Ausdruck gelingt uns vor ihm, eine Wendung glänzt hervor; ein Gleichniß malen wir beſſer aus — wir werden mehr als Nachahmer, wir werden Nacheiferer. Unſere Nachbildungen werden für uns angenehme Denkmale, die uns an die ſüße Stunde der Begeiſterung zurück erinnern, da die Muſe eines alten Schriftſtellers vor uns ſtand, und auf den Flügeln ſeiner Ideen uns in die Gefilde ihrer Lieblinge führte. Für das Publicum ſind dieſe Stücke Pfänder von dem Werthe eines Mannes, der ſich ſo vorzüglich nach den Alten gebildet, der ihren Geiſt kennet, der den Geſchmack der antiken Schönheit in ſich geſogen, den man bewundern muß, von dem man viel hoffen kann — ſie ſind alſo als Mittel zu gewiſſen Zwecken vortreffliche Dinge; aber als Zwecke? —

Als vollendete Werke des Zwecks reichen dieſe Stücke wohl an die Alten? Der Sprache nach? — Wollt ihr dieß wiſſen, ſo

Schiffet euch in Charons Kahn,
Steiget zu der Sternenbahn,

nach jenem Knüttelliede, und fragt die Alten. — Reichen ſie an die Alten als Kunſtſtücke? — Nicht ſo recht! Denn es iſt immer ſchwer ſich mit einem zu meſſen, mit dem man nicht auf gleichem Boden ſtehet. Da bei den Denkmälern der Alten uns viele Dinge unbekannt ſind: worauf Horaz vielleicht hiemit gezielet, auf wen er dort angeſpielet, was in ſeiner Zeit den Leſern hiebei beifallen mußte, was dort für verdeckte Züge hervorſchimmern, was hier für viele reiche Nebenideen ſich zuſammengeſellen — kurz, die ganze Seite die ſich auf einzelne Fälle gründet, auf ſeine Gelegenheit und Umſtände beziehet, ſie einem Römer vorzüglich ſchätzbar macht, dieſe ganze Seite iſt für uns oft dunkel, und die beſte Horaziſche Satire läuft Gefahr von ihrem Urbilde vieles auf eine unerlaubte Art zu borgen, unpaſſend zuſammenzuſetzen, und alſo, als Kunſtſtück betrachtet, weit hinter dem Originale zu ſtehen. — Jetzt vollends als Dichterei, als ein Werk des Genie's? Hier entfernen ſich die Parallelſtriche immer mehr. Mit einer todten Sprache iſt uns alles ausgeſtorben was der Dichtkunſt Leben und Nerven gibt. — Die Lage von Vorfällen, über die jener ſchrieb, aus denen ſein Gedicht allen Saft zog, die es bis auf die kleinſten Umſtände nutzte, durch welche es ſich ſeinen Leſern ſo ſehr empfahl, ſo unvergeßlich machte, ſo nahe in ihre Seele ging — iſt ausgeſtorben. Was hilft es mir daß meine Gelegenheit im Ganzen mit des Horaz Vorfall ſtimmet? Stimmet ſie auch in Theilen, daß ich dieß und jenes Bild hier mit dem Nachdrucke brauche als mein Vorgänger? Ihn lehrte ein Vorfall dichten, und er ſang in ſeiner Sprache, um ganz dieſen Vorfall zu nutzen; ich ſinge über einen ganz veränderten Umſtand, und muß mit meiner Sprache die kleinen Züge verlieren, die

mein Gedicht bestimmt machen; ich singe aus Horaz, statt aus mir zu singen! Ich wollte gern einen Commentar über Horaz lesen, und mit ganzer Seele durchstudiren, wo er nicht als ein classischer Autor behandelt, sein Gedanke langweilig und ungefähr bestimmt, sein Ausdruck, abgetrennt vom Gedanken, zergliedert und verdolmetschet, wo er mit den Regeln neuerer Aristarche verglichen wird, die man doch aus ihm abgezogen, die oft eigensinnig genug sind, und nie seine Schönheiten erschöpfen oder sichtbar machen. Einen Commentar wollte ich wünschen, wo man ihn als einen lebenden Dichter betrachtete, der über diesen Vorfall zu diesem Zwecke so schrieb, und schreiben mußte; wo er als ein Höfling erschiene, der voll feiner und galanter Scherze, Gedanken und Anspielungen ist, die gleichsam ihre Welt haben müssen, in der sie leben, aus der sie ihre Reize nehmen, ohne die sie todt sind. Das hieße Horaz erwecken, seine Gedichte in seine Person verwandeln, und mündlich von ihm lernen; das hieße den Ausdruck aus dem Gedanken, den Gedanken aus der vorliegenden Sache erklären, und alle drei beleben. So lange das aber ein Project, bei allen Werken des Alterthums schwer, und bei einigen unmöglich bleibt, so lange man die Alten als todte Männer behandelt die als Schulmeister schrieben, damit sie einst in den eisenharten Händen eines Schulmeisters classische Autoren würden, so kann man sie freilich ungestört und zum Lobe classisch nachahmen.

Wie vieles stirbt außerdem mit einer Sprache? Zwischen diesen Wörtern ist ein Unterschied in der Würde: er ist verloren; ich brauche eins fürs andre, und ein Römer muß vielleicht über die ernsthafteste Stelle lachen. — Zwischen diesen ist ein Unterschied in der Bedeutung: ich sage das schielend was der Römer ganz sagte! Hier gehörte ein ganz ander Wort hin, das mir aber nicht beifiel, oder das nicht in diesem Autor steht, oder das ich gar nicht in einem Autor finde. — Und dann! wo haben wir das griechische

oder römiſche Ohr zur Lenkung des Perioden? Wir ordnen ihn nach grammatiſchen Regeln, oder halten ihn, welches noch ärger iſt, für ganz und gar frei und willkürlich. — Und wo haben wir den lebendigen Wohllaut in unſrer Gewalt, wir, die wir nach proſodiſchen Regeln ſchreiben; bald es für Kunſt halten, ohne Eliſionen, bald es für erlaubt halten mit den härteſten Eliſionen zu ſchreiben; nicht den hohen Wohlklang hören, in dem die Alten ſangen, und ihn alſo auch nie ſo genau treffen können; nicht das Geheimniß des proſaiſchen und poetiſchen Perioden verſtehen können, weil wir bloß aus todten Buchſtaben lernen; nicht die ſtolze Anordnung der Bilder verſtehen, die Leben in die Sprache bringt. Würde ſich nicht oft ein Römer quälen müſſen, um unſern neuern Perioden zu leſen, unſern nachgeahmten Rhythmus ſchön zu finden, und unſre jüngeren Bildercompoſitionen in ſeiner Sprache zu bewundern? Sollte ich zu eigen ſeyn, ſo weiſe man es mir, aber nicht durch entſcheidende Ausſprüche, ſondern durch eine gründliche Unterſuchung der ſchweren Frage: was geht mit dem Leben einer Sprache verloren, und was bleibt? Was bleibt um ſie verſtehen, beurtheilen und nachahmen zu können?

9.

So dürfte alſo der Ausdruck leiden müſſen — und ihm opfert man doch bei dieſer Art von Gedichten den Gedanken auf? — ihn ſahe man als die Hauptſchönheit an? — „man glaubte in dieſer Sprache etwas ſo ſchön ſagen zu können, als es in andern Sprachen nicht anginge.“ Dieſem Glauben zu gut glaubte man das zweite: „daß die Alten alle Schönheiten dieſer Art erſchöpfet hätten.“ Dieſem Glauben folgte noch ein ſchwererer: „daß alle dieſe erſchöpften Schönheiten auf uns gekommen, daß ſie in einigen Büchern vor uns liegen, daß wir aus dieſen wenigen Büchern den ganzen Umfang einer

todten Sprache in unſere Gewalt bekommen hätten!" Und dieſem endlich der ſchwerſte von allen: „daß es wohl anginge, wenn man ihren Ausdruck nur gefaſſet, auch ihren Geiſt, ihren ganzen Geiſt zu haben, und ſollte uns von dieſem auch etwas entgangen ſeyn, ſo halte uns jener für dieſen Verluſt ſchadlos!" — Und nun entſchloß man ſich des Ausdrucks wegen in der Sprache der Alten zu ſchreiben. Natürlich war's daß, da dieſer der Hauptvortheil und der Hauptzweck war, man alles Unclaſſiſche vermied, um nicht von den Alten abzuweichen; alſo entſagte man ſeiner Eigenheit, man opferte alles auf, das uns den Namen claſſiſch ſtreitig machen könnte — und ward ein claſſiſcher Nachahmer! — O das verwünſchte Wort claſſiſch! Es hat uns den Cicero zum claſſiſchen Schulredner, Horaz und Virgil zu claſſiſchen Schulpoeten, Cäſar zum Pedanten, und Livius zum Wortkrämer gemacht. Das Wort claſſiſch hat den Ausdruck vom Gedanken, und den Gedanken von der ihn erzeugenden Gelegenheit geſondert, und uns gewöhnet nach Horaz Exercitien zu machen, und ihn in ſeiner Sprache übertreffen zu wollen. Dieß Wort war's das alle wahre Bildung nach den Alten, als nach lebenden Muſtern, verdrängte, und den leidigen Ruhm aufbrachte, ein Kenner der Alten, ein Artiſt zu ſeyn, ohne daß man damit höhere Zwecke erreichen dürfte. Dieß Wort hat manches Genie unter einen Schutt von Worten vergraben, ſeinen Kopf zu einem Chaos von fremden Ausdrücken gemacht, und auf ihn die Laſt einer todten Sprache wie einen Mühlſtein gewälzet; es hat dem Vaterlande blühende Fruchtbäume entzogen. Da ſtehen ſie nun auf fremdem Boden, und trauren mit halbverwelkter Blüthe und ſinkenden Blättern, ſtatt daß ſie uns Bäume hätten ſeyn ſollen, unter denen ihr Geſchlecht wohnen könnte:

Πολλὰς δ' ἰφθίμους ψυχὰς Ἄϊδι προΐαψεν
Ἡρώων, αὐτοὺς δ' ἑλώρια τεῦχε κύνεσσιν
Οἰωνοῖσί τε πᾶσι.

Will ich die Sprachengelehrſamkeit verleumden? der lateiniſchen Sprache etwas von ihrer Schönheit oder Verdienſten abſprechen? Gar nicht! Sie ſoll unſre gelehrte Sprache bleiben, die ein Band der Nationen iſt; ſie ſoll die Sprache der Forſcher des Alterthums bleiben, weil es ein wunderbarer Anblick ſeyn würde einen griechiſchen oder lateiniſchen Autor mit deutſchen Noten und einer deutſchen Vorrede in die Bücherſäle der Gelehrten zu ſenden; ſie ſoll die akademiſche Sprache bleiben, weil ſonſt eine allgemeine Barbarei erfolgen würde, wenn wir uns auf andere verlaſſen, und es bloß einem Triumvirat von Schriftſtellern in einem ganzen Lande aufgeben wollten die lateiniſche Sprache zu erhalten; ſie ſoll in allen Sachen ihre Stimme haben, wo die Alten erklärt, ausgelegt, und in ihren Schönheiten vorgezeigt werden; kurz, ſie ſoll das Werkzeug der Gelehrſamkeit bleiben, das ſeit ſo vielen Jahrhunderten dieſe Ehre gehabt, und mit dem ſo große Dinge ausgeführet worden ſind. Aber die eigentliche Sprache des Geſchmacks, der Künſte, der Schönheit muß ſie nicht werden; nicht einer Nation die Originalſchriftſteller in ihrer eignen Mundart rauben; nicht die Ehre ſich anmaßen auf dem Throne der Dichtkunſt zu thronen, und die Sprache der Poeten, der wahrhaftig ſchönen Schriftſteller, oder derer zu werden die mit ihren Schriften bilden wollen. Dieſe ſollen vom Sokrates lernen Patrioten zu ſeyn, und Nebenabſichten dem Hauptzwecke aufzuopfern, denn dieſer wußte es genau zu unterſcheiden:

Patriae quid debeat. —

Sie ſollen aus verunglückten Beiſpielen ſehen daß wenn man den Ausdruck unglücklicherweiſe vor dem Gedanken behandelt, alsdann leicht jene todte Bildſäule des Styls daraus werde, die ohne Fehler und ohne wahrhaftig eigne Schönheiten, ohne Leben und ohne Charakter daſteht — für langweilige Leſer eine Augenweide, die Bewunderung des regelmäßigen Dummen, allein der Kluge geht

vorüber. Sie ſollen aus Beiſpielen ſehen daß wenn man ſich begnügt was zehn andre vor uns geſagt, auf eine, ſo Gott will! ſchöne Art zu ſagen, ein Alltagsgeſicht daraus werde — eine Alltagscompoſition von hundert hübſchen Stellen und Gedanken und Flickchen die nicht helfen noch ſchaden, aber doch ins Auge fallen; — daß wenn man ſein vornehmſtes Verdienſt in den ſchönen Ausdruck einer fremden Sprache ſetzt, zuerſt unſre Denkart, nachher ſelbſt unſre Sprache, und wenn dieſer Geſchmack herrſchend wird, endlich die Denkart und die Sprache der ganzen Nation zurückbleibe. Alsdann wird vielleicht einſt ein unparteiiſcher Nachkomme uns die Grabſchrift ſetzen:

Tu quoque, tu in summis, o dimidiate Menander
Poneris et merito: puri sermonis amator.
Lenibus atque utinam scriptis adjuncta foret vis
. . . ut aequato virtus polleret honore
Cum Graecis: neque in hac despectus parte jaceres;
Unum hoc maceror et doleo tibi deesse . .

10.

In der Sprache der ſinnlichen Welt, überall wo ich bloß klar denken muß, ohne doch immer des Unterſchiedes mir bewußt ſeyn zu dürfen, vorzüglich in der Dichtkunſt, wo der ſinnlich lebhafte Ausdruck alles iſt, klebt alſo der Gedanke ſehr am Worte. Aber jetzt treten wir auf ein Feld, wo ſich alles verändert zeigt — die Weltweisheit. Wiefern kann und muß in ihr Gedanke am Ausdruck haften? Fragmente liefern keine Abhandlungen, ich zeichne alſo Geſichtspunkte hin.

1. Man kann zu einem Begriffe kommen ſinnlich, wo man mit dem anſchauenden Blicke zugleich den Namen verbindet. Dieſer Weg zu Begriffen zu gelangen iſt offenbar nicht die Straße der Philoſophie; ſie verirrt ſich unter qualitates occultas, wenn

ſie mit dem Verſtande empfinden will, und das Empfundene mit einem von ihm unabtrennbaren Namen umgibt. Ich weiß nicht ob ich mich deutlich genug erkläre, damit man nicht glaube ich wollte die Weltweisheit dem Boden der Beobachtung entwenden. Ich ſage nur: jeder Begriff den ich glaube anſchauend zu erkennen, da er doch bloß eine Wirkung der Abſtraction iſt, iſt ein Scheinbegriff in der Philoſophie; und wenn ich ihn mit einem Namen gatte, ſo iſt dieß ein leerer Name den ich nicht entwickeln, und der andre alſo ſich nicht erklären kann, auf gut Glück annimmt, und ein Wort ſpricht, dabei er nichts deutlich denkt. Ein großer Theil der ſcholaſtiſchen Wortkrämerei kam daher, weil ſie abſtracte Begriffe wie anſchauende Gedanken ſich vorbildeten, etwas wahrzunehmen glaubten was ſie ſchloſſen, und ſich unter unerklärliche allgemeine Namen verſteckten. Wenn eine neuere Philoſophie fortfährt die Wahrheit wie eine Farbe anzuſehen, und es zum obern Grundſatz des Denkens nimmt: was ich nicht anders als wahr oder falſch denken kann, das iſt wahr oder falſch — wenn man den Grundbegriff der ganzen Aeſthetik, die Schönheit, in ein Ich weiß nicht was? des Geſchmacks verwandelt, und die Grundlage der Moral in ein Gefühl, oder eine Gewiſſensempfindung, oder gar in einen angebornen Gehorſamstrieb ſetzet, um es zu beſtimmen was gut iſt; — ich ſage wenn dieſer Weg die philoſophiſche Methode wird, ſo ſind wir wieder in dem Labyrinth unerklärlicher Worte, wo der Gedanke am Ausdruck haftet, aus welchem uns Baco, Locke und Leibnitz haben erretten wollen.

2. Man kann zu einem Begriffe kommen wörtlich, wenn der Name genetiſch und aus dem Weſen der Sache hergenommen iſt. So ſind aber bloß Worterklärungen, wo ich willkürlich zuſammengeſetzte Gedanken gemeiniglich auch durch einen Ausdruck gleichſam darſtelle. Dieß iſt noch nicht die eigentlich philoſophiſche Methode zu

Begriffen zu gelangen; denn es sind wenige Namen in der Philosophie, die ihren Begriffen zu gut erfunden sind, weil bei dieser Art der Verbindung zwischen Gedanke und Wort beide unter der Gewalt ihres Erfinders stehen müssen, der sie beide schuf und paarte. So sind nicht die Worte des gemeinen Lebens, denn die Erfinder der Sprache waren selten Philosophen, sondern meistens die eigentlichen Kunstwörter, die daher offenbar als Zwecke nichts gelten, weil der Erfinder nichts anders im Sinne hatte als mit ihnen, wie mit Werkzeugen, höhere Endzwecke zu erreichen. Ist also eine Weltweisheit mit solchen Kunstwörtern überladen, ohne daß man diese Kunstwörter anders gebrauchet als zum Beschauen, so verwandelt sich mit einemmal das was bei den Erfindern eine Rüstkammer zum Gebrauch gewesen war, in eine Galanteriebude, wo man eins nach dem andern besieht, auskramet, und höchstens hier und da etwas putzet. So ist die gemeine Art Philosophie zu lehren, die eine abgezählte Menge philosophischer Worte hat, sie ihren Schülern vorzeigt, erklärt, und dieselbe höchstens mit einigen Exempeln und Veränderungen bereichert. Der eigentliche Geist der Weltweisheit aber ist nicht, wie ich glaube, zu wissen was andre vor uns gedacht und gesagt, sondern es sich eigen zu machen wie sie es gedacht und gesagt. Wer Philosophie versteht, erläutert und vorträgt, ist vielleicht noch kein Philosoph, und einen jungen Kopf bloß auf diesem Wege fortführen, heißt noch nicht ihn denken, sondern andern nachdenken lehren. So viel halte ich von einer Methode die da glaubt: Gedanke klebt am Ausdruck; und sich zum einzigen Zweck nimmt Worte zu erklären, damit man Gedanken bloß verstehe, das heißt Weltweisheit lerne.

3. An grammatische Entzifferungen der Worte lohnt es hier kaum zu denken, denn sie sind gewiß nur am Rande der Philosophie. Nicht wie ein Ausdruck sich etymologisch herleiten, und analytisch bestimmen läßt, sondern wie er gebraucht wird, ist die

Frage. Urſprung und Gebrauch ſind oft ſehr verſchieden, und die Unterſuchung des erſten iſt nichts als ein Mittel den letztern genauer zu erforſchen.

Wie klebt nun in der Philoſophie Gedanke am Wort? So wie ich im gemeinen Leben mit dem Worte den Gedanken ſinnlich klar erkenne, und an dieſer klaren Erkenntniß genug habe? — Nein! denn ihr Geſchäft iſt, ſinnlich klar, aber verworren mit den Worten uns überlieferte Begriffe deutlich zu machen. Dieß iſt der erſte Geſichtspunkt.

Klebt der Gedanke am Worte techniſch, damit, wenn ich Worte in ihrer Bedeutung lerne, ich zugleich die Gedanken lerne? Die Gedanken wohl, aber denken zu lernen wird dieſe techniſche Verbindung bloß zu einem Werkzeuge.

Klebt der Gedanke am Worte bildlich, wie in der Mathematik das Wort Quadrat im Anſchauen ſeiner Figur? Noch weniger! denn grammatiſche Auflöſungen eines Worts ſind ſelten der Art, daß ſie die Begriffe uns eben damit vorbilden, weder wie ſie entſtanden ſind, noch wie ſie zuſammen ein Ganzes bilden. — Nun wende ich an:

11.

1. Wir haben durch die Sprache denken gelernt: ſie iſt alſo ein Schatz von Begriffen, die ſinnlich klar an den Worten kleben, und vom gemeinen Verſtande nie getrennet werden. Nun kömmt die Weltweisheit, um die Beſchaffenheit der Dinge zu erforſchen, das iſt ſie macht die in der gemeinen Sprache gegebenen Worte deutlich, und mit ihnen werden die Gedanken entwickelt. Wenn alſo eine philoſophiſche Methode unſrer Erziehung und Bildung analogiſch ſeyn ſoll, ſo nimmt ſie die Gegenſtände die wir ſchon durch Hülfe der Worte ſinnlich klar kennen, ſetzt die bekannteſten Ideen auseinander die in ihnen liegen, jeder begreifen und niemand läugnen kann, ſteigt zu denen immer feinern, bis ſie endlich zur Defini-

tion kömmt; jetzt erkennen wir in dem Begriffe jeden Theilbegriff, und da wir vorher bloß unterſchieden, ſo fern wir mit dem Wort einen klaren Begriff verbanden, ſo erkennen wir jetzt den Unterſchied, weil wir uns der Merkmale bewußt ſind, die beide Sachen unterſcheiden.

Die wahre und einzige Methode der Philoſophie iſt alſo die analytiſche; dieſe muß nothwendig die Begriffe des geſunden Verſtandes zum Grunde legen, und von hier ſich zu den Höhen der abſtrahirenden Vernunft erheben. Alle wahrhaftig philoſophiſchen Begriffe ſind dem Weltweiſen gegeben; er kann ſie alſo nicht in einem Verſtande nehmen wie er will, und willkürliche Worterklärungen von Raum, Zeit, Geiſt, Tugend u. ſ. w. vorausſetzen, oder er öffnet die Quelle zu allen Wortgezänken. Sie ſind ihm ſinnlich klar gegeben, und jeder gute geſunde Verſtand muß alſo durch die Philoſophie gleichſam höher geleitet werden. Sie ſind ihm aber verworren gegeben, er ſoll ſie durch die Abſtraction deutlich darſtellen, und zergliedert ſie alſo ſo weit er kann.

Man ſieht bei dem erſten Anblick daß alle Weltweisheit ertödtet werde, wenn man ſich begnügt den Gedanken implicite mit eben dem Ausdruck zu denken. Eben von ihm muß ich ihn abſondern, ihn in andre kleinere Beſtimmungen auflöſen, ihn immer in verſtändlichen, aber nach und nach in vernünftigern Worten zeigen, bis die Seele ſich endlich gleichſam erinnert was ſie mit dem Worte gedacht hat, und vorher nicht ſagen konnte was ſie in Platons Reich der Geiſter ſahe, und jetzt nochmals ſiehet was in ihr ſchlummerte, und jetzt erwachet. — Wenn wir nie ohne Worte deutlich denken können, ſo iſt's eben der Zweck der Weltweisheit die bloß verſtändlichen Worte ſo lange umzuſetzen und zu wechſeln bis ſie deutlich werden; der Unterſchied dieſer beiden Ausdrücke iſt eben dadurch geſchwächt, daß wir im gemeinen Leben

verſtändlich und deutlich für einerlei halten, weil wir vom letztern in ihm wenig wiſſen.

Die Weltweisheit alſo die von eigenſinnigen Beſtimmungen anfängt, ſich hernach ſogleich hinter barbariſche Kunſtwörter verſteckt, um ihren vorangeſetzten Eigenſinn zu beweiſen, iſt nicht meine Muſe, denn ſie verachtet den gemeinen Verſtand, deſſen Worte ſie verwirft; ſie hat ſich aus der Sphäre des Lebens in die Atmoſphäre der Katheder verſetzt. Bildend iſt ſie nicht, und, wenn ſie auch wahr wäre, unnützlich. — Aber die Weltweisheit iſt die Abgöttin meines Herzens, die zuerſt den ſinnlichen Verſtand leitet, ſich zu ſeiner Sprache herabläßt, mit ihm gehet, ihn nach und nach mehr erhebet, und ihm endlich in der Sphäre der Vernunft mit allem Glanz der Deutlichkeit erſcheinet und verſchwindet.

Daß dieſe Art zu philoſophiren ſchwer ſey, iſt offenbar, denn ſie kann nicht mit Worten ſpielen wie die Arithmetik mit Zeichen, wobei man die bezeichnete Sache vergeſſen kann. Sie ſoll den Begriff eben von ſeiner Hülle abſondern, in der man ihn zu ſehen gewohnt iſt, und von Jugend auf zu ſehen gewohnt war. Er ſträubt ſich, und wenn wir ihn mit Gewalt entkleiden, ſo entwiſcht er, und läßt uns das Kleid in der Hand; oder wir verunſtalten ihn, haben ihm mit ſeinem Gewande zugleich ſeine Haut zerriſſen: da ſteht er unkenntlich und verwundet in philoſophiſch-barbariſchen Hüllen. In der That, die Mühe iſt nicht ſo leicht, immer den Gedanken zum Augenmerk zu haben; ihn von den Worten zu entkleiden, in denen wir ihn kennen, aber nicht nackt erkennen; ihn in das Licht der Deutlichkeit zu zaubern, daß jeder ſpricht: das iſt er! und genau ſagen kann warum er's iſt.

Man ſieht auch daß dieſer Weg zu philoſophiren Schranken habe; denn es muß endlich unzergliederliche Begriffe geben, die von den einfachſten Worten nicht mehr zu trennen ſind, und

deren muß es vermuthlich mehr als einen geben. Eine Schule der Weltweiſen glaubt daß ſich alles auf Gedanken, und ſelbſt der Begriff des Seyns dahin zurückleiten laſſe: dieß ſind unſtreitig die Grundſteine unſrer Erkenntniß. Allein unter dem Begriffe des Seyns ſtehen vielleicht gleich unmittelbar drei unzergliederliche Begriffe: Raum und Zeit und Kraft, das iſt neben, nach und durch einander. Für mich wird es alſo ſchwer es zu begreifen daß wo etwas iſt, ein andres neben ihm ſey; wenn etwas iſt, ein andres nach ihm ſey; wie etwas iſt, das andre durch dasſelbe ſey. Ich ſage begreifen: nicht aber mit Worten zu ſpielen, daß eins im andern enthalten ſey, daß dieſe Begriffe verwandt ſind u. ſ. w. — Eben ſo iſt's für mich einer der größten Knoten, den Begriff des Schönen und des Guten auf den Begriff des Gedankens zu reduciren, daß ich aus ihm begreifen könne, wie das Anſchauen des Einen im Mannichfaltigen, das iſt der Begriff der Schönheit, Vergnügen, und die Erkenntniß der Vollkommenheit, Wollen wirke. — Ich führe einige der wichtigſten Grundbegriffe an, die ſich nicht weiter entwickeln laſſen; „hier muß der Gedanke am Ausdruck endlich kleben bleiben.“ Aber dieß hier und dieß endlich kann man nicht nach Belieben hinſetzen wohin man will, ſonſt verfällt man in eine Philoſophie der Faulen.

2. Ich habe jetzt die Materie der Philoſophie erwogen; von der Form kann ich kürzer ſeyn. Will man jene Metaphyſik nennen, ſo gibt es eine Grundwiſſenſchaft der Phyſik, Mathematik, Logik und Moral, die die Begriffe dieſer Wiſſenſchaften von ihrer klaren Verſtändlichkeit bis zur einfachſten Deutlichkeit fortführt, und alſo ein Schatz deutlicher Begriffe iſt. Die formelle Philoſophie hat es zum Zweck daß, indem wir nach und nach zu jenem Schatze gelangen, wir ſelbſt denken, und da wir nie ohne Worte denken, uns ausdrücken lernen. Hier wird es ſchon einleuchtender daß ich dieß auf keine andre Art lerne, als wenn ich mit großen Meiſtern

mitdenke, daß ich aber auf keine Art ſo leicht dieſen Zweck verfehle, als wenn ich ihnen bloß nach-denke. Mit dem erſten rechtfertigen ſich auf einmal die Kunſtwörter der Philoſophie gegen alle Spöttereien der Unwiſſenden: ſie ſind nöthig und nützlich, denn an ihnen klebt der Gedanke großer Philoſophen, in deren Geiſt ich mich durch dieſe Worte ſetze, mit ihnen denke, ſchließe, beweiſe, eintheile, und alſo denken, ſchließen, beweiſen, eintheilen lerne. Aber Zwecke müſſen ſie nicht ſeyn, daß ich bloß dieſe Worte verſtehen und ausdrücken könne; wer dieß zu ſeinem Ziel erwählt, kann allerdings ein guter Interpres der Philoſophie, ein brauchbarer Mann, angenehm in Schriften, und berühmt im Vortrage ſeyn; aber im ſchärfſten Verſtande ſo wenig ein Philoſoph als Warburton und Johnſon Poeten ſind, weil ſie über Pope und Shakeſpear commentiren. Reiflich erwogen, iſt der Name eines wahren Weltweiſen, eines Erfinders in der Philoſophie ſo eine Seltenheit, als der Name eines wahren Dichters; nur daß freilich unſre Zeit geſchickter iſt jenen als dieſen hervorzubringen. Selbſt unter den Deutſchen iſt ihre Mutter, die Philoſophie, ſo fremde geworden, daß man höchſtens einige akademiſche Thyrſusträger ſieht die ſich Bacchus zu ſeyn glauben. Sie lernen Worte und glauben: „mit ihnen haben ſie Gedanken.“

Genug! in der Weltweisheit Ausdruck ſtatt Gedanken nehmen, iſt verderblich; den Gedanken bloß im Vehiculum des Ausdrucks verſchlingen, iſt unnützlich; aber Begriffe aus den gegebenen Worten entwickeln und deutlich machen, das iſt Philoſophie. — Nun ſollte ich mein Fragment mit den wahren und gründlichen Bemerkungen unſers philoſophiſchen D. krönen; ob wir ohne Worte denken können?[1] — von der Nothwendigkeit der ſymboliſchen Kenntniß[2] — von Leibnitzens allgemeiner philo-

[1] Lit. Br. Th. 9. S. 43.
[2] Th. 13. S. 21.

ſophiſcher Schrift und Sprache,[1] und andre Materien, die ich in einer Abhandlung vorausſchicken müßte, aber in Fragmenten von dieſer Art bloß citiren darf; denn vielleicht ſind mehrere, die mit mir von dieſem Weltweiſen denken, was dort Antimachus zum Plato ſagte, da dieſer ſeinen ganzen Lehrſaal füllte: Plato iſt mir ſtatt vieler! Die werden hier meine Fragmente aus der Hand legen und die citirten Stellen leſen.

12.

Ich habe in einem Labyrinth von verſchiedenen Ausſichten umhergeſchwärmt; jetzt kömmt mir mein Leitfaden wieder in die Hand, und ich knüpfe ihn an meine vorige Materie an: daß die lateiniſche Sprache einigen Eindruck in das Innere des wiſſenſchaftlichen, inſonderheit philoſophiſchen, Vortrages gemacht habe, und daß hier der Ausdruck oft den Gedanken beherrſche.

Ob ſich gleich jede Wahrheit, die ich doch, um ſie deutlich zu denken, nicht ohne Worte denken kann, in jeder ausgebildeten Sprache muß ſagen laſſen, ſo daß es nachher bloß die Pflicht der Sprachweiſen iſt, die Sprache dazu zu ſchaffen daß ſie jede Wahrheit leicht und ganz und nachdrücklich ſage, ſo rede ich hievon doch jetzt gar nicht. Ich verwerfe bei Lehrbüchern nicht nur nicht die lateiniſche Sprache, ſondern wünſche ihr aus guten Urſachen die Ehre wieder zu erobern, die Sprache wahrer Syſteme und das allgemeine Band der Gelehrſamkeit zu ſeyn. Seitdem man von ihr abgewichen, ſind jene neumodiſchen Lehrbücher erſchienen, die äſthetiſche Cabriolen ſchneiden, wo ſie mit feſtem philoſophiſchem Tritt einhergehen ſollten. Ich gebe es alſo zu daß, wenn ein bloß dogmatiſches Buch durch eine lateiniſche Ueberſetzung viel von ſeinem Innern verliert, ſo ſey das Abgegangene gewiß Schlacken, ſie mögen ſo ſehr glänzen und locken als ſie wollen. Ich gebe es zu daß jeder

[1] Th. 4. S. 234.

Lehrer ſeinen Lehrbegriff in aller Kürze und Strenge überſchauen müſſe, und wenn die lateiniſche Sprache zu dieſer Kürze und Strenge hilft und bildet, ſo müſſe er ſie ganz in ſich geſogen haben. Ich gebe es zu daß wir uns unſre Gelehrſamkeit weitläufiger und ſchwerer machen, wenn jede Nation allgemeine dogmatiſche Wahrheiten in ihrer Mutterſprache ſchreibt, und daß, wenn die Literatur auf dieſem Wege fortgeht, wir bald nicht bloß franzöſiſch, engliſch und italieniſch, ſondern auch ſchwediſch, däniſch, holländiſch, ſpaniſch, ruſſiſch u. ſ. w. werden lernen müſſen, wenn wir die Erfindungen werden wiſſen wollen, die dem ganzen Markte der Gelehrſamkeit zugehören. Ich ſage alſo mit Geßner: **An uti Germanica lingua convenit in praelectionibus Academicis? Serum est interrogare. Quaeramus potius, an non in aliquam partem honoris sui restitui possit Latina?**

Hievon rede ich nicht, ſondern frage: ob dieſe Sprache auch über Begriffe, über Reihen von Wahrheiten, über Beweiſe, über Eintheilungen und Unterſchiede, ja gar über Methode und Denkart eine Zauberkraft habe? Wäre dieß, ſo kann man in reinem Deutſch doch lateiniſch denken, ſeinen Vortrag doch nach dieſer Sprache modeln, und alſo noch immer Gefahr laufen Worte ſtatt Sachen, Lehren ſtatt Wahrheiten, Katheder-wiſſenſchaft ſtatt Weisheit, und Ausdruck ſtatt Gedanken auf gut Treu und Glauben zu verkaufen.

Unſere Wiſſenſchaften wachſen weder im einzelnen noch im allgemeinen auf unſerm Grund und Boden; Jahrhunderte durch ſind ihre Wurzeln in die Abgründe und Adern der lateiniſchen Sprache verwachſen. Wir müſſen die Denkmäler der Weltweisheit in ihr ſtudiren, unſere Gelehrſamkeit weit und breit zuſammenholen, und nun begeben wir uns zu ſchreiben — Es ſey eine Sprache welche es wolle, wir werden etwas von dieſem Zwange in ſie bringen. Wer kann es alſo einem gelehrten und ſehr verdienten Gottesgelehr-

Digitized by Google

ten, wenn man nicht ſelbſt ein Schwätzer iſt, denn ſo bitter verargen, wenn ſein Vortrag, unter eine Laſt lateiniſcher Literatur gekrümmt, ſich mühſam fortziehet. Freilich wäre ſeine Geſchichte der Glaubenslehren ein anderes Werk, wenn man ſie in das natürliche Deutſch einer Winckelmann'ſchen Geſchichte der Kunſt überſetzte; aber beklaget ſie vielmehr, die Baumgarten, die Semler, die Heilmann, daß ſie nach der Lage der Gelehrſamkeit zu ihrer Größe kaum gelangen konnten, ohne einigen Zwang von ihren weitläuftigen Wanderungen anzunehmen. Man ſpottet ſo häufig über den akademiſchen Styl in paragraph-langen Perioden, man hat Recht ihn zu tadeln; aber die eiſernen Ketten, unter denen er einherſchleicht, ſind freilich oft geſchraubte Mühſamkeit, oft aber offenbar aus dem Lateiniſchen übertragen.

Ferner: es ſind in dem Anblick der Wiſſenſchaften und der Weltweisheit vielleicht fremde Vorſtellungsarten, und Geſichtspunkte aus fernen Völkern, Zeiten und Situationen, die uns nicht mehr wundern, weil man uns gleich vom Anfange der Unterweiſung in ſie gleichſam eintaucht, die aber einem Kopfe, der die Literatur als Fremdling ſtudiret, ſo fremde und buntſcheckig vorkommen als in dem altgalanten Styl die lateiniſchen Wörter. Dieſe entfernten und veralteten Vorſtellungsarten geben dem Ganzen des Vortrags die Miene des Gelernten; ſie öffnen dem gelehrten Pfittacismus die Thüre, der ſich ihnen bequemt, und Worte nachplaudert; ſie ſind's eben die den Bücherphiloſophen von der Weisheit des Lebens getrennt, da er ſich doch auf ſie mächtig ſtützen, und jederzeit von ihr ausgehen ſollte, um nachher ſeine eigne Sphäre zeitig genug zu finden; ſie ſind's, die den philoſophiſchen Magiſterton aufgebracht, der Ballaſt ſtatt Gold führet, und von Weisheit ſtrotzet, die nicht eine einladende Miene hat. Welch ein Unterſchied zwiſchen einem Moſes und Kölbele!

Ohne Zweifel iſt auch ſelbſt zu Lehrbüchern die Sprache des

gesunden Verstandes die beste, die sich gelegentlich der wissenschaftlichen Vernunft mitzutheilen weiß. Es führen hierin aber andere das Wort statt meiner schwachen Stimme, und man muß überhaupt dem Lobe beistimmen: [1] „wenn es dem Reiche der Wissenschaften zuträglich gewesen einem mit willkürlichen Begriffen, Hypothesen und Schlüssen offenbar zu weit getriebenen und zuletzt nur in bloße Schalen einer kernlosen Methode verwickelten philosophischen Geschmacke sich entgegenzusetzen, so hat Göttingen Antheil an der Ehre eines gebesserten oder geretteten Geschmacks."

II.

Vom neuern Gebrauche der Mythologie.

1.

Von hieraus gehe ich, wie ich glaube, den sichersten Weg einer Materie entgegen, die in einer der neuesten und feinsten kritischen Schriften [2] unter uns von neuem rege gemacht ist: wie weit wir die Mythologie nachahmen können und müssen? Klotz nämlich, in seinen Epistolis Homericis, untersucht diese Frage im Vorbeigehen, und sowie dieser Verfasser überhaupt in seinen Parentheſen unterhaltender seyn möchte als in den Sachen, die er zweckmäßig abhandelt, so gebe ich auch der exempelreichen Abhandlung, daß die Mythologie nicht in geistliche Gedichte der Christen zu mischen sey, meinen ungetheilten Beifall.

Aber wiefern uns die Mythologie im Ganzen erlaubt, nützlich, ja nothwendig zu brauchen seyn möchte; hier scheint seine Kalliope, die er vor dieser Betrachtung anruft, [3] ihn

[1] Pütters Geschichte der Akademie zu Göttingen.
[2] Klotz Epistol. Homer. Epist. 11.
[3] Epist. Hom. p. 124.

etwas zu weit verführt zu haben, oder er ist undankbar gegen seine Führerin, die ebenfalls zur Mythologie gehört, und ihren Schüler also verlassen mußte, da er der Mythologie zu nahe trat. Wir wollen ihm nachschleichen und ihn etwas zurückzulocken suchen.

„Warum, frägt er, ist Neptun ein Gott des Meers, Pluto der Hölle u. s. w. Man kann nichts bei allen diesen Fabeln zur Ursache angeben als weil es den Griechen und Römern so gefiel![1]“ Freilich, der Name ist willkürlich, und meinetwegen mag statt Jupiter, Neptun und Pluto, auch Perkunos, Pikollos und Potrimpos, oder Odin, Thor und Locke stehen, nur müssen diese Namen so durchgängig bekannt, mit so hohen poetischen Begriffen gleichsam verknüpft, und unsrer Sprache so angemessen seyn als die griechischen und römischen Namen der Götter. Alsdann ist uns nichts daran gelegen ob sie von den Griechen oder Scandinaviern, den Römern oder alten Deutschen erfunden sind. Nur, ich wiederhole es nochmals, sie müssen so durchgängig bekannt, mit so vielen dichterischen Erzählungen ausgeschmückt, und an Tönen nicht rauh seyn. Der Dichter und Artist braucht, um seine vollkommen sinnliche Schönheit zu erreichen, oft solche personificirte Stücke der Natur, hier einen Wasser-, dort unterirdischen Gott, wo der Begriff von Meer nicht paßlich, und die Idee vom Teufel nicht edel genug war. Hier hat der Verfasser die Ursache, warum ein Neptun und Pluto nöthig waren, bloß als poetische Geschöpfe, nicht Namen.

Er fährt fort:[2] „die Mythologie beruht auf nichts als dem Irrthum und dem Aberglauben der Alten.“ Gut! Religionsbegriffe, Bilder der Wahrheit muß sie also uns nicht geben, aber wir nützen sie auf einer andern Seite, der sinnlichen Schönheit wegen.

[1] Epist. Hom. p. 124.
[2] S. 125.

Wenn ich mythologiſche Ideen und Bilder gebrauche, ſofern gewiſſe moraliſche oder allgemeine Wahrheiten durch ſie ſinnlich erkannt werden, ſo ſind mir ja mythologiſche Perſonen erlaubt, die durchgängig unter einem beſtimmten und dazu ſehr poetiſchen Charakter bekannt ſind, oder in der Fabel Aeſops müßten die Thiere nicht mehr ſprechen, und in keiner Fiction müßte ich erdichtete Perſonen gebrauchen können — warum? weil ſie der Wahrheit entgegen ſind. — Der Wahrheit wegen brauche ich ſie auch nicht, aber ihrer poetiſchen Beſtandheit, und wenn es perſonificirte Dinge ſind, der ſinnlichen Anſchauung wegen. Freilich, die die mythologiſchen Namen bloß „als leere Schälle[1] gebrauchen," die können ihrer entrathen; ſind das aber Dichter? Weiter: „es iſt ein ſehr mittelmäßiger Kopf, der nichts ſelbſt in Vorrath hat, ſondern hundertmal wiederholte Bilder wiederholen muß!"[2] Nicht bloß ein mittelmäßiger, ſondern ein ſchlechter Kopf iſt, der nichts im Vorrath hat, der bloß wiederholt; aber wer hundertmal auf einerlei Art gebrauchte Bilder, auf eine neue Art braucht; wer hundertmal gebrauchte Perſonen zu Maſchinen einer im Ganzen neuen Fiction braucht; wer in hundertmal geſehene Körper einen neuen Geiſt hauchet daß ſie ihm zu großen Zwecken dienen, und in einer neuen Sphäre, ihrem Charakter gemäß, poetiſch-ſchön handeln, der iſt mehr als mittelmäßiger Kopf. Nicht darin beſteht ſein Verdienſt daß er ſie brauchet (weil er damit ſeine Kenntniß zeiget); nicht darin daß er die Schwierigkeiten ihres abgenutzten Alters zu überwinden wußte; denn warum ließ er's, wenn dieß ſein einziges Verdienſt war, nicht gar bleiben? ſondern weil er ſie zu ſchönen poetiſchen Zwecken ſchön zu brauchen wußte.

Ich will ein Zeugniß anführen, dem der Verfaſſer vielleicht glauben wird. Er erlaubt zwar allein den Künſtlern die Mytholo-

[1] S. 126.
[2] S. 127.

gie; wenn ſie der Dichter aber zu eben den Zwecken brauchen kann und nöthig hat, warum ſollen wir hart, oder eigenſinnig ſeyn, und ſie ihm denn verſagen? Ich ſetze meines Zeugen eigene Worte her, damit der Leſer nichts vom ſchönen Ausdruck verliere, oder ich untreu würde: artificum ratio hujus disputationis severitatem refugere videtur. Nam ut in sermone verba, sic in pictura signa quaedam sint, ab antiquis temporibus, atque ex mythologia profana repetita, quae quasi verborum sermonisque vim nacta sint. — Porro harum allegoricarum figurarum ope illud commodi nanciscuntur artifices, ut in una tabula complures res exponere queant, quarum singulae singulas tabulas postularent, si ab hac ratione recederent. — Praeterea res, quae in sensus non cadunt, hoc modo ante oculos ponuntur, et obmutescenti quasi historiae sucurrit allegoria: attentio igitur conservatur, et dum omnia videmus, laetamur. — Wozu braucht ſie alſo der Künſtler? Zuerſt wegen ihres beſtimmten Charakters, da ſie bedeutungsvolle Worte ſind; ferner, durch den Reichthum von Ideen, der ſie begleitet; drittens, ſie malt abſtracte Begriffe ſinnlich. Nun! und wenn ſie zu dem allen der Dichter brauchen kann, und muß, um ihrer allgemeinen Beſtandheit, um ihrer hohen poetiſchen Nebenbegriffe, um ihres Lichts der ſinnlichen Anſchauung willen, damit er allen verſtändlich, damit er poetiſch-edel, reich und ſchön, damit er für die anſchauende Phantaſie rede; wer ſoll ſie ihm verwehren? Unſer Verfaſſer nicht, denn er erlaubt ſie ja deßwegen dem Künſtler; ich auch nicht, da ich für ſie rede; der Verfaſſer der Homeriſchen Briefe auch nicht, denn das angeführte Zeugniß iſt ſein eigenes,[1] aus demſelben Briefe, und in derſelben Sache. Ich habe ihn durch ſich ſelbſt zurückgeführt; vorher hat er bloß die Mythologie zu einſeitig angeſehen. Nicht, wie

[1] S. Epist. Homer. 2. p. 129.

Griechen und Römer ſie brauchen [1] (als Religions- und Hiſtorienwahrheiten); nicht, wie ſie die Reformatoren nach der Barbarei oft beibehielten [2] (als eine heilige Antike, aus einem Vorurtheile des Anſehens); nicht, wie ſie gehirnloſe Köpfe brauchen [3] (als einen leeren Schall); nicht, wie ſie elende Schwätzer brauchen [4] (um neunundneunzigmal gebrauchte Gleichniſſe, ſtatt eines neuen, das Kopfbrechens macht, hinzuſtellen); ſondern mit einer neuen, ſchöpferiſchen, fruchtbaren und kunſtvollen Hand — und zwar bloß, wenn er ſie nöthig hat, und zu den angezeigten großen Zwecken gebrauchen kann.

2.

Ganz nothwendig für einen jeden Dichter ſchlechthin iſt die Mythologie gar nicht. Ich ſehe die Urſache, womit ein Kunſtrichter [5] Klotzens Meinung begegnet, für gar keine Urſache an; „der Dichter überzeugt uns durch ſeine Mythologie daß er mehr als bloße Verſe machen kann; er gibt einen überzeugenden Beweis daß er ein Gelehrter iſt, der ſich in den Werken des Alterthums umgeſehen hat, oder noch umſehen kann, welches unſre Poeten als was ziemlich überflüſſiges anzuſehen anfangen." Der Recenſent, deſſen dieß Urtheil iſt, will uns damit vielleicht überzeugen „daß er mehr als bloße (d. i. nackte) Recenſionen ſchreiben kann; er will uns damit einen überzeugenden Beweis geben daß er ein Gelehrter iſt, der ſich in den Werken des Alterthums umgeſehen hat, oder NB. noch umſehen kann, welches unſre Recenſenten als was ziemlich überflüſſiges anzuſehen anfangen." Deſſen hat er mich auch überzeugt, aber nichts mehr. Durch den Gebrauch der Mythologie lernt man nicht gleich mehr als bloße Verſe machen. Wer ein Compen-

[1] S. 132.
[2] S. 125.
[3] S. 126.
[4] S. 127.
[5] S. deutſche Bibl. 1. B. 1. St. S. 203.

dium der Mythologie durchgeleſen, iſt noch kein Gelehrter, der ſich in den Werken des Alterthums umgeſehen haben muß; ein Gelehrter iſt noch kein Dichter, und ein Alterthumskenner kann ſich eben, wenn er ſich im Staube der Alten umſieht, das poetiſche Auge verderben. Und dann, um ſich in den Alten umſehen zu können, lieber Gott! dazu braucht man ja nicht mythologiſche Gedichte gemacht zu haben; ſo wenig als der Recenſent mythologiſche Gedichte darf vertheidigt haben, um ſich in den Werken der Alten umſehen zu können.

Aber noch eine Urſache von ihm:[1] „wenn die Mythologie aus der Pindariſchen oder Horaziſchen Ode verwieſen werden ſollte, ſo ſehe ich gar nicht wie ſie den Namen einer Pindariſchen oder Horaziſchen Ode verdienen könnte. Der Begriff von beider Art Oden involvirt die Mythologie; ohne ſelbige iſt es nicht möglich einen vollſtändigen Begriff davon zu geben. Oder wenn Sie das nicht zugeſtehen wollen, Herr Klotz, ſo müſſen Sie ꝛc.“ O ja, lieber Herr Präceptor, auch ich will Ihnen alles zugeſtehen, wenn Sie mir etwas, was für mich ſehr ſchwer fällt, den Begriff, den vollſtändigen Begriff einer Pindariſchen oder Horaziſchen Ode geben, und ſich herablaſſen mir in ihm die Mythologie zu evolviren, die Sie involvirt haben. An meinem ſchwachen Verſtande liegt's vermuthlich daß ich dieſen Begriff noch nicht vollſtändig auseinander ſetzen kann, ſo genau ich ihn zu bemerken und mindeſtens zu empfinden geſucht; daß ich nicht ſo entſcheidend behaupten kann: dieß gehört zur Pindariſchen und Horaziſchen Ode weſentlich, und dieß zufällig; dieß muß, und jenes darf nicht nachgeahmt werden in einer fremden Sprache, bei einer ganz verſchiednen Religion, auf einer ganz verſchiednen Stufe der Literatur, unter ganz andern Umſtänden und zu ganz andern Zwecken. Ich habe nach dieſer ſchwachen Blödigkeit endlich geglaubt daß der Charakter Pindars und Horazens am

[1] S. deutſche Bibl. 1. B. 1. St. S. 204.

ſicherſten, nicht in dem was, ſondern wie ſie es ſingen, ertappet werde; daß es nicht darauf ankomme ob ſie eben dieſe Materialien zu ihren Farben nähmen, ſondern daß hier die Manier zu malen in Betracht komme. Ich habe geglaubt daß man, um ihren Geiſt zu erforſchen, genau darauf Achtung geben müſſe wie ſie die Umſtände ihres Helden oder Vorfalls nützen, wie ſie in der Anlage des Plans, in der Fortführung der Ideen, der Art Gleichniſſe zu malen, und ſie zu ſtellen u. ſ. w. ſich charakteriſirten. Ich glaube daß eine Nachbildung ſchon den Namen einer Pindariſchen oder Horaziſchen Ode verdiene (etwas was ein Römer oder Grieche allein entſcheiden müßte, der uns kennete), die, damit ich das Gleichniß von einem Gebäude gebrauche, die Materialien, die ſie gebrauchen könnte, nach der Bauart, Form, den Theilen, und der äußern und innern Zierlichkeit einer griechiſchen oder römiſchen aufrichtete; ich glaubte dieß nicht allein, ſondern ein andrer,[1] der ſchon ſeinen Mann beſſer kennet, ſagt ſogar: „ſeit dem Homer hat man geglaubt daß die Zuſammenſetzung der Hauptzüge eines beſtimmten Subjects nach den Regeln der Uebereinſtimmung, und nach der Beſchaffenheit des Zwecks den man hat, den Plan eines ſchönen Werks ausmachten, ſowie die Grundriſſe der Zeichnung und die Stellung der Figuren gegen einander den Plan eines Gemäldes darlegen.“ Alles dieß glaubte ich, und wünſchte alſo unſern Homers, Pindaren und Horazen mehr die Art wie jene die Mythologie nutzten, anwandten und zum Theil erfanden, um dieſes Namens würdig zu ſeyn, als die Mythologie ſelbſt; aber —

Nun höre ich ſo viel Ausſprüche neuerer Kunſtrichter, die mein ganzes Ohr fühlet, und meine Zunge kaum nachſtammelt: z. E.[2] „Machen Sie mir doch einmal ein Heldengedicht, ein deutſches, aber

[1] Lit. Br. Th. 19. S. 97.
[2] Lit. Br. Th. 21. S. 45.

nach keinem griechiſchen oder lateiniſchen Maßſtabe; oder eine Ode, aber das verſteht ſich, weder nach griechiſchen noch lateiniſchen Muſtern. Ich möchte dergleichen wohl ſehen!" Hier lief mir ein Schauder über den Leib, und meine Hände ſanken. Mir ſtrichen zwar Fingal und Reguer Lodbrog und die ſkaldiſchen und Bardengeſänge, und die Pſalmen Davids, und arabiſche Gedichte, durch die Seele, aber in der Angſt ſchnell und verworren. Ich wagte nichts hervorzubringen, denn das gravitätiſche Kopfnicken des Präceptors, bei den Worten: „ich möchte das wohl ſehen!" ſchreckte mich. „Ei! dachte ich, dieſe Leute haben vielleicht die Punkte, welche die Alten feſtgeheftet, vielleicht unwiſſentlich auseinandergeriſſen, und dieß iſt alsdann ein neuer Geſchmack, der nothwendig verkehrt ſeyn muß — weil er von den Regeln des weiſen Alterthums abgeht." [1] Nun entfiel mir aller Muth zu hoffen daß, da wir Helden haben, größer als die Helden Pindars, und Könige, größer als die Mäcene des Horaz, wir weit leichter und paßlicher Stoff zu Oden für Pindars und Horaze hätten als für Homere und Virgile; mir entfiel der Muth es zu verſuchen, ob nicht eine Pindariſche neuere Ode ſich ſo unter die Heldenthaten und Vorfahren eines Königes verirren könnte, wie der alte Thebaner in ſeine Mythologie, die national und verwandt mit ſeinen Helden war; ich gab alles auf, und entſchloß mich zum ſicherſten, meinem Lehrer die Oden Pindars und Horazens ſelbſt zu zeigen, ohne an Nachbildungen zu denken, und da war es freilich wahr: „wenn die Mythologie aus ihnen verwieſen werden ſollte, ſo ſind ſie freilich (p. princ. contrad.) nicht mehr ohne Mythologie, was ſie mit Mythologie waren, Pindariſche und Horaziſche Oden. Q. E. D."

Ich finde mich zum Verfaſſer der Homeriſchen Briefe zurück. Ich glaube erwieſen zu haben daß der Gebrauch der Mythologie an

[1] Lit. Br. Th. 21. S. 44.

ſich nicht ganz verwerflich ſey, nun bleibt die große Frage übrig: iſt er denn ſo nützlich?

3.

Es iſt eine leere Furcht, ohne alte Mythologie werde man ſchlechtere und froſtigere Verſe machen: **Tantam rerum, quae hodie est, facies sententiarum novarum et imaginum copiam praebet, ut homini ingenioso nunquam deesse possint, quibus exornet carmina.** [1] Hier muß ich erſt wiſſen: was fordert die Dichtkunſt; und wie weit kann ich ohne Mythologie dieß erreichen? Man denke nicht daß ich aus der Erklärung der Poeſie das Ideal im allgemeinen beſtimmen werde; ich ſehe bloß die Forderungen der Poeſie an, ſo fern ſie mit der Mythologie gränzen, oder nicht. Sobald es in der Dichtkunſt auf mehr ankömmt als auf Verſe machen, und fließend reimen, ſo kann ſie entweder für den Verſtand reden oder für die Einbildungskraft, für dieſe, um ſie bloß kalt zu vergnügen, oder zu rühren und gleichſam zu täuſchen. Dieß, glaube ich, iſt die pſychologiſche Eintheilung derſelben.

Wenn die Dichtkunſt für Vernunft redet, ſo iſt das Ganze ihres Inhalts Wahrheit. Was ſie dazu thut, ſind bloß kleine Auszierungen und Schnitzwerk; das Allgemeine iſt ihrem Gebiete gleichſam entnommen. Da ich unſre geiſtlichen Gedichte gleich ausgeſchloſſen, ſo bleiben mir hier philoſophiſche Lehrgedichte übrig. In dieſen kann nie die Mythologie mehr als Schmuck und Erläuterung ſeyn, ohne zur Bildung des Ganzen was beitragen zu wollen. Allein in dem angezeigten engen Geſichtspunkte, wer wollte ſie ausſchließen? Wird ſie bloß zu verdunkelnden Anſpielungen angewandt, ſo iſt ſie verwerflich — aber zu Beiſpielen, zu Vergleichungen, zu einzelnen Bildern, da betrachte ich ſie auf dem Rande der Geſchichte als eine Quelle von poetiſchen Exempeln (würde ich hiſtoriſche Wahrheit immer verlangen, ſo

[1] Epist. Homer. p. 126.

könnte ich ja auch wenig aus der alten Geſchichte, die immer halb Fabel iſt, anführen), prächtigen Farben und redenden Bildern; und hier laſſe ich ſie mir nicht nehmen.

Wenn die Dichtkunſt für den Verſtand redet, durch die Fabel, von der Aeſop der Urheber iſt, ſo kann ja die Mythologie handelnde Subjecte liefern, die uns in einem einzelnen Fall, der als wirklich vorgeſtellet wird, einen gewiſſen allgemeinen Satz anſchauend erkennen laſſen. Und warum ſollte ſie nicht die Quelle mancher Fabeln ſeyn können? Wenn man einige Geſchichten aus Bacons Weisheit der Alten von der gar zu vielen Kunſt entkleidete, die er tiefſinnig in ſie legte — wenn man ſie aus der Dämmerung der Allegorie in der ſie bei ihm ſtehen, mit dem Licht einer Geſchichte völlig bekleidete, ſo würden doch wohl einige ſo ſchöne Fabeln daraus, als Leſſings 5te im erſten Buche, ſeine 10te, 18te, 23ſte, 28ſte im zweiten; und dieſe ſo ſchönen Fabeln will mir der Kunſtrichter rauben, die unter den Leſſing'ſchen gewiß zu den beſten gehören? Wie viele werden wir aus Gellert, Gleim, Hagedorn, Lichtwer verlieren? Hier ſind ja die mythologiſchen Perſonen nicht leere Schälle, ſondern handelnde Weſen; nicht bloße Namen, ſondern Weſen von einem beſtändigen Charakter; nicht gedankenloſe Wiederholungen, ſondern ein künſtlicher Gebrauch edler Perſonen, die mir einen allgemeinen Satz handelnd zeigen; kurz, alles was nur der ſtrengſte Kunſtrichter der Fabel von ihr fordern kann.

Hier ſteht die artige Fiction des Sannazars an ihrer Stelle, die K. angreift;[1] ſie läßt einen allgemeinen Satz: Venedig übertrifft Rom, anſchauend erkennen; und wäre Handlung in ihr, ſo gäbe ich ihr (nicht wie der venetianiſche Rath Geldſäcke, denn dieß war mehr für die Materie als die Form), ſondern einen ungehinderten Platz unter Fabeln. Jetzt iſt ſie bloß Epigramm, da

[1] Epist. Homer. p. 130—132.

ihr das Fortſchreitende der Handlung fehlt; aber kann ich wie Trapp ausrufen: **ubi hic acumen? quid salsum, quid facetum? ne umbra quidem ingenii!** Das acumen und salsum und facetum liegt hier darin daß der allgemeine Satz, der Venedig ſo ſchmeichelte, gleichſam in die Morgenröthe einer Fiction eingekleidet, und anſchauend dargeſtellet wird. — Kann ich wie Klotz ausrufen: **in his versibus nil est, praeter inanem verborum sonum, quibus nulla subiecta sententia?** Auch nicht! denn eben dazu iſt ja das Epigramm erfunden, um hinter bekannte und poetiſch anſehnliche Perſonen eine Sentenz unterzuſchieben. Freilich wäre zu Horaz und Virgils Zeiten dieß Epigramm paſſender geweſen, aber warum? aus einer Nebenurſache: weil Jupiter und Neptun damals Götter waren, denen man glaubte, und die man durchgängig kannte. Das Epigramm hätte damals alſo Religions- und hiſtoriſche Wahrheit erhalten, und wäre feierlicher geweſen, weil jeder Leſer viele hohe poetiſche Nebenbegriffe ſich dachte. Jetzt wird freilich Neptun und Jupiter verlacht, ſobald ſie als Zeugen auftreten; man glaubt ihnen ihren Ausſpruch eben ſo wenig als dem Sannazar ſelbſt. Was thut aber dieß hier? Legt Sannazar dieß den Göttern in den Mund, um ſeinem Satze durch ihren Ausſpruch Gewicht der Glaubwürdigkeit zu geben, ſo iſt er ein Narr! Bezahlte ihn Venedig ſo theuer, weil es glaubte ſeine Größe würde in dem Munde der Götter unwiderſprechlich, ſo zahlte es freilich ſo albern als eine Mutter das Lob ihres Kindes in einer gelognen elenden Leichenpredigt. Aber betrachtet man das Epigramm an ſich, ſo iſt's ja artig, und (inſonderheit damals, da die Mythologie, als poetiſches Baugerüſte, bekannter und mehr in Ruf war als jetzt), poetiſch. Iſt's aber ſo viel Geld werth? Das weiß ich nicht. Wer kann Liebhaberei und Lobgedichte taxiren, als der Liebhaber und der Gelobte ſelbſt?

Ich trete eine kleine Stufe höher, zu den Oden! Eine Ode,

die wirklich Empfindungen ſingt, und in mir erregen will, muß ſich in das Labyrinth der Mythologie gar nicht, oder nur ſelten verlieren. In einem empfindungsvollen Klopſtock'ſchen Gedicht, oder in Hallers Ode auf die Mariane würde es ohne Zweifel fremde und geſucht ſeyn, Bilder, die bei uns nicht ſo nahe an den Kammern des Herzens liegen, zu brauchen, um an das Herz des andern zu klopfen. Aber wenn ich eine Ode als eine poetiſche Ausbildung eines lebhaften Gedankens anſehe, die die Einbildungskraft des andern bis zur ſinnlichen Anſchauung erregen, und bis zur Illuſion beſchäftigen ſoll, ſo erlaubt ſie die Mythologie als eine Quelle ſehr lebhafter Bilder anzuſehen, aus der ich welche herausheben kann, um meinen Gedanken gleichſam in ſie zu kleiden, daß er ſinnlich anſchauend erſcheine, die Aufmerkſamkeit bis zur Täuſchung beſchäftige, und durch die Illuſion reize. Man ſiehet daß ich die Mythologie als Werkzeug, und nicht als Zweck empfehle, um Pindariſch und Horaziſch zu ſeyn. Hat die Horaziſche und Pindariſche Ode nicht höhere Zwecke, höhere Verdienſte und Vollkommenheiten als Mythologie, ſo kann ja ein Feind der letztern ſagen: wohlan! könnt ihr nicht Horaziſch und Pindariſch ſingen, ohne Mythologie, ſo laßt auch jenes meinetwegen nach, lernt von dieſen guten Alten in andern Stücken, oder gar nicht, und laßt den Vogel ſingen, nach dem deutſchen Sprüchwort, wie ihm der Schnabel gewachſen iſt.

Es iſt bei der Ode auch ferner nur immer ein Nebenzweck, oder vielmehr bloß ein Mittel zu Zwecken, woraus einige neuere Kunſtrichter ſo viel machen: eine Anordnung und Stellung der Ode nach gewiſſen Muſtern und Satzungen. Könnte ich's doch laut rufen daß, ſowie ein regelmäßiges Aubignac'ſches Theaterſtück ein elendes Werk ſeyn kann, dagegen ein Shakeſpear'ſcher Lear oder Hamlet ohne alle Anlage den Zweck des Trauerſpiels erreicht, dramatiſch zu rühren; ſo ſey es ganz und gar nicht

die Hauptvollkommenheit einer Ode, ſo und ſo, nach dieſen und jenen Muſtern, mit der und jener Kunſt angelegt zu ſeyn, daß ſie die ſchöne Einheit, und die ſchöne Unordnung, die ſchöne Methode habe, und was dergleichen ſchöne Regeln mehr ſind, die nichts gelten, wenn man, um ſie zu beobachten, ſchöne, künſtliche und froſtige Oden macht. Könnte ich's doch laut genug rufen, daß wer Horaz nachahmt um ihm nachzuahmen, und ein ſchönes, regelmäßiges, künſtliches und gelehrtes Gerippe ſeiner Oden darzuſtellen, noch kein Horaz ſey, wenn er nicht den Zweck der Ode erreicht, uns den lebhaften Gedanken ſinnlich darzuſtellen; daß jeder Zug der Horaziſchen Mythologie, die es für ihn thun konnte, aber für uns nichts zu dieſem Zweck beiträgt, der Ode zuwider, unnatürlich und Hinderniß ſey; kurz, daß eine Ode die bloß durch Gelehrſamkeit, Kunſt und Regelmäßigkeit ſchätzbar iſt, keine Ode ſey, weil ſie ihren Zweck nicht erreicht, wohl aber eine Sammlung künſtlicher und ſchöner Verſe heißen könne. Ich ſehe es alſo nicht als einen Hauptgrund zur Vertheidigung an, wenn der vorige Recenſent ſagt: „wenn der Poet mythologiſchen Bildern einen Standort gibt, von dem ſie, ſo zu reden, die glückliche Aehnlichkeit die darin liegt von ſelbſt zeigen, ſo zeigt er ſich von der Seite des Artiſten.“ [1] Am Artiſten iſt uns, Gottlob! im Gedicht nichts gelegen, wenn er nicht durch ſeine Künſtelei ſich als wahrer Dichter zeigt.

Nun ſollte ich mich auf das weite Feld des Drama und der Epopöe wagen — unermeßlich und bloß durch ſich begränzt, liegt es vor mir — ich wage es alſo nicht ein Geſetzgeber zu ſeyn, und zu ſagen: „ein Heldengedicht, ein Drama ohne griechiſchen und römiſchen Schnitt iſt unmöglich.“ Da würde Shakeſpear und alle unſre ungebornen Shakeſpears, die wir für unſre Bühne hoffen, da würde Oſſian und Klopſtock, und alle Oſſians und Klopſtocks die wir noch hoffen, wider mich ſchreien. Ich wage es aber

[1] Deutſche Bibl. 1. B. 1. St. S. 204.

auch nicht ihnen Mythologie zu verbieten, ſie auch der Oper zu verbieten, und ſie bloß dem Epigramm [1] zu erlauben; hier mag jedes Genie ſelbſt ſehen was es zu machen, und der Kunſtrichter weiß in dieſen Fächern auch ſchon mehr, was er zu urtheilen habe.

Herr Klotz ſcheint überall bloß einen Gebrauch der Mythologie zu meinen, der in leeren Anſpielungen, bloßen Wortblumen, aufgedunſenen Vergleichungen, in Einkleidungen nach ſchiefem Geſchmack, und in gelehrter Bilderkrämerei beſtehet. Alsdann geben wir ihm völlig recht; ſobald aber die Anſpielung vielſagend, die Wortblume ein Schmuck der Materie, die Vergleichung natürlich und belebend, die Einkleidung poetiſch, täuſchend und ſchöpferiſch, die Fülle der Bilder redend, lebhaft und beſchäftigend iſt, ſo iſt die Mythologie nicht Zweck, ſondern Mittel zu großen Abſichten — wer ſie uns unterſagt, gebe uns andere.

Der Verfaſſer gibt uns einige; aber Schade daß ſie nicht völlig ſeyn können was jene ſind. Er empfiehlt uns Allegorie: [2] man ſoll Tugenden und Laſter, die Affecten der Seele u. ſ. w. z. E. Scham, Fruchtbarkeit, Glück, Treue, Wahrheit, Neid, Wolluſt, Zorn, Uneinigkeit, Gerechtigkeit, Ueberfluß, Zeit u. ſ. w. in Leiber hüllen, und, wie der Künſtler, ſie auch poetiſch gebrauchen. — Wie Dichter und Künſtler in dem Gebrauch derſelben unterſchieden ſind, hat Leſſing in ſeinem Laokoon [3] im Vorbeigehen berühret; ob ſie dem Dichter aber zu den großen Zwecken, zu denen er die Mythologie anwenden kann, dienen — dieß möchte hier am unrechten Ort eine zu lange Parantheſe einſchalten. Es gehöret, ſowie der andre Vorſchlag, die neuern Entdeckungen, und die Merkwürdigkeiten der Natur in neuerfundenen Ländern, an

[1] Epist. Homer. p. 132.
[2] Epist. Hom. p. 128.
[3] Leſſings Laokoon S. 113. ꝛc.

die Stelle wo ich von dem neuen Wege rede, den wir einzuſchlagen glauben, oder einſchlagen können, um Originale zu ſeyn.

Ich will jetzt mit einigen freien Gedanken von den Gränzen in dem Gebrauche der Mythologie beſchließen, die ich nicht als künſtliches Gebäude zum Anſchauen hinſtelle, ſondern als Materialien hinwerfe. Vorübergehender Leſer! brauchſt du etwas für dich, ſo nehme es zu dir, ohne daß ich dich namentlich rufe. Jetzt treffe ich mehr mit dem Verfaſſer der Homeriſchen Briefe zuſammen, und vielleicht erkläre ich ſeine Gedanken.

4.

Man muß die Mythologie bloß als Werkzeug brauchen, nicht als Zweck, um ſich von der Seite des Gelehrten oder Artiſten zu zeigen. Die erſtern erinnern mich an die Worte in Vida Poetik:

- - - Sunt, qui, ut se plurima nosse
Ostentent, pateatque suarum opulentia rerum
Quidquid opum congesserunt, sine more, sine arte
Irrisi effundunt, et versibus omnia acervant.

Die zweiten, die durch die Stellung der Mythologie ſich als Artiſten zeigen wollen, bringen mir den Maler des Horaz in den Sinn, der allen Fleiß auf Nägel und Zehen wandte:

Ponere totum nescius.

Sobald nun die Mythologie bloß poetiſches Werkzeug wird, ſo muß man nicht durchgängig in einer mythologiſchen Sprache reden, gleich als wenn unſre Denkart mit ihr umkreiſet wäre, ſonſt verirret man ſich in Anſpielungen und Orakelſprüche aus den Alten.

Man muß die Mythologie von der Seite anſehen, auf die jedes geſunde Auge natürlich und zuerſt fällt. Viele leſen die Alten, aber weiß Gott! wozu; denn was ſie daraus behalten und anwenden, das bemerkt kein andrer ehrlicher Mann. Von dieſem

Alten führen ſie ſo einen unbedeutenden Nebenzug aus ſeinem Gemälde an, daß, da ſie ihn für den Leſer unbeſtimmt laſſen, ſie auch die Ehre haben ihre Anwendung allein zu verſtehen. Die Anmerkung erſtreckt ſich auch auf die alte Geſchichte, wo manche keine Kleinigkeit wollen umſonſt geleſen haben. So ſagt ein neuerer Schriftſteller: „ich erkannte Sie, ob ich gleich kein Marcell bin!“ Warum denn Marcell? Als ein raſcher, dreiſter, feuriger Held iſt mir Marcell zwar bekannt, als der Erbauer des Tempels der Tugend und Ehre auch; aber was thut das hier? Endlich fand ich, Marcell habe einmal nicht aus Rom ausreiſen wollen, weil er auf Zeichen gehalten! nun verſtand ich's, aber das hatte ich aus meinem Plutarch längſt vergeſſen.

Man muß die Mythologie nicht außer ihrem Zweck brauchen; dahin gehört, wenn man ihr einigen Religionswerth beizulegen ſcheint. Man legt etwas in den Mund eines Gottes, damit es Gewicht der Glaubwürdigkeit und Wahrheit bekomme; oder man thut Wünſche an dieſen oder jenen Gott, von ganzem einfältigem Herzen. Dieß iſt lächerlich, es ſey denn daß dieſe Weſen perſonificirte Dinge der Welt, oder allegoriſche Perſonen ſind; als ſolche müſſen ſie aber offenbar auftreten, ſonſt rückt man ſie aus der dichteriſchen Sphäre in das Gebiet der ſtrengen Wahrheit, und da ſind ſie nicht zu Hauſe.

Man vermeide bei der Mythologie alles was gleichſam lebloſe Schönheit iſt; wohin die topographiſchen Beſchreibungen gehören, die unſern Dichtern oft am unrechten Orte ſo heilig ſind, wenn ſie von Mäandriſchen Krümmungen, vom Skamander, und der Tiber, vom Helikon und Pindus, dem Kaſtaliſchen Brunnen und der Hippokrene, dem Dädaliſchen Labyrinthe u. ſ. w. bloß gelehrt, und, wie ſie meinen, poetiſch reden, ohne einen geiſtigen Sinn dieſen anderthalb Schuh langen Worten zu geben.

Man vermeide allen Uebelſtand, und hüte ſich vor Maſchinen,

denen die Veränderung der Zeit und Denkart gleichsam Flecken und verkleinernde Nebenbegriffe angehänget. Wenn man Helden unsrer Zeit, die mehr durch den Geist als den Körper Helden sind, immer und immer mit jenen Giganten und Herkuls vergleicht, alsdann Beschreibungen aus den Alten häuft, und für ekle Ohren nicht genug die Nebenbegriffe des alten Pöbelhaften entfernt, so kann man sich freilich mit der Ode des Horaz an seinen Drusus schützen; aber wenn man sich bloß schützt, erobert man nicht.

Wenn man mythologische Geschichte erzählt, bloß weil sie die Alten erzählt, so fehlt wieder der Zweck des Neuen. Ich nehme diesen aber nicht bloß im Gesichtspunkt der Moral, sondern der Poesie; sonst würde ich alles einschränken. Soll etwas nicht Uebersetzung seyn, so muß es für uns einen Zweck haben, und wo möglich im Ganzen. Man möchte dieß letzte an Wielands komischen Erzählungen vermissen; allein, die Art der Erzählung gibt ihm in allen Theilen Zweck und Neuheit genug. Wenn im Ganzen nicht genug Hauptzweck und Hauptton herrschen dürfte, so sind die komischen Nebenzüge unterhaltend.

Man hüte sich vor der Mythologie, die durch einzelne Bilder spricht; denn entweder kann man dieser entrathen, als eines überflüssigen Putzes; oder, wenn man sie zu poetischen Zwecken braucht, so wird leicht spielende und gezwungene Allegorie daraus. Hingegen bediene man sich ihrer in Handlung, dann wird sie nie erscheinen, als wenn sie unentbehrlich ist, und wo sie erscheint, wird sie als poetische Fiction gleichsam in dem Gewande der Fabel sich zeigen. In diesem Gewande muß sie reizen und illudiren, und alsdann ist sie eine Vertraute Apolls und der Musen. Dieser letzte Rath verdient vorzüglich die Aufmerksamkeit meiner Leser.

5.

Jetzt will ich mich einigen praktischen Betrachtungen überlassen, wie wir die Mythologie zur Bildung unsrer Erfindungskraft nutzen

können, um uns den Alten mehr an Geist als durch Nachahmen zu nähern.

Was war die Mythologie bei den Alten? Theils Geschichte, theils Allegorie, theils Religion, theils bloß poetisches Gerüste! Wie sind sie zu ihr gekommen? Wie haben sie sie verschönert, genutzt, verändert? Und können wir in alle diesem was von ihnen lernen?

Was für eine griechische Einbildungskraft gehörte dazu, um starke Bauernknechte zu Herkuls, zu Helden, zu Halbgöttern zu erheben; sie in allen den Reichthum der poetischen Würde zu kleiden; die Fahrt der Argonauten, die Belagerung von Troja, die Himmelsstürmerei, und alle jene Fabeln die in der Geschichte ihren Ursprung haben, so schöpferisch in poetische Leiber zu hüllen, und ihnen dichterischen Geist einzuhauchen. Was ist Skamander und Olymp, und alle die heiligen Oerter und Geschichten, die der Stoff zu ihrer Mythologie ursprünglich gewesen? Ich besehe sie in den Reisebeschreibungen, ich ziehe in der alten Geschichte ihren poetischen Schmuck aus, was sind sie? — Himmel! das habe ich alles in meinem Lande, in meiner Geschichte; rings um mich liegt der Stoff zu diesem poetischen Gebäude; aber eins fehlt: poetischer Geist. Bewundern müssen wir euch, ihr Alten, und die Augen niederschlagen; ihr erhobt Kleinigkeiten aus dem Staube zu einer glänzenden Höhe; wir lassen die ganze Schöpfung um uns, öde und wüste trauren, um euch nur zu plündern, und das Geplünderte elend anzuwenden.

Wenn Horaz sich einen Augustus unsrer Zeit wählte, würde er wohl unter den Trümmern alter mythologischen Geschichten sich verirren; oder ist's wahrscheinlicher daß er auf das Lob und glänzende Beispiel seiner Vorfahren, auf Individualfälle seiner Regierung, auf einzelne Umstände seiner Reiche und Länder sich ausbreiten würde; daß er insonderheit die Umstände und Seiten der Materie nützen würde, über die er singt; daß sein Gesang individual für

ſeine Perſon, national für ſein Land, patriotiſch für ſeinen Helden, caſual für den Vorfall, ſäcular für ſein Zeitalter und idiotiſch für ſeine Sprache wäre?

Wenn der griechiſche Pindar ſeinen Helden auch nur von ſeiner Vaterſtadt lobet; wie weiß er jede merkwürdige Begebenheit dieſer Stadt, von ihrer Stiftung an, zu nützen! Er zeichnet das Charakteriſtiſche derſelben, ihre Vorzüge vor andern, die Vorfahren aus der Familie ſeines Helden; wo es das ehrwürdige Alter und die Würde der Perſon erlaubt, kleidet er dieſen und jenen Vorfahren und Stammvater in die Strahlen Olymps, ſchlingt die genealogiſche Kette bis an den Thron eines Gottes, oder macht einen Ort gleichſam dadurch heilig daß hier vormals Götter gewandelt; ſo wird ſeine Ode voll Mythologie, aber warum? Um ſich als Gelehrter, als Artiſt zu zeigen, um eine mythologiſche Ode gemacht zu haben? — Ganz und gar nicht! Seine Mythologie iſt Geſchichte des Vaterlandes, Geſchichte der Vaterſtadt, Familien- und Ahnenſtolz ſeines Helden, Urſprung des Vorfalls den er beſingt. Und was wird alſo ſein Geſang? Ein heiliges national-, ſäcular- und patronymiſches Lied, das werth ar in dem Tempel des Gottes, und in den Archiven der Stadt, die er ſang, mit goldenen Buchſtaben geſchrieben, aufbewahret zu werden; ein Familienſtück für ein Geſchlecht, und mehr als eine Bildſäule für den Helden, wie der edle Stolz des Pindars ſelbſt wußte.

Haben wir zu unſrer Zeit ſolche Dichter, die das für den Vorfall, die Perſon, das Zeitalter für welches ſie ſingen, ſind und ſeyn werden? Ein anderer antworte für mich; aber — was iſt die Pindariſche Ode auf den Tod des Kaiſers Franz gegen eine Pindariſche auf einen Jüngling, der bloß gut laufen konnte? Nichts!

Zweitens: ein großer Theil der Mythologie iſt Allegorie!

perſonificirte Natur, oder eingekleidete Weisheit! Hier belauſche man die Griechen, wie ihre dichteriſche Einbildung zu ſchaffen, wie ihre ſinnliche Denkart abſtracte Wahrheit in Bilder zu hüllen wußte, wie ihr ſtarrendes Auge Bäume als Menſchen erblickte, Begebenheiten zu Wundern hob, und Philoſophie auf die Erde führte, um ſie in Handlung zu zeigen. Und da wir eine neue Welt von Entdeckungen um uns haben, ſo koſtet ihr Dichter unter uns von jenem mächtigen Honig der Alten, damit ihr eure Augen wacker macht, um auch ſo viel Spuren der wandelnden Muſe zu erblicken. Lernet von ihnen die Kunſt, euch in eurer ganz verſchiednen Sphäre eben ſo einen Schatz von Bildern verdienen zu können. Statt daß ihr nach jenem ekelhaften Gemälde, das, was Homer geſpieen hat, euch belieben laſſet, ſo ſtärket euer Haupt, um aus dem Ocean von Erfindungen und Beſonderheiten, der euch umfließt, zu trinken; ich meine, ſtatt daß ihr aus den Alten Allegorien klaubet, oft wo ſie gewiß daran nicht gedacht, ſo lernet von ihnen die Kunſt zu allegoriſiren, vom philoſophiſchen Homer und vom dichteriſchen Plato.

Kurz, als poetiſche Heuriſtik wollen wir die Mythologie der Alten ſtudiren, um ſelbſt Erfinder zu werden. Eine Götter- und Heldengeſchichte in dieſem Geſichtspunkte durcharbeitet — einige der vornehmſten alten Schriftſteller auf dieſe Weiſe zergliedert — das muß poetiſche Genies bilden, oder nichts in der Welt. Aber wie groß muß der Mann ſeyn, der uns dieſen **Gradum ad Parnassum**, dieſes **Cornu copiae**, dieſe **hylen inventionum poeticarum**, dieſe **aurifodinam mythologicam** (oder wie die hochtrabenden Titel einiger ſpaniſchen Bettler mehr heißen) lieferte.

Da dieſe Erfindungskunſt aber zwei Kräfte vorausſetzt, die ſelten beiſammen ſind, und oft gegen einander wirken: den Reductions- und den Fictionsgeiſt, die Zergliederung des Philoſophen und die Zuſammenſetzung des Dichters, ſo ſind hier viele Schwierig-

leiten uns gleichſam eine ganz neue Mythologie zu ſchaffen. — Aber aus der Bilderwelt der Alten gleichſam eine neue zu finden wiſſen, das iſt leichter; das erhebt über Nachahmer, und zeichnet den Dichter. Man wendet die alten Bilder und Geſchichten auf nähere Vorfälle an; legt in ſie einen neuen poetiſchen Sinn; verändert ſie hier und da, um einen neuen Zweck zu erreichen; verbindet und trennet, führt fort und lenket ſeitwärts, geht zurück, oder ſtehet ſtille, um alles bloß als Hausgeräth zu ſeiner Nothdurft, Bequemlichkeit und Auszierung nach ſeiner Abſicht und der Mode ſeiner Zeit, als Hausherr und Beſitzer zu brauchen.

6.

„Was?“ höre ich hier einen Kunſtrichter entgegenrufen, „daraus werden mythologiſche Unwahrheiten: z. E. nun darf Siſyphus ſchlafen, Tantalus trinken u. ſ. w. Dieſe Fabeln haben in der Mythologie einmal ihren gewiſſen Standpunkt, und ihn umdrehen wollen, heißt das Syſtem der Mythologie niederreißen. Sie werden an keinem einzigen Orte im Pindar eine ſolche Inverſion finden; er läßt, wie alle Poeten, dieſe Dinge ſo ſtehen wie ſie das Fabelſyſtem dictirt hat.“ [1] Hier wollte ich zwar einfallen: „Das möchten auch mythologiſche Unwahrheiten ſeyn.“ Sobald Sie die Alten in Ihrem Scholiaſteneifer nicht ganz vergeſſen wollen, ſo werden Sie wiſſen daß die Alten nie ein Fabelſyſtem gekannt, das ſie wie Luthers Katechismus hergebetet. Sie werden wiſſen daß ſo viele mythologiſche Widerſprüche, Ungereimtheiten und Poſſen bloß daher entſtanden, weil die Götterlehre nie ganz geweſen. Sie werden wiſſen daß es eine neue und alte Mythologie gegeben, daß jeder Poet es für erlaubt gehalten Zuſätze und Veränderungen zu machen, und die folgenden Zeitalter endlich alles verunſtaltet. Oder wenn Sie mehr als dieß wiſſen, und behaupten daß Pindar, ſo wie alle Poeten, alles hat ſtehen laſſen, wie es ihm dictirt iſt; haben

[1] Lit. Br. Th. 21. S. 73. 74.

Sie es etwa ihm und allen Poeten dictirt? Wie viele, viele Inverſionen hat Pindar gegen die Alten! und ſeine erſte Ode ſpricht gewiß von Tantalus mit Delicateſſe, Sorgfalt und Wahl, die er auch in einem Fabelſyſtem, wie es zu ſeiner Zeit ausgeſehen, nöthig hatte." Dieß wollte ich ſagen, und dachte dem traurigen Gedanken nach: „wie mißlich es ſey ſich auf ſein Gedächtniß zu verlaſſen" — wie mißlich, einem Kunſtrichter zu trauen, der bei jeder Gelegenheit tadeln will, und in vielen Perioden Nonſens ſagt (es dürfte dieß viele nicht eben eine ungeheure Hyperbel ſeyn).

Aber ich dachte, hätte dieſer Mann Recht — wer biſt du daß du es wagſt „die Punkte zu verrücken die die Alten feſtgeheftet, und einen neuen Geſchmack einzuführen, der nothwendig verkehrt ſeyn muß, weil er von den Regeln des Alterthums abgeht?" [1] „Wie? wenn du alsdann einſt im Reiche der Todten vor dem δικαστήριον [2] der Alten erſcheinen ſollſt, und du ſollſt mit dem armen Treſcho auf den Richtplatz; du magſt Prediger oder Amtsſchreiber, oder Holzinſpector, oder Küſter, oder Schulmeiſter geweſen ſeyn; dann wird man die erſchreckliche Angſt auf deinem Geſichte abgemalt finden, die dich innerlich peinigt, und dir alle die Unordnung vorhält, die du unbedachtſam in das Fabelſyſtem eingeführet. Jetzt biſt du noch ein vermeßner und ſorgenloſer Knabe, dem der morgende Tag keinen Kummer erweckt; aber einſt vor der σκυτάλη des Gerichts! zittre! da wirſt du nicht wieder durchkommen. Lucian (der, wenn er das Glück gehabt eine lange Zeit ſpäter geboren zu werden, gewiß die Ehre hätte haben ſollen ein Mitarbeiter der Literaturbriefe [3] zu werden, weil er ſchon an ſeinen Vorſchriften ein würdiges Probſtück geliefert, das faſt verdient ein

[1] Lit. Br. Th. 21. S. 44.
[2] Lit. Br. Th. 22. 4. 5.
[3] Lit. Br. Th. 20. S. 6.

Berliner Literaturbrief zu seyn, und es auch wurde), dieser Lucian und Longin, und der Kunstrichter werden den Minos, Aeacus und Rhadamanth vorstellen. Nun ruft der dritte [1] von ihnen: Nur heran, Missethäter! . . . Guten Tag! warum hast du nicht den vierzehnten Abschnitt aus meinem Herrn Collegen Longin herausgeschnitten, und auf das Pult, wo du ordinär deine Muse sitzen hattest, angenagelt, um jederzeit die großen Muster des Alterthums vor dir zu haben? Warum die alte Mythologie verrückt? Wohlan! höre deinen Namen griechisch von der σκυτάλη lesen: . . ρδ . . πρότερος ἔξιθι! denn du hast einen verkehrten Geschmack einführen wollen."

Dieß jüngste Gericht ging mir lange durch die Seele; ich entschloß mich in der Angst, nicht bloß den vierzehnten Abschnitt aus dem Longin, sondern die ganze Mythologie, damit kein Punkt in ihr verrückt werde, fest anzuschlagen, an das Pult, wo gewöhnlich meine Muse sitzt, oder noch sicherer, diese, und wenn es sich thun läßt, alle neun Musen des Alterthums anzuschlagen. — Allein, wie es mit allen Angstentschlüssen geht — sie sind schwer und verfliegen! Ich besann mich, daß alsdann alle alten und neuen Dichter und Kunstrichter müßten in die Acht erklärt werden; daß sich dann auch Lucian, der große Verehrer der Mythologie, meiner wohl annehmen würde — ja endlich fällt mir ein daß der böse Lessing eine ähnliche Kühnheit begangen, und einen heuristischen Gebrauch der Fabel vorgeschlagen! [2] — Und nun schreibe ich getrost fort von meinem heuristischen Gebrauche der Mythologie.

[1] Ich muß mich hier zur niedrigen Satire wider Willen herablassen, um mit ihren eignen Worten etwas von der übelanstehenden Lebhaftigkeit zu zeigen, mit der einige von den letzten Recensionen der Literaturbriefe sich wegwerfen. Vielleicht wäre es zur Ehre des Werks gewesen, wenn nach dem siebenzehnten Theile der vierundzwanzigste gefolgt, oder einige Briefe (z. E. 288. 91. 92. 95. 216. u. a.) weggeblieben, oder diese Theile durchgängig nahrhafter gemacht wären.

[2] Lessings Fabeln, 5te Abhandlung.

7.

Kann man einen neuen Vorfall durch eine Fiction aus der alten Mythologie erklären! — der ſchönſte Gebrauch, „wenn man ſeine Grillen zu Orakelſprüchen einer göttlichen Erſcheinung zu machen weiß.“ Jene allerliebſte Leſſing'ſche Fabel: Zeus und das Pferd[1] die vor unſern Augen das Kamel ſchaffet; jene,[2] die den Eſeln zum Troſt die harte Haut anzieht; jene,[3] die es uns aus dem Rathe der Götter erklärt, warum das Schaf unbewaffnet iſt, woher den Ziegen der Bart entſtanden[4] u. ſ. w., ſind kleine Anekdoten eines Dichters, der gleichſam ein Zeuge und Bote der Götter, und Erklärer der Natur iſt. So erzählt uns Gerſtenberg den Urſprung des Kuſſes, der Sirene, und des Bärtchens, welches letztere aber die Literaturbriefe glücklich von dem Munde der Schönen weggeküſſet haben. So ſind Ovids Verwandlungen in dieſem Betrachte voll poetiſchen Erfindungsgeiſtes. Kurz, aus der alten Mythologie eine Wahrnehmung, eine Erfindung, eine Begebenheit poetiſch wahrſcheinlich und poetiſch ſchön zu erklären — dieſes iſt, wie ich glaube, der am meiſten dichteriſche Gebrauch der Fabellehre, und der Quell zu den ſchönſten und reizendſten Fictionen.

Dieſem kömmt ein zweiter Gebrauch nahe; aus der neuern Zeit und ihren Sitten der alten Mythologie einen neuen Zug ſo glücklich anbichten zu können daß das Neue ehrwürdig und das Alte verjüngt wird. So weiß Ramler ſeinen alten Hymen durch das Brautband zu verjüngen und in unſre Zeiten zu pflanzen.

Hiemit iſt eine dritte Freiheit verwandt: in die alten Fabeln einen gewiſſen geiſtigern Sinn zu legen, ohne den ſie uns minder gefallen. Da unſre höhere Stufe der Cultur ſo viel am Denken gewinnt als ſie an dem ſinnlichen Erkennen verlieren möchte, ſo

[1] 1. B. Fab. 5.
[2] 2. B. Fab. 10.
[3] 2. B. Fab. 18.
[4] 2. B. Fab. 24.

ſuche man einen neuern Geiſt in die Fabeln zu hauchen, daß Götter und Helden nicht als ſtarke, wilde Männer ihrer Zeit gemäß handeln, ſondern einen Zweck durchſchimmern laſſen, der ſich für uns paſſet. Baco betrachtet die Mythologie als eine politiſche Bildergallerie, weil ſein Auge politiſch zu ſehen gewohnt war; andere haben ſie als ein chymiſch und alchymiſtiſch Laboratorium durchträumet; andere ſie mit hiſtoriſchem Auge angeſehen; andere die Naturlehre der Alten in ihr ſtudirt — der philoſophiſche Dichter hauche in ſie einen neuen poetiſchen Sinn, daß ſie reizen Hier wäre am beſten zu zeigen, wie ungeſtalt alles wird wenn man die Fabeln der Alten vorzeigt in ihren Fellen, die die rauhe Seite nach oben tragen, ſtatt ſie einzukehren; aber da käme es wieder auf das verwünſchte Anführen ſchlechter Exempel an, und das iſt beſchwerlich.

Endlich einen neuern Vorfall auf einen alten zurückzuführen, in denſelben ihn zu kleiden daß er von ihm Würde, Reichthum, Anſtand und Reiz borge: dieß iſt das glückliche Kunſtſtück unſers Ramlers in allen ſeinen Gedichten. — Sein meiſter Gebrauch der Mythologie iſt hier Beiſpiel, obwohl mir noch der kleine Zweifel übrig bleibt, ob ſeine Oden, ohne dieſe Mythologie, nicht noch ſchöner ſeyn würden. Ein dichteriſcher Kopf, wie er, der in Tempeln und Paläſten ausgehöhlte Rücken der Vorgebirge, und in den Statuen der Künſtler die Steine Deukalions ſieht, wie ſie ſich beleben — ein ſolcher Dichter könnte, nach meinem vorigen Traume, der erſte ſeyn der ſich eine politiſche Mythologie ſchüfe, wie einige neuere Dichter ſich eine theologiſche zu ſchaffen angefangen. So lange aber als niemand dieſes wagt, ſo iſt's das leichtere und ſichere, die Mythologie der Alten zu brauchen, die ſchon ein gefundnes Baugerüſte der Dichtkunſt iſt, und bei einer ungezwungnen und feſſelloſen Nachbildung noch freilich viel Dichtergeiſt und poetiſches Verdienſt zuläßt.

*

Ich betrachte jetzt einige lateiniſche Nachbildungen und Nachahmungen: tritt näher heran, Leſer, der du dir nicht die Augen geblendet, um eine römiſche Brille zu gebrauchen; tritt an die Bruſtbilder unſrer Römer, um ſie zu bewundern, zu ſtudiren, und als Vorbilder zu betrachten. Und wenn du in dieſem Vorgemach voll Bilder der Vorfahren wandelſt, ſo belebe dich, wenn du einige abgeſchlagene Köpfe der Deinen ſieheſt, der Geiſt des jungen Cato, da er wider Sulla für ſein Vaterland ergrimmte. Ihr Schulmeiſter aber, die ihr, wie der Pädagog des Cato, vor ſolchem heilloſen Anſchlage, vom römiſchen Joche frei zu ſeyn, zittert, entferne euch:

— — sacer est locus; extra
mejite — — — Pers.

III.
Von einigen Nachbildungen der Römer.

1.
Von der Horaziſchen Ode.

Welche Altäre ſind dem Horaz gebauet, und wie viel Verehrung hat er auf ihnen genoſſen! Sollten wir wohl auf dieſe Altäre die Bruſtbilder einiger deutſchen Dichter ſetzen dürfen? — Auf der andern Seite, wie viel deutſche Horaze gibt es nicht, die dieſen Namen bei einem Publicum, das oft nicht Rom iſt, gepachtet haben, und ihn vor ſich her ausſchreien laſſen! — Ein Ding in vierzeiligen Strophen, voll Strohfeuers oder todten Feuers, voll verworrener Conſtructionen, die über das Ende der Strophe laufen, untermiſcht mit hinkenden Reimen, heißt eine — Horaziſche Ode. Pindar kennt man zum Glück nicht, ſonſt würde man noch ärgere Mißgeburten hervorbringen, die mit dem dreifachen Haupt des Cerberus, der Strophe, Anti-

ſtrophe und Epode, aus neun Rachen Unſinn bellen und ſich nennen würden — Pindariſche Oden. —

Ramler, Klopſtock, Uz und Lange, vier Genies von ſo verſchiedenen Talenten, ſollten die nicht einem Horaz gleichwiegen? Ramler in ſeiner Kunſt das Ganze einer Horaziſchen Ode zu bauen; Klopſtock im fortgehenden Strome ſeiner Empfindung; Uz, im Tone der philoſophiſchen Ode; Lange in der Zuſammenſetzung Horaziſcher Gemälde — Habe ich die Rollen recht vertheilt? recht für die Dichter? für den Horaz? für die Leſer? — Ich werde die Stimmen ſammlen.

Von Ramler haben wir eine längſt erwartete Ausgabe ſeiner Gedichte, die klein an der Zahl, aber ſtark an innerem Gewichte ſind. Wir wollen ſeine Muſe beſchleichen, um ihr ihre Kunſtgriffe abzulernen, und vielleicht ſind dieß die vornehmſten; erſtlich: ſie zaubert Sujets unſrer Zeit in entferntere Zeitalter zurück, um ſie, eingekleidet in die Morgenröthe einer antiken Allegorie, uns entgegenzuführen. Beſonders weiß ſie einen Horaziſchen Odenplan ſo geſchickt auf einen neuern Vorfall zurückzuführen, daß ſich ſeine Wendungen, Bilder und Ausdrücke genau auf denſelben anpaſſen. Und dann iſt auch der feine Wohlklang und die genaue Verſification der äußere Schmuck, der Ramler zu einem deutſchen Horaz macht.

Fictionen machen das ſchönſte Ganze der Ode, und der reinſte Quell zu dieſen Fictionen iſt unſtreitig das Alterthum. Das Alterthum iſt voll von poetiſchen Erdichtungen, Bildern und Farben; wer dieſe mit einer Meiſterhand zu brauchen weiß, macht ſeinen Gegenſtand dadurch neu, ehrwürdig und ſinnlich; und wie hoch ſteht eine Ode, die dieß thun kann. Daher haben die größten Genies aus dieſem Quell der Muſen, der Allegorie, wenn ich dieß Wort im weiteſten Verſtande nehme, getrunken; die kleinen Geiſter ſchaudern vor dieſem Trank, weil Kenntniß und Geſchmack des Alterthums, ja faſt ein dramatiſches Genie dazu gehört. „Die

höchſte poetiſche Kunſt," ſagt vielleicht eben dieſer Dichter, [1] „iſt, die Allegorie in ſeiner Gewalt zu haben."

Seine Nymphe Perſanteis und Sprea verdient den Zuruf:

tu centum et plures inter dominabere nymphas.

Sein Ptolemäus und Berenice, ein edles hymenäiſches Geſpräch, das unter den Epithalamien vielleicht gleich nach dem Doppelgeſang des Catulls: **Vesper adest, juvenes!** folgt, hat die Naivetät durchaus, die im Horaziſchen Geſpräch: **Donec gratus eram tibi** — herrſcht; ja vielleicht läßt ſie ſich hin und wieder zu einer kleinen Nachläſſigkeit herunter, wie vielleicht, wenn Berenice von ihrer Locke ſagt:

— Die funfzehn oder ſechzehn Jahr
Die Zierde meiner Scheitel war.

Die Ode an die Göttin Concordia [2] iſt des Altars im Janustempel würdig; nur dürfte die Göttin Ate vielleicht zu altgriechiſch, oder altrömiſch ſeyn, da ſie freilich gegen die wilden Anfälle auch ſelbſt in Friedenszeiten ſich mit Drath und Beil waffnen mußte. Wir bitten eine Concordia vom Himmel, die die Ate von der Erde ablöſe, nicht vor ſich gehen habe. — Die Ode an die Feinde des Königes verliert ſich glücklich, aber vielleicht zu weit in jene Herkuliſchen Zeiten, da die Götter dieſer Welt zugleich Ungeheuer heißen konnten, wenn die Allegorie es ſchön fand; in die poetiſchen Zeiten, da weder Tapferkeit noch Verfolgung in dem Geſichtspunkt des Moraliſchen vom Dichter durften angeſehen werden. — Die Ode an Hymen [3] iſt werth daß Hymen

Wenn ihn noch ein feſtlich Lied
Herab vom Himmel ziehet —

auch dem Sänger ſelbſt erſcheine,

[1] Krit. Nachr. aus dem Reich der Gelehrſ. St. I.
[2] Lit. Br. Th. 23. S. 92.
[3] Lit. Br. Th. 23. S. 90.

— zwei Ring an einer Hand
Und um die Schläfe Myrthen
Und um den Arm ein goldnes Band,
Ihm eine Braut zu gürten.

Sein Lied an Fabius ist ein feiner Gedanke, der aber nicht zu einer Allegorie hat durchgeführt werden können.[1] Denn eben durch sein Zaudern wird Fabius Roms Retter, und vielleicht durch dieß Zaudern allein, das bloß der Pöbel in Rom, der junge hitzige Marcell und der Eisenfresser Varro zur späten Reue tadeln konnte. Statt eines beißenden Tadels wäre also die Ode ein feines Lob geworden, wenn sie den Einfall fortgesetzt hätte; denn so kann Sonnenfels auf den Tod dieses Generals singen:

Der Held — Rom wagt von seinem Fabius
Zu kühn ein Urtheil, Wien von Ihm.
Den Zauberer rechtfertigt Annibal
Und Daunen Friederich.

Man denke aber nicht daß Ramler bloß in der Wahl seines Hauptgedankens so glücklich sey; sein allegorischer Genius verläßt ihn nie, und oft sind in Theilen der Ode die Erdichtungen so schön daß sie wieder zu einem Ganzen Gelegenheit geben können. Die Ode an einen Granatapfel, in Berlin gewachsen, hat hierinnen viele vorzügliche Beispiele, und weil ich in einer seltengewordenen Wochenschrift[2] Erläuterungen finde, die nicht bloß die Ode erklären,

[1] Ich glaube, dieß ist's was diesem artigen, schönen, sinnreichen Gedichtchen zur Ode fehlt; nicht aber die Odenwendung (s. Lit. Br. Th. 8. S. 388.). Denn nicht jede Ode darf ja eben den kühnen Flug der Muse haben, die

sich wirrt, doch nie verirret —

Ich finde auch, nach dem was ich vom Fabius weiß, nichts zu beißendes in dieser Ode.

[2] Critische Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit. Berlin bei Haude und Sp. 1750. St. 6.

ſondern uns auf die feinſten Schönheiten aufmerkſam, und mit den Ideen der poetiſchen Kunſt vertraut machen, nach welchen der Dichter arbeitete, ſo mache ich meinen Leſern und mir ein Vergnügen wenn ich ſie herſetze:

O die du dich zur Königin der Früchte
Mit deinem eignen Laube krönen mußt,
Aurorens Kind, [1] an welchem Sonnenlichte
Zerſpalteſt du die purpurrothe Bruſt,
Die Proſerpinen [2] ihre Körner
Im Tartarus zu koſten trieb,
Und machte daß ſie ferner
In Plutons Armen blieb.

Der Erdball ändert ſich: [3] das Meer entfliehet
Und deckt uns Wunder auf, der Fels ſinkt ein;
Und, o Berlin, dein dürrer Boden blühet;
Pomona füllt ihr Horn in dir allein,
Und Flora muß auf dein Begehren
Aus allen Blumen Kränze drehn,
Und mit geſunknen Aehren
Die blonde Ceres [4] gehn.

[1] Sie wächst im heißen Orient und verirrt ſich nach Norden.

[2] Proſerpine ward vom Pluto entführt. Ceres bekam die Erlaubniß ihre Tochter wieder zu holen, wofern ſie noch nichts in der Hölle genoſſen hätte. Sie ward verrathen daß ſie einige Granatkörner gekoſtet habe, und ihre Mutter kehrte einſam wieder zurück.

[3] Die großen Veränderungen der Erde durch Zurücktretung des Meeres wie zu den Zeiten des Tiberius, oder durch Erdbeben und Verſchüttung der Berge, werden mit den fruchtbaren Veränderungen der ſonſt ſo ſandigen Mark verglichen. Auf die botaniſchen Gärten wird durch das Wort: alle Blumen, gezielet; mit geſunknen Aehren, bringt uns die neueſten Bemühungen um den Ackerbau in den Sinn.

[4] Pomona iſt die Göttin der Gartenfrüchte, Flora der Blumen, Ceres des Getreides.

Und zarte Bäume trägt, ihr Haupt umſchoren,
Der Gott Sylvan [1] und zieht ein Labyrinth [2]
Selbſtirrend auf vor deinen offnen Thoren,
Die nicht umſonſt den Künſten offen ſind.
Die Künſte nehmen Dädals Federn [3]
Und kommen über Meer und Land
Mit Hebezeug und Rädern
In ihrer harten Hand.

Wer hat allhier der Vorgebirge Rücken
Zu Tempeln und Paläſten ausgehöhlt, [4]
Die rund umher der Pyrrha [5] Wunder ſchmücken,
Noch halb den Steinen gleich und halb beſeelt?

[1] Sylvan iſt ein Waldgott. **Teneram ab radice ferens, Sylvane, cupressum.** *Virg.* Das Haupt umſchoren. Hier bemerken wir eine griechiſche Wortfügung, welche die lateiniſchen Poeten gleichfalls angenommen haben: **Et teneras arbores portat, circumtonsas caput, Deus Sylvanus.**

[2] Zwiſchen Berlin und Charlottenburg iſt ein Irrgarten von jungen gerade geſchornen Fichtenbäumen angelegt, und mit Statuen geſchmückt.

[3] Dädalus war ein großer mechaniſcher Künſtler, welchen Minos, der König von Creta, nicht von ſich laſſen wollte, er machte ſich aber Flügel und entkam; die ſchönſten Gewerke und Manufacturen kommen zu uns herüber.

[4] Man bauet nach einer großen und edlen Bauart. Einfalt und Pracht ſind beiſammen. Das Opernhaus, das Invalidenhaus, die Akademie, der neue Dom ſind Zeugen davon, und können deßwegen mit einem glatten Felſen verglichen werden, den man inwendig mit großer Arbeit ausgehöhlt hat.

[5] Pyrrha und Deukalion blieben nach der Sündfluth allein übrig, und warfen, nach dem göttlichen Orakel, mit verhülltem Angeſichte Steine hinter ſich, woraus Menſchen in die Höhe wuchſen. Ein ſchmeichelhaftes Gleichniß für einen Bildhauer, wenn ſeine Statue mit einem Menſchen verglichen wird, in dem Zeitpunkte wo er aufhört Stein zu ſeyn, und anfängt lebendig zu werden!

Ihr Götter, prächtig aus Ruinen
Erhebt ſich euer Pantheon; [1]
Die Weiſen alle dienen,
Die Völker lernen ſchon.

Sagt, Sterbliche, den Sphären ihre Zahlen,
Und lehrt dem tollen Winde ſeinen Lauf,
Und wägt den Mond und ſpaltet Sonnenſtrahlen, [2]
Deckt die Geburt des alten Goldes auf,
Und ſteiget an der Weſen Kette [3]
Bis dahin wo der höchſte Ring
An Jovis Ruhebette
Seit Chaos Aufruhr hing. [4]

[1] Pantheon, ein Haus worin alle Götter wohnen, aus welchen jeder Prieſter ſich einen Schutzgott wählen kann, der etwa über einen Theil der Natur, über Luft, Feuer, unterirdiſche Schätze, Wälder, Meere, Mond, Sonne ꝛc. herrſcht, oder der eine Kunſt und Wiſſenſchaft erfunden hat. Dieſes Pantheon bedeutet unfehlbar das neue Akademiehaus, welches auf die Brandſtätte des alten Stalles und der alten Maler- und Bildhauer-Akademie gebauet, und mit Götterbildern gezieret iſt.

[2] Hier werden Sachen, die die Gelehrten noch nicht genug beſtimmet haben, und vielleicht nie beſtimmen werden, mit ſolchen zuſammengeſetzt die ſchon mehr bekannt ſind, dergleichen die Zerſtreuung der Sonnenſtrahlen durch ein Prisma iſt. Ein artiger Betrug! Alle dieſe Aufgaben haben eine Art von Wunderbarem an ſich; doch ſo unmöglich ſie dem erſten Anblick nach ſcheinen, ſo wiſſen wir doch daß die gelehrte Welt ſich ſchon an alle gewagt hat.

[3] Das mineraliſche Reich hängt endlich mit dem Pflanzenreiche zuſammen; der ſtaudige Stein hat an beiden ſein Antheil. Auch die Pflanzen und Thiere gränzen aneinander. Hier zieht ſich das fühlende amerikaniſche Kraut zuſammen ſobald es angerührt wird, dort ſproßt der Polypus wie ein abgeſchnittner Zweig. Ja alle drei Reiche gehen durch einander, und knüpfen ſich an tauſend Enden zuſammen. Laß uns einmal unter den Menſchen fortgehen bis zum Affen; dieſer und der behaarte wilde Menſch, wie ſind ſie unterſchieden? Der vortrefflichſte Menſch, und ... Hier fehlt uns die Kette, die bis zum Stuhle Jupiters geht. Aber der größeſte Weiſe ſieht von dieſer Kette nur zerriſſene Glieder.

[4] Seit der Erſchaffung, da ſich das Getümmel der Elemente legte.

Die Zwietracht, die mit Gift ihr Leben nährte,
Verliert den Hydrakopf [1] durch einen Streich
Von der Gerechtigkeit beflammtem Schwerte; [2]
Der Aberglaube kämpft und flieht zugleich,
Wie vor den kühnen Sonnenpferden
Die blinde Nacht voll Selbſtvertraun;
Denn tauſend Städte werden
Ihm einen Altar baun.

Wohl dir, o du, durch meinen Freund regieret,
An Künſten reich, und groß wie Sparta war; [3]
Es zog vom Schall der Flöte ſchön verführet
In ſeinen Tod mit wohlgeſchmücktem Haar,
Und alle die den Kampf verloren,
Beſtätigten durch einen Eid:
Die Stadt [4] ſey nur geboren
Zu Waffen und zum Streit.

[1] Die Hydra Lernäa war ein vielköpfiges Ungeheuer, welches Herkules umbringen wollte. Allein wenn er einen Schlangenkopf herunterhieb, wuchſen zwei an deſſen Stelle. Endlich nahm er ein glühendes Eiſen, brannte nach, und tödtete die Hydra.

[2] Die ſchnelle Endigung der Proceſſe iſt bekannt, und ſchon ein Muſter der Nachahmung.

[3] Sparta oder Lacedämon war zum Kriege geboren und verbannete die Künſte; eine gewiſſe Stadt liebt die Künſte, und iſt dennoch wie Sparta. Man weiß daß die Spartaner unter dem Schalle einer wohlgeſetzten Muſik, ihre Haare mit großer Sorgfalt aufgebunden, gegen den zahlreichſten Feind gingen und ſiegten. Man unterſuche die genaue Aehnlichkeit ſelber.

[4] Wird von Sparta geſagt, und däucht unſerm Dichter ſchöner als wenn es geradezu von Berlin geſagt würde: weil man die Eigenſchaften von Sparta ſonſt nicht erführe; weil der Geiſt die angenehme Beſchäftigung bekömmt es auf Berlin zu deuten; weil ein ſolches Lob zugleich feiner iſt, und weil kein lyriſcher Schwung darin wäre wenn der Poet in eben der Conſtruction fortführe: Du zogſt vom Schall ꝛc.

So ſang Kalliope, [1] die voll Entzücken
Umhängt mit ihrer goldnen Tuba kam,
Und, nicht geſehn von ungeweihten Blicken,
Den Weg zum Tempel des Apollo nahm, [2]
Wo mit dem Pinſel und mit Saiten,
In Larven und im Lorberkranz,
Die Muſen ſich bereiten
Zum ſchönſten Reihentanz.

Eine Ode von dieſer Art iſt mehr für ein Odengenie als ein ſchlechtes poetiſches Collegium. Faſt jede Nummer zeigt „die höchſte poetiſche Kunſt des Dichters, die Allegorie in ſeiner Gewalt zu haben.“ Auf die Art beſtrebe ich mich den Pindar und Horaz mir ſelbſt zu erklären, und ſo erkläre man ſich jede Ode Ramlers, um ihre ſinnlichen Bilder in aller ihrer bedeutungsvollen Schönheit zu erblicken. — Ich ſollte meinen Leſern dieſe Ode jetzt von einer andern Seite zeigen, um ſie nach ihrer ganzen Anordnung und Bauart zu betrachten, die Ordnung, Verbindung und Ausſchmückung ihrer Theile zu bemerken; da dieß aber zu weitläuftig iſt, und bei andern Oden von ihm füglicher geſchehen kann, ſo kann ich nicht umhin meine Leſer wenigſtens auf den feinen Wohlklang dieſer Ode aufmerkſam zu machen. Ich rede nicht ſelbſt, ſondern ſchreibe aus dem angeführten Wochenblatt folgende Bemerkungen hin:

[1] Kalliope, die Muſe, beſingt, wenn man ihr ein beſonderes Amt geben will, die Helden am liebſten. Dieſes deutet auch ihr Ehrenzeichen, die Trommete, an.

[2] Appollo iſt der Gott der Muſen, oder der Erfinder der freien Künſte. Unſer Opernhaus führt die römiſche Aufſchrift: Fridericus Rex Apollini et Musis. Der Schluß des Liedes bezeichnet es deutlicher; denn aus Poeſie, Muſik, Decorationen und Balletten erwächst die Oper.

1) Die ganze Zuſammenſetzung der Strophe iſt zum Wohllaute eingerichtet, ihre Zeilen laufen ſchmal zuſammen, und ſpitzen ſich mit einer männlichen Schlußſylbe, faſt wie ein Pfeil. Dieſe Figur däucht dem Auge ſo ſchön als ein ſolcher Gang des Verſes dem Ohre klingt.

2) In den vier langen Verſen kann der Abſchnitt bald vorn, bald hinten geſetzt, und dadurch der Gleichlaut vermieden werden.

3) Der Abſchnitt bleibt gar weg wenn eine andere Schönheit erhalten werden kann:

Umhängt mit ihrer goldnen Tuba kam,
Und nicht geſehn von ungeweihten Blicken
Den Weg zum Tempel des Apollo nahm.

Beide Verſe laufen fort und drücken einen Gang aus.

Mit deinem eignen Laube krönen muß

ſcheint den Kranz herum zu flechten.

Und lehrt dem tollen Winde ſeinen Lauf

läuft wie der Sturmwind.

4) In jedem Verſe findet man einen oder mehrere von den ſtarkklingenden Vokalen A und O oder einen Diphthongus, welcher gleiche Wirkung thut.

5) Nicht leicht über drei Conſonanten ſtehen hintereinander, auch ſogar zwei Wörter bringen nicht mehr zuſammen.

6) In den Verſen:

Die Proſerpinen ihre Körner —
Pomona füllt ihr Horn in dir allein —
In ihrer harten Hand —
Die Weiſen alle dienen —
So ſang Kalliope, die voll Entzücken —

ſehen wir daß wenn ein Wort auf einen Conſonans ausgegangen iſt, das folgende mit einem Vocal anfängt, und daß es mit einem Conſonans anfängt, wenn das vorige mit einem Vocal ſchloß.

Dieſes iſt zwar ſelten möglich zu machen, wir finden es indeß in einem jeden Verſe einmal bis viermal.

7) Kein Hiatus beleidiget das Ohr, weder in der Mitte des Verſes, noch zwiſchen zweien Verſen.

8) Vom Reim müſſen wir auch geſtehen daß keiner zweimal vorkömmt. Horaz ſchließt gleichfalls keinen Vers zweimal mit einerlei Worten. Ueberhaupt nimmt er nicht gern einerlei Worte zweimal in ſeine Ode; welches zu verſtehen iſt von den vornehmern Worten, nicht von non, qui sunt etc. Dieſer Odendichter wird bei ſeiner Arbeit vielleicht nicht alle dieſe Regeln deutlich gedacht haben, aber wie kömmt es daß man ſie am Ende doch alle beobachtet findet, und daß das Stück nichts dabei verloren hat?

So ſtolz höret ein feines lyriſches Ohr, und ſollten auch einige dieſer Schönheiten wirklich verfliegen, wenn man ſie zu Regeln macht, ſollten ſie auch, ſobald als ſie Geſetze werden, Hinderniſſe ſeyn, ſo muß man umſomehr den Dichter bewundern der dieſen Zwang hat überwinden und zur Schönheit machen können. Ein ſo feines Ohr muß auch von einer Zunge begleitet ſeyn die eben ſo ſtolz declamirt; denn ſowie die lyriſche Poeſie, nach Klopſtocks gerechter Bemerkung, des meiſten Wohlklanges fähig iſt, ſo nähert ſich auch die lyriſche Declamation der Muſik am meiſten. Und würde alſo auch nicht der allgemeine Ruf von Ramlers Declamation voll ſeyn, ſo würde ſchon ſein feiner Wohlklang in mir den Wunſch erregen ihn declamiren hören zu können.

Nicht bloß Allegorie und Wohlklang — die Anordnung zum Ganzen der Ode iſt der Vorzug, weßwegen der Name Horaziſch ſeinen Oden zukömmt. Oft arbeitet er über Horaziſche Plane bei ähnlichen Gegenſtänden: ſein Päan an die Concordia folgt dem Gange der Ode des Flaccus an das Glück, ſogar bis auf das Bild der Nothwendigkeit:

Te semper anteit saeva necessitas
Clavos trabales et cuneos manu
Gestans ahena, nec severus
Uncus abest liquidumque plumbum — —

Ich bin mit Ramler darin wohl zufrieden daß er dieß überladne Bild, das ſchon Sanadon und noch neuerlich Leſſing für froſtig erklärt, abgekürzt; nur ſcheint der Periode, nach ſeiner ſinnlichen Inverſion betrachtet, etwas mißrathen zu ſeyn. Die Ode an ſeinen Arzt bringt uns die Horaziſchen Zurufe an ſeinen Weinknaben in den Sinn, und iſt mit Geiſt und Körper nach dem Flaccus gebildet. Seine Ode an die Kanonenkugel bringt uns die an den unglücklichen Baum, die Ode an Hrn. Krauſe eine ähnliche über ſich, und am allermeiſten die Lobgeſänge auf den König, das Lob in den Sinn, das Flaccus dem Auguſtus und Mäcenas opferte.

In einzelnen Bildern, Conſtructionen und Wendungen findet Horaz noch häufiger das ſeinige wieder, und überhaupt kenne ich keine deutſchen Oden, die leichter und ſchwerer ins Lateiniſche zu überſetzen wären als dieſe. — Leichter: weil man Idiotismen, Periode und Wohlklang nach dem Lateiniſchen abgezirkelt, gleichſam vor ſich findet; ſchwerer, um der Fülle, Kürze und dem Wohlklange keinen Eintrag zu thun. Was Leſſing mit dem Anfange des Meſſias verſuchte, probire man mit Ramlers Ode an den Arzt, an die Kugel u. ſ. w.

Was iſt nun von dieſer Horaziſchen Nachbildung zu urtheilen? Es iſt nicht zu vermuthen daß Ramler bloß Horaziſche Vorfälle wählte, um Horaziſch ſingen zu können; wenn wir ihn bloß in dieſem Geſichtspunkte betrachten, ſo dürften die beſten Horaziſchen Oden nicht alle von ihm nachgebildet ſeyn, und erreicht? — vielleicht keine. Alsdann iſt er geſchmack- und kunſtvoller Nachahmer. Aber er iſt mehr, und hat es bewieſen daß er ohne Horaziſche Plane und

Bilder Horaziſch ſingen könne, und dieß erhebt ihn in meinen Augen zum Dichter, jenes zeigt ihn als einen feinen Kenner des Alterthums, und einen Artiſten von Geſchmack.

Vielleicht hat Ramler den Grundſatz mit einem andern großen Genie gemein, daß Horaz alle Muſter aller Oden geliefert, und ſozuſagen jede Schönheit derſelben erſchöpft; vielleicht ſind die erſten Eindrücke von den Poeſien des Römers bei ihm ſo mächtig, und in ihren Spuren ſo ewig geweſen daß ſich leicht alles, ſelbſt Originalgedanken nach dieſen Eindrücken modeln. Denn in der That, unſer Genie und Geſchmack nimmt die Bildung von dem an was vorzüglich und zuerſt auf dieſelben wirkte. Vielleicht ſehe ich nicht alle die Reize ein die gewiſſe mythologiſche Bilder noch in unſrer Zeit haben können — aber ich ſage nichts als meine Meinung. Feſſelt nicht Horaz dieß große Genie oft zu ſehr? — Mir kömmt, damit ich ein paar Beiſpiele aufführe, in der Ode an die Kugel, die Beſchreibung der Hölle etwas fremde [1] an dieſen Ort:

— ganz nahe war ich ſchon dem Styx, ganz nahe
Dem giftgeſchwollnen Cerberus.
Ich hörte ſchon das Rad Ixions raſſeln, ſahe
Die Brut des Danaus
Verbannt zum Spott bei bodenloſen Fäſſern —
Und Minos Antlitz und das Feld
Elyſiens.

Horaz ſelbſt iſt kürzer und anſchließender, obgleich dieſes Bilder ſeiner Religion waren; hier ſind ſie aber zu bekannt, zu allgemein, und zu wenig aus dem Individualfall genommen. Die folgenden ſind es ſchon mehr:

[1] Si quaedam nimis antique, si pleraque dure
— — credit dicta — —
Et sapit et mecum facit et Jove judicat aequo.
Hor. L. 2. Ep. I.

— Den großen Ahnherrn eines größern
Urenkels und ſein Zelt
Voll tapfrer Brennen ſah ich! Ihre Lieder,
Ihr Feſt bei jedem Nektarmahl
Iſt Er — —
Schon ſäng' ich ſeine jüngſte That —
Alcäus würde jetzt mein Lied beneiden
Schon ſäh' ich Cäſarn lauſchend nahn,
Mit ihm den weiſen Antonin, und den von beiden
Gefeierten Julian.

Bei dem letzten Ausdruck haben die Literaturbriefe [1] dem Herrn Profeſſor Ramler einen höflichen Verweis gegeben daß er es aus der Kaiſerhiſtorie vergeſſen hätte wann Julian gelebt, und trauen ihm beinahe eine türkiſche Chronologie zu, daß Cäſar und Antonin den Julian haben feiern können. Allein ſie vergeſſen daß dieß im Reich der Todten vorgeht, und daß ja alle drei Friedrich feiern ſollen. In Ramlers Oden iſt vielleicht weniger ein Ausdruck zu vermuthen **quem incuria fudit**, als in den Literaturbriefen.

Vielleicht möchte in der Ode an die Feinde des Königs die Herculiſche Beſchreibung eben die Note verdienen, die ich bei der Hölle gemacht, daß ihre Bilder zu bekannt, zu antik, und etwas zu unedel ſeyn möchten.

Abſtrahirt von dieſem Horaziſchen, iſt Ramler ein vollkommenes Muſter der Ode; jedes Wort abgewogen, abgemeſſen, abgezählt; jede Conſtruction gewählt, geordnet, gewaffnet; jede Freiheit nicht bloß Licenz, ſondern Muſter; ſeine undeutſchen Redarten bereichern die Sprache; ſeine fremden Worte verdienen das Bürgerrecht; der Zwang in ſeiner Periode iſt von der Gewalt und dem hinreißenden Strome der Ode verurſacht, ein Werk des Vorſatzes und Fleißes,

[1] Th. 8. S. 398.

nicht der Noth und des Unvermögens; sein Mangel an der Cäsur bisweilen, und sein schwerer Reim durch ein Beiwort sind Boten des lebendigen Lauts, um Nachdruck anzukündigen. Alle Vorwürfe die man seinen Oden von dieser Seite macht, sind kurzsichtig und eigensinnig.

Zum Schluß will ich die Theorie von der Ode[1] hersetzen, die sich am besten aus Ramlers Oden erklären läßt.

„Die wahre Kritik erkennet in der Ode eine höhere Ordnung, die zwar versteckt seyn, aber niemals vernachlässigt werden darf. Es gibt mancherlei Ordnungen, in welchen die Gedanken unsrer Seele aufeinanderfolgen können. Die Ordnung der Zeit, des Raums, der Vernunft, des Witzes, der Scharfsinnigkeit u. s. w, die Ode verwirft alle diese Ordnungen. Sie schreibt nicht historisch wie der epische, nicht topisch wie der malerische Dichter; sie folgt auch nicht der Ordnung der Vernunft wie etwa der Lehrdichter. Die Ordnung, die ihr wesentlich ist, kann die Ordnung der begeisterten Einbildungskraft genannt werden. Eine einzige ganze Reihe höchst lebhafter Begriffe, wie sie nach dem Gesetze einer begeisterten Einbildungskraft aufeinanderfolgen, ist eine Ode. Die Mittelbegriffe, welche die Glieder mit einander verbinden, aber selbst nicht den höchsten Grad der Lebhaftigkeit besitzen, werden von dem Odendichter übersprungen, und daraus entsteht die anscheinende Unordnung, die man der Ode zuschreibt. Durch diese Betrachtung läßt sich auch entscheiden, in welcher Gattung von Oden ausgemalte Bilder und Gleichnisse, öfters auch Digressionen und Nebenbetrachtungen erlaubt sind; und in welcher die Bilder und Gleichnisse nur mit großen Pinselstrichen zu berühren, und die Ausschweifungen von dem Hauptgegenstande sorgfältig zu vermeiden sind. Aus diesen Begriffen kann man die Regeln herleiten wo die Ode anfangen und schließen muß.

[1] Lit. Br. Th. 17. S. 149 ꝛc.

„Da die Anlegung des Plans zu einem Gedichte und also auch zur Ode kein Werk der Begeisterung, sondern des Nachdenkens und der überlegenden Vernunft ist, so muß der Plan der Ode dem Dichter ungemeine Schwierigkeiten machen; denn hier muß die Vernunft überdenken was die feurige Begeisterung für einen Weg nehmen würde. Man muß durch Nachdenken und Vernunftschlüsse ergründen welche Ideen die lebhaftesten seyn, und in welcher Ordnung sie nach dem Gesetze der Einbildungskraft aufeinanderfolgen werden. Der Dichter muß sich also in beide Verfassungen zugleich setzen; er muß nachdenken und empfinden, und man siehet leicht was ihm dieß für Schwierigkeit machen muß. Ueberläßt er sich ganz ohne Plan dem Strome der Begeisterung und dichtet, so wird er zwar eine Folge von sehr lebhaften Begriffen hervorbringen können; aber diese Folge wird selten ein Ganzes ausmachen, selten ein bestimmtes Subject, und nur durch ein Ungefähr die gehörige Einheit und angemeßne Kürze haben, vermöge welcher sie den kürzesten Weg zu ihrem Ziel eilet. Dieses geschieht, wenn die Gemüthsbewegung, als die Ursache der Begeisterung, sehr heftig ist. Alsdann eilet der Strom der Gedanken seinen Weg, unaufhaltsam und sicher, und die bloße Natur erfüllt alle Bedürfnisse der Kunst. Wenn aber ein gemäßigter Affect herrschen soll, als nämlich Hoffnung, Dankbarkeit, stille Freude ꝛc., so ist die Natur, ohne Leitfaden der Kunst, eine mißliche Führerin. Sie führt den Dichter auf Abwege; sie erlaubt ihm zu schwärmen, wo er den kürzesten Weg nehmen sollte; sie verbindet Gedanken, die eine allzugeringe Beziehung auf einander haben, und bringt also poetische Phantasien hervor, aber keine Oden."

Dieß Fragment einer kritischen Betrachtung über die Ode bringt mir den Wunsch in die Feder daß endlich ein philosophischer Kopf eine vollständige Theorie von der Ode lieferte, die unter den schon gelieferten Beiträgen zur angewandten Aesthetik uns noch am meisten fehlt. Denn da Aristoteles Poetik in diesem Theil

verloren gegangen, ſo haben ſich wenige an eine Arbeit wagen wollen, in der ihnen niemand unter den Alten vorgearbeitet hat, und die wenigen die ſich daran gewagt, wiegen zuſammen nicht ſo viel als der einzige Ariſtoteles wiegen würde. Die Poetikenſchreiber — die ſchönen Geiſter unter den Franzoſen, La Motte, St. Mard, Batteux, Racine, Fontenelle, und noch neuerlich Marmontel und Garnier — unter den Deutſchen: die Abhandlung in den Breslauiſchen Beiträgen zur Philoſophie mit ihrer Recenſion in der Allgem. Bibl., das angeführte Fragment, einige Klopſtock'ſche, Ramler'ſche im Batteux, und das mittelmäßige Gemiſch von Anmerkungen in den epiſchen, lyriſchen und dramatiſchen Gedichten, ſind Fußſtapfen genug für einen der aus ihnen eine Landſtraße zu machen weiß.

Ich habe eine Geſchichte des lyriſchen Geſanges angekündigt geleſen. Vielleicht wird der Verfaſſer den Charakter desſelben unter Ebräern, Arabern, Griechen und Römern beſtimmen, und aus der Denkart, Zeit, und den äußerlichen Hülfsmitteln, der Sprache und Muſik erklären; vielleicht wird er das Genie jedes großen Originals unter den lyriſchen Dichtern entwickeln, ihre Hauptwerke äſthetiſch nach Plan und Compoſition, nach den Schönheiten des Details,[1] dem Licht und Schatten, den Wendun-

[1] „Vielleicht wird er von dem Unterſchiede der griechiſchen, römiſchen und orientaliſchen Ode handeln. Er wird zeigen, warum die Horaziſche Ode mehr ausgeführte Gleichniſſe verträgt als die Pindariſche und dieſe mehr als die Davidiſche, und aus eben demſelben Grunde erklären warum der heilige Dichter an Kühnheit der Metaphern jene weit hinter ſich läßt. Er wird ferner zeigen, wie der Odendichter von einem Gleichniß in das andre übergeht, und wenn er ſich denn von ſeinem Gegenſtande zu ſehr entfernt hat, plötzlich abbricht. Er wird ferner auseinanderſetzen, in welchem Fall es dem Dichter erlaubt ſey von dem Gleichniſſe zurückzukehren, und den Faden ſeiner Empfindungen wieder zu ergreifen, oder wo ſein Feuer mitten im Gleichniſſe wie ein Blitz verſchwinden muß." Lit. Br. Th. 4. S. 184.

gen und Bildern und Verſification und Sprache zergliedern; vielleicht wird er die Nachbildungen aus den Alten gegen ihr Original und ihre Nebengemälde halten, und den großen Zweck ausführen ein Odengenie in die magiſche Werkſtatt des Apolls und in den Geiſt ſeiner Muſter einzuführen; ja vielleicht wird er endlich aus dieſen verſchiedenen Gattungen Hauptbegriffe des Schönen in dieſer Dichtungsart herausziehen, ſie zu Regeln erhöhen, dieſe Regeln in unſere Seele zurückführen, und alſo einen philoſophiſchen Begriff der Ode feſtſetzen, aus welchem man auf ein weites Feld der Aeſthetik ſichere und kühne Blicke wird thun können.

Plaudamus amici!

Sollte dieſer Plan mit dem ſeinigen übereinſtimmen, ſo würde er durch die Ausführung Creditiv genug gezeigt haben daß er auch folgende Zugabe zu ſeinem Werke thun könnte, daß er die zerſtreuten Oden der Deutſchen ſammelte, ſich über alle fließenden Reime im lyriſchen Sylbenmaß erhübe, und bloß den Geiſt der antiken Ode zum Rathgeber ſeiner Wahl machte; ein mäßiges Bändchen, das aber alsdann die fliegenden Stücke dieſer Dichtart der Zeit rauben könnte. Wenn Ramler es für gut geachtet die Lieder der Deutſchen zu ſammeln, ſo wären „ernſthafte und erhabne Geſänge unſrer lyriſchen Poeten, die ſich beſſer declamiren als ſingen laſſen, die wenigen Oden der Deutſchen, die ſich durch Anlage und Schwung und Wohlklang empfehlen,“ [1] dieſer Sammlung eben ſo würdig, ja vielleicht noch würdiger, weil meiſtens ein Individualfall der Zeit ſie gebiert, ſie auf ſeinem Flügel umherwirft, und ſehr leicht verfliegen macht. Man müßte Stücke wählen die keine Ausbeſſerung nöthig hätten, oder uns wenigſtens die Ausbeſſerung als eine Note und Marginalgloſſe gäben; denn alle fremde Correctur iſt mißlich und bei einer Ode faſt unmöglich. — Wie ſehr muß ich aber befürchten daß mein Vorſchlag nicht flugs

[1] S. Vorrede zu den Liedern der Deutſchen bei Winter, Berl. 1766.

von einem Sammler aufgefangen werde, der uns vielleicht schon folgende Messe: auserlesene Stücke aus den besten deutschen Odendichtern[1] ungekaut und unverdauet auftrage.

Ich kann Horaz und Ramler nicht verlassen, ohne den Wunsch zu wiederholen daß der letztere uns den erstern endlich in einem deutschen Kleide liefern möge; alsdann werden wir den Franzosen ihre Sanadons, Dacier und Batteux nicht beneiden dürfen.

*

Klopstock hat in seinen Oden weniger Horazische Züge. Seine Ode an Friedrich vor dem Messias scheint im Anfange das: quem tu, Melpomene, semel nachzubilden; allein bald erhebt sie sich zur Welt der Gedanken und Empfindungen,[2] zu der ihm eignen Kunst die Seele des Menschen und Christen zu schildern, worin er eben mit Horaz nicht zu vergleichen ist. Alle seine Oden sind meistens Selbstgespräche des Herzens; sein Psalm läßt Empfindungen, eine nach der andern, fortrauschen; wir hören Welle über Welle schlagen; eine wird die höchste, und es erfolgt eine Stille; wir stehen in Gedanken, bis plötzlich eine neue Folge von Ideen uns mit einer süßen gedankenvollen Betäubung berauscht. Seine meisten lyrischen Arbeiten nähern sich dem Hymnus. In einigen Stücken, die der Sammlung vermischter Schriften eingerückt sind, sind freilich vortreffliche Horazische Züge, insonderheit in der Ode auf den Zürichersee; allein nie das Ganze, nie der Hauptton, nie der Wohlklang des Horaz. Ich möchte also Klopstock aus seiner Sphäre reißen, wenn ich ihn hier gegen Horaz setzte; und doch — ist es nicht Klopstock, der in einem Stück des Nordischen Aufsehers diese wunderbaren Gedanken sagt:

[1] Braunschweig bei ....

[2] Lit. Br. Th. 8. S. 229.

„Faſt allen neuern Oden fehlt etwas von dem Haupttone, den die Ode haben ſoll. Horaz hat den Hauptton der Ode, ich ſage nicht des Hymnus, durch die ſeinigen, bis auf jede ſeiner feinſten Wendungen beſtimmt. Er erſchöpft alle Schönheiten, deren die Ode fähig iſt. Man wird alſo den Werth einer Ode am beſten ausmachen können, wenn man ſich fragt: würde Horaz dieſe Materie ſo ausgeführet haben? Aber man müßte ein wenig ſtrenge bei Beantwortung dieſer Frage ſeyn. Denn ſonſt bekommen wir zu viel Horaze unſrer Zeiten. — Ich erkläre mich hiedurch gar nicht gegen die Anſprüche, die beſonders der lyriſche Dichter auf einen Originalcharakter hat. Ich rede nur von der Biegſamkeit, mit der ſich ſelbſt ein Originalgenie dem weſentlichen was die lyriſche Poeſie fordert unterwerfen muß. Und dieß Weſentliche, behaupte ich, hat Horaz durch ſeine Muſter feſtgeſetzt.“ [1] Ueberhaupt iſt dieß ganze Stück im zweiten Bande ſo ausnehmend als das 26ſte des erſten.

*

Ich werde von Uz und Lange kürzer ſeyn können. Des erſtern philoſophiſcher Odengeiſt iſt bekannt, und von den Literaturbriefen [2] würdig geprieſen worden. Er iſt der einzige der ſo viel Weisheit mit ſo vielem Schwunge ſagen kann. — Von Lange dürfte es heißen: die erſten werden die letzten ſeyn, und nach meiner Meinung hat er mehr Horaziſch geſungen als überſetzt. Die beſten Oden des Horaz leiden bei ihm, ſeines Fleißes, Genie's und einiger glücklichen Stellen ungeachtet; überall verfehlte Stellen, verlorner Nachdruck, unſchickliche Einkleidung, an Colorit und Wohlklang nicht zu denken: quid faciant hostes capta crudelius urbe. — In ſeinen eignen Oden hat er inſonderheit in der Anordnung der Bilder, in der Wahl der Beiwörter, und

[1] Nord. Aufſ. 2. B. St. 105.

[2] Th. 8. S. 214.

gleichſam dem Zuſchnitt zum Wohlklange, den Horaziſchen Ton getroffen. — [1]

Ob wir deutſche Catulls haben, mögen die Lieder der Deutſchen beantworten. Unter allen hat vielleicht Leſſing zu ſeinem Hauptzuge die meiſte Catulliſche Schalkheit. Ob wir Ovidianiſche Verwandlungen haben? Dieß werden bloß die behaupten die in einem Journal den Titel geleſen: Zachariä Verwandlungen, oder Verwandlungen in den Bremiſchen Beiträgen, und bloß nach dieſem Titel urtheilen. Ob Wieland unſer Lucrez ſey? Dieſe Frage iſt älter als die Periode über die ich ſchreibe. Ich nehme aber Gelegenheit etwas von dem Lucreziſchen Lehrgedicht zu ſagen.

[1] Darf ich hier Gelegenheit nehmen Klotzens *Vindicias Horatii* auch denen Liebhabern des Horaz anzupreiſen die ſich nicht mit dem Pat. Hardouin ſtreiten wollen? Sie ſind voll von feinen Anmerkungen, Vergleichungen, Erklärungen, die man aber mitten unter Rettungen findet, zu denen ſich der Verfaſſer nicht hätte herablaſſen ſollen, weil die meiſten Hardouin'ſchen Anſchuldigungen keine Antwort verdienen. Von Anmerkungen gefällt mir die kritiſche Muthmaßung (S. 16), in welcher Ordnung Horaz ſeine Gedichte geſchrieben; wie weit er gegen die Griechen ſich Original ſchätze (S. 25 — 30); von ſeinem Wohlklange und ſeiner Kühnheit (S. 31 — 58), von ſeinem Urtheil über Plautus (S. 272 — 273), und viele andre. Vergleichungen verſchiedener Dichter voll Beleſenheit und Geſchmäck ſind häufig, z. E. über das Talent des Horaz zur Dichtkunſt (S. 18 — 25), über den Flug der Muſe (S. 95 — 103), über Musa potens lyrae (S. 104 — 106), über den der ſeine große Seele verſchwendend hingab, den Patrioten, Aemilius Paullus (S. 119 — 123), über die curas laqueata circum tecta volantes (S. 175 — 177), über die Blanduſiſche Quelle (S. 207 — 210) und dann über die Küſſe der Venus, Cupido und die Grazien (S. 125, 249 — 255) — Erklärungen und Erläuterungen des Horaz ſind häufig und einige neu, inſonderheit aus den Werken der Kunſt und Denkmälern des Alterthums.

2.
Vom Lucreziſchen Gedicht.

„Ich weiß nicht was heutiges Tages ein Scribent für Beifall erhalten würde der es wagte, nach dem Beiſpiel des Lucrez, die Lehren einer Schule mit trocknen Worten vorzutragen, und etwa hie und da durch eine poetiſche Stelle aufzuputzen. Gewiß iſt es daß er in Reimen und in der gewöhnlichen Versart ganz unerträglich ſeyn würde. Dieſe Art des Vortrags hat, wenigſtens im Deutſchen, eine gewiſſe Feierlichkeit, die ſowohl mit dem Aufgeweckten des Theaters als mit dem Trocknen der Schule einen ſeltſamen Contraſt macht." — [1] Ich weiß nicht wie mir dieſe Stelle in die Feder kömmt, eben da ich Wieland unſern Lucrez genannt; auch er hat die Lehren einer Schule in Reimen, in der gewöhnlichen Versart vorgetragen, zwar mitunter trocken, aber ſchön aufgeſtutzt mit poetiſchen Stellen — und hat Beifall gefunden, indeß offenbar mehr des letztern als des erſtern wegen. Ich ſchlage alſo zurück: [2]

„Unſere Schriftſteller haben ſich in der allgemeinen betrachtenden Weltweisheit ungemein hervorgethan; aber in der beſondern ausübenden Sittenlehre möchte der Deutſche eher über Mangel zu klagen haben. — Unſre Lehrdichter ſind vortrefflich wenn ſie die Syſteme der Weltweiſen vortragen, wenn ſie ſich in die Höhen des Unermeßlichen emporſchwingen, wenn ſie den Schöpfer und ſeine Werke beſingen; hingegen ſinken ſie unter das Mittelmäßige ſobald ſie ſich zu den Sitten der Menſchen herablaſſen. Popens *Essay on man* möchte man einem Deutſchen weit eher zutrauen als einem Franzoſen; aber ſeine **Moral Essays** verrathen eine ſo feine Kenntniß des menſchlichen Herzens als noch nie ein deutſcher Schriftſteller gezeigt." — Dieſe beiden ganz wahren Bemerkungen machen daß ich den deutſchen Dichtern die philoſophiſche Dichtungsart des Lucrez

[1] Th. 8. S. 216.
[2] Th. 8. S. 163 ꝛc.

als ein glückliches und reizendes Feld anpreiſe; doch mit einiger Einſchränkung. Lucrez iſt in meinen Augen, nach dem Feuer ſeiner Bilder, eines der erſten Genies unter den Römern. Wenn man die trockene Philoſophie ſieht mit der er kämpfen mußte, die Schwierigkeiten mit denen er ſtritt — — propter egestatem linguae ac rerum novitatem — — und die er doch überwand; die Strenge mit der er ſeiner Schule genug thut, und die herrlichen Gemälde und Ausſchweifungen die er einſtreuet, ſo muß man erwarten daß unſere Lucreze in einer zur Weltweisheit ausgebildeten Sprache, in einer weit bequemern und biegſameren Materie, mit einerlei Genie, um ſo viel höher vor dem Römer ſtehen müſſen, je höhere Vorzüge ſie nach der Cultur ihrer Werkzeuge haben. — Betrachten wir dieß, ſo bleiben von allen unſern deutſchen Lucrezen[1] vielleicht nur drei noch die dieſen Namen verdienen; die übrigen können gute Lehrdichter ſeyn, allein Lucreze ſind ſie nicht, wenn Lucrez zu unſrer Zeit gelebt hätte. Haller, Witthof und Creuz, drei Dichter auf drei verſchiedenen Stufen! — Nimm Hallers Gedicht auf die Ewigkeit, und auf den Urſprung des Uebels, und zeige mir im Lucrez, du, der du ſein Anbeter und vielleicht ein zweiter Creech biſt, zeige mir im Lucrez ſo hohe, wahre und dringende philoſophiſche Wahrheiten in ſo reelle und kurze Bilder eingehüllt. Hallers Geiſt iſt in zween Dichter getheilt, in Witthof und Creuz. Jener hat die nachdrucksvolle Kürze in Sentiments und Beobachtungen oft bis zum Neide in ſeiner Gewalt, dieſer hat zu viel Talent zur ſchwermüthigen Malerei eines Weiſen, als daß man ihn unter den G . . anern vergeſſen ſollte.[2] Jener weiß abſtracte Ideen in poetiſche Körper zu kleiden, dieſer abſtracten Ideen poetiſche Farben zu geben; jener iſt glücklich

[1] Ich ſondre hier gleich die moraliſchen Lehrdichter ab, Hagedorn, Duſch, Wieland u. ſ. w.

[2] Die Literaturbriefe haben nie an ihn gedacht, obgleich ſeine Gräber auf ihre Zeit treffen, wie mich dünkt.

im Ausdruck der menschlichen Denkart, sofern man sie aus einer genauen Weltweisheit kennen kann, dieser in der dichterischen Abbildung einiger metaphysischen Hypothesen. Beide würde ich wegwerfen wenn ich jenen bloß als Dichter nach dem Aeußern, und diesen als Metaphysikus nach dem Innern allein beurtheilen müßte.

In der That, um ein guter Lehrdichter zu seyn wird weder ein Stern von der ersten philosophischen noch von der ersten dichterischen Größe erfordert. Der wahre Geist der Weltweisheit an sich leidet kein beinahe Wahres, kein Halbgründliches; und unsere philosophischen Witzlinge, die uns Schaum der Weltweisheit, mit dem Goldschaum der Aesthetik überdeckt, verkaufen, sehen zwar daß ihre Philosophie im Anfange siedet, und von Kindern und Narren (die aber dießmal nicht die Wahrheit reden) gelobt wird — aber Schaum und Philosophie zergeht und ist nicht mehr! — Laß diese das philosophische Lehrgedicht wählen, den Reihn zwischen Philosophie und Einbildungskraft: sie werden vielleicht gut werden! — Auf der andern Seite gibt es schöne Geister die zu viel Philosophie an unrechtem, und zu wenig poetisches Genie an rechtem Ort haben; die uns in Fabeln und Erzählungen, in traurigen Lust- und erbärmlichen Trauerspielen mit seichter Weltweisheit quälen — auch diesen gebe man das Lehrgedicht vor; denn die Epopöe, das Drama, die Ode, und jede Erdichtung fordert Schöpfungsgeist im Ganzen, und kann kein beinahe Schönes leiden; aber das Lehrgedicht leidet noch zuerst die Lieblingswendung so vieler deutschen Vorreden:

ubi plura nitent in carmine, non ego paucis offendar maculis. —

Dieß fordert die wenigste Einbildungskraft, ist am wenigsten an Regeln gebunden, und vielleicht ist das freieste und leichteste Sylbenmaß auch das angemessenste und einzige für das Lehrgedicht — ich meine nicht das Alexandrinische, sondern das sogenannte Recitativmetrum, das sich am meisten der Prosa nähert, die

meiſten Formen annehmen kann, ſich jeder Materie am beſten anſchließet, und die Aufmerkſamkeit am füglichſten erhält.

*

Bisher habe ich einige Dichterlein mit dem Lehrgedicht abzufertigen, und im Vorhofe der Poeſie aufzuhalten geſucht, damit ſie, als Ungeweihte, ſich nicht ins Heilige wagten; jetzt lege ich einen Gegenſtand vor der ins Allerheiligſte der Dichtkunſt gehört, und, wie ich glaube, würdig iſt die ganze Seele eines Genie's allgenugſam auszufüllen: es iſt zwar bloß ein Lehrgedicht, aber ein Lehrgedicht dem ſelbſt die epiſche, dramatiſche und lyriſche Muſe zujauchzen würde. Laß es ſeyn daß die deutſchen Lehrdichter unter das Mittelmäßige herabſinken, ſobald ſie ſich zu den Sitten der Länder und der einzelnen Menſchen herablaſſen; „laß es ſeyn daß ſie nicht Kenntniß des menſchlichen Herzens genug hätten um **Moral Essays** zu ſchreiben;" ich zeige ihnen ein **Essay on Man** an, wo ſie ſich in die Höhen des Unermeßlichen emporſchwingen, und im zwiefachen Verſtande Geiſtſchöpfer durch ſich ſelbſt werden können.

Man weiß es daß die deutſchen Weltweiſen, wenn in einem Stücke der Philoſophie, ſo in der Pſychologie vorzüglich, gleichſam auf eignem Grund und Boden ſind, weil ſie die kühnen Blicke die Plato, Baco und Locke in die menſchliche Seele gethan weiter verfolgt, oder wenigſtens die Erfahrungen dieſer drei Männer wiſſenſchaftlicher gemacht. Sie haben wenigſtens Kunſt und Mühe angewandt um die Materialien fremder Nationen zu einem Gebäude zu erheben, deſſen Bauart das merkwürdigſte Phänomenon der neuern Zeiten bleibt. — Und was kann ich hieraus folgern? — Dieß, daß ein poetiſches Gebäude von dieſer Art ebenfalls auch das Denkmal unſres Volks und unſrer Zeit ſeyn könnte. In dem eigentlichen Speculativen der Weltweisheit iſt der Dichter immer ein Fremdling; man ſage was man will, er bleibt ein Gileaditer, der ſich in dieſe Platoniſche Republik einſtiehlet, um Holz-

hauer und Wasserträger zu seyn. Das Dichterische was der Lehrdichter, der Systeme reimt, behalten kann um den Weltweisen nicht gleich vor den Kopf zu stoßen, sind alte Schuhe und verschimmelt Brod; und aller der Nutzen den er dem Philosophen gibt, ist daß er so viel von dem philosophischen Geist ihm raubt als er ihm dichterischen gibt; eigentliche Bürger können sie nie zusammen werden.

Aber die philosophischen Erfahrungen, Muthmaßungen und Hypothesen über die menschliche Seele: die sind aller Stärke der Dichtkunst fähig, und aller ihrer Reize werth. An der Fähigkeit wird niemand zweifeln, und wenn zehn feige Kunstrichter zitterten und Einwürfe machten, und Bollwerke bauten, und Schlingen legten, so fühle ich's doch daß alle ihre Warnungen zu klein sind um ein Genie zittern zu machen. Großmüthig würde es sie verachten, und sehr gern eine Ausnahme machen, wenn seine Ausnahme nur Meisterstück ist. Wenn da wo der Weltweise nur von fern furchtsam lauschen muß, der Dichter als Bote der Götter, als Vertrauter der Geheimnisse des Geistes, mit kühnem Schritt fortginge um in das Heilige zu dringen: was würde er sehen? Von keinem Auge gesehene Dinge! Was würde er hören? Heilige und geweihte Worte die niemand gehöret! Und was sprechen? Geflügelte Sprüche die keine Zunge vor ihm wagte. — Ich will mich erklären. Wenn die Erfahrungen die man über und in der menschlichen Seele angestellet zu poetischen Körpern umgeschaffen würden; wenn die Muthmaßungen des Weltweisen vom Dichter, nach der ihm verliehenen Freiheit, sinnliche Gewißheit bekämen; wenn die Hypothesen zu dichterischen Fictionen sich umbildeten; wenn jede große psychologische Wahrheit sinnliches Leben erhielte; kurz, wenn die ganze Welt der menschlichen Seele ins Licht des poetischen Glanzes träte, dessen sie fähig ist — welch ein Gedicht! — Wenn der Dichter die ganze Ausdehnung der mensch-

lichen Seele, ihre Höhen und Tiefen, mit ſeiner mächtigen Hand umſpannte, wenn er zu der Größe deren eine menſchliche Seele fähig iſt ſich erheben, die Stärke des Geiſtes umfaſſen, und die Güte des Herzens wie einen pieriſchen Quell koſten könnte, da ſeine Ideen ſo hoch, ſeine Wahrheiten ſo ſtark, und ſeine Empfindungen ſo bezaubernd wären als der größte Geiſt, die ſtärkſte Seele, das beſte Herz; — und er hiezu alle Macht der Dichtkunſt aufböte! — Wie lebhaft hat nicht ſchon Abbt gedacht, der doch bloß beobachten, nicht ſchildern, der inſonderheit lehren, nicht rühren wollte, der vorzüglich die Geſchichte zu ſeiner Gehülfin machte, da dem Dichter alles zu Befehl ſteht.

Der Dichter würde da anfangen wo der Philoſoph aufhöret: er würde von ſeiner göttlichen Höhe den ganzen dunkeln Grund der Seele überſchauen; aus dieſem Chaos alle die Ideen aufrufen die in ihm ſchlummern; aus dieſem Ocean alle die Gedankenſchätze heben die der Zoll der ganzen Schöpfung ſind, und in ihm verſenkt liegen; auf dieſem ungeheuren Felde alle Leichname mit Lebensgeiſt beſeelen, ſo wie dort Rieſen aus der Saat des Jaſon entſtanden. Wenn er alle Fähigkeiten des menſchlichen Geiſtes, die Schöpfungskraft ſeiner Einbildung, die Zauberquelle zu Erdichtungen, die inſonderheit in den jugendlichen Zeiten der Welt ſo reich geweſen; die Hypotheſen von der Göttlichkeit der Seele im Schlaf und Träumen; den Enthuſiasmus der Leidenſchaften und der Raſerei; die Stärke die ſie anwenden muß um Abſtractionen gegen die ganze ſinnliche Welt, die auf ſie ſtürmet, zu vertheidigen; ihre Feinheit in Zergliederung, und ihre Schnelligkeit in Zuſammenſetzung der Begriffe; ihr Nervengebäude, in Abſicht des vergnügenden und moraliſchen Gefühls; die Macht ihrer Triebe, und alle Wirkungen ihrer Leidenſchaften; die Freiheit ihrer Beſtimmung, die ſich über Schmerz und Plage und Tod erhebt — wenn er alle dieſe Seiten uns gegenwärtig machte, und alles was

er in der Seele ſiehet ſelbſt fühlte, und ſelbſt in uns zu wirken wüßte, ſo wäre dieß ein Gedicht was alle Saiten des menſchlichen Herzens treffen müßte, da Epopöe und Drama nur immer eine oder wenige anrühren kann. Unſere ganze Seele würde ihm entgegenarbeiten, wenn wir theils ſeine ganze Seele in Aufruhr ſähen, theils ſein Object, eben auch die menſchliche Seele, in aller ihrer Wirkſamkeit erblickten. Wenn er ſie uns, eingehüllt in die Strahlen Apolls, in dem Schmuck der Dichtkunſt, von Muſen umgeben und von Grazien begleitet, als eine Braut des Himmels, eine zweite Eva, unſere Hälfte, entgegenführte; wie Adam würden wir auf ſie zueilen, und ihrer Umarmung entgegenjauchzen: das iſt Fleiſch von meinem Fleiſch! Das ganze ſympathetiſche Saitengewebe unſerer Empfindungen würde in dieſem Zuruf nachſchallen; denn nie rührt uns das wo wir nicht unſer Bild erblicken. Dieß wäre der höchſte und kühnſte Weg über die unbetretnen Höhen der Vernunft in das Gebiet der Leidenſchaften; es wäre vielleicht die größte Höhe des poetiſchen Genie's in unſerer Stufe der Cultur, und die originalſte Ausgabe der menſchlichen Seele. — Wie würde ich mich freuen wenn etwa ein Genie, indem es dieſes läſe, erwachte, ſich fühlte, ſeine Schwingen wiegte, um von ihnen den Staub der Syſteme abzuſchütteln, und alsdann ſeinen Flug zur Sonne nähme. Eine neue Sonnenbahn würde ſich alsdann eröffnen; Zaunkönige ſich auf ſeine Flügel ſetzen, um ihn ruckweiſe zu überholen; keuchend der Neid ihm nachſtreben und zurückfallen: wir aber würden, mit einem Fernglaſe in der Hand, ihm nachſchauen und ihn bewundern. — Sollte jemand ſo unglücklich ſeyn, zu denken daß das Probſtück die Pſychologie in Reime zu bringen ihn ſo hoch bringe, der würde alsdann die Fledermaus vorſtellen die von Nachtphiloſophen und von den ſchönen Geiſtern des Tagelichts, den Sperlingen gleich, verfolgt wird.

Wie weit hat es Akenſide gebracht, da er bloß eine Seite der menſchlichen Seele, die Vergnügen der Einbildungs-

kraft, beſang; mit welcher Stärke beſingt Young bloß einige Widerſprüche des menſchlichen Herzens; wie rührt Shakeſpear in ſeinen Monologen, wenn bloß eine Leidenſchaft kämpft; wie gefällt ein einziges Klopſtock'ſches Gleichniß aus der menſchlichen Empfindung gehoben! — wenn nun alle Seiten, und alle Widerſprüche, und alle Leidenſchaften, und alle Empfindungen aufwachten, die zuſammen ſeyn und aufeinanderfolgen können — welch ein ſchöner Aufruhr! —

3.

Von Nachahmung der lateiniſchen Elegien.[1]

Es iſt eine eigne Sache mit den Elegien. Man kann nicht immer ohne Unverſchämtheit fordern daß das Publicum ſich ſoll Klagen vorwinſeln laſſen. — Und wenn es vollends Klagen eines Verliebten ſind! — Mir hat es immer geſchienen daß die Aufmerkſamkeit die ſich die alten Dichter durch ihre verliebten Elegien erworben haben, mehr durch unſre Neugier als durch derſelben innere Kraft hervorgebracht worden. Man iſt gleichſam nach den Anekdoten eines ſolchen Mannes begierig, und will von ſeinen beſondern Angelegenheiten Nachricht haben. Man betrachtet ſeine Elegien als einen kleinen Roman, darin die Geliebte erſt ſpröde iſt, dann erweicht, dann eiferſüchtig und ungetreu wird; und der Unterſchied zwiſchen dieſem Roman und den andern Romanen iſt der daß in den letztern die Urſache dieſer Erfolge weitläuftig, in der verliebten Elegie aber nur die Wirkungen, die ſie auf das Gemüth des verliebten Dichters hervorgebracht haben, erzählt werden. Die Kunſt des Dichters beſteht nun darin daß er dieſe Wirkungen rührend und angenehm beſchreibe;

[1] Dieſe ganze Abhandlung, ein ſchätzbares Fragment zu einer Poetik, die noch zu den unbekannten Ländern gehört, iſt aus den Literaturbriefen Th. 13. S. 69—83. Bloß die kleinen Anmerkungen gehören mir.

und hieraus läßt ſich zugleich erklären warum dem geliebten Gegenſtande eine Elegie am beſten gefalle. Es iſt nämlich ſchmeichelhaft für ihn Wirkungen beſchrieben zu ſehen davon er ganz allein die Urſache iſt. Andere Leſer, deren Eigenliebe nicht ſo gut ins Spiel gebracht wird, werden vielleicht gar darüber aufgebracht, wenigſtens des Leſens überdrüſſig, weil der Verſtand bei der Erforſchung der Urſache und ihrer Verbindung mit den Wirkungen gar nichts zu ſchaffen hat. [1]

Die meiſten Dichter ſcheinen den Begriff der Elegie allzuſehr eingeſchränkt zu haben. [2] Man könnte ſie überhaupt erklären als die ſinnlich vollkommene Beſchreibung unſrer vermiſchten Empfindungen. Was ſie mit andern Gedichten gemein hat, iſt das ſinnlich Vollkommene; der Gegenſtand nur, den ſie bearbeitet, unterſcheidet ſie von den übrigen Arten. Ich habe dazu die vermiſchten Empfindungen [3] angegeben, und glaube, ſo viel ich jetzt ſehe, Recht zu haben. Die reinen, oder richtiger die merklich reinen, Empfindungen der Luſt gehören, ſo wie ihr Gegentheil, wenn ſie die Seele nicht ganz übermannet, und ihr zum Ausdruck gleichſam den Athem benommen haben, für die Ode. Alle Arten der Empfindungen und Handlungen die in einem Geſellſchaftlichen, das weder Zwang noch Verbrechen kennet, entſtehen, gehören für das

[1] Alles dieſes dachte ich auch bei der Mad. Klopſtock hinterlaſſenen Schriften; und demungeachtet träumte ich ſie ſo angenehm durch, weil überall das Gewand des Außerordentlichen und Empfindungsvollen mich aufmerkſam machte. Ich las ſie, nicht wie ein Jüngling an der Brautkammer der Verliebten lauſcht, ſondern wie ein Fremder der als Freund in das Haus eines Ehepaars geführt wird, das er aus Hochachtung zu ſehen wünſchte. Wie verſchieden iſt das Denkmal das ein Klopſtock und ein Gottſched ſeiner Gattin aufrichtet.

[2] So wie man auch den Begriff der Ode, wie ich glaube, immer zu ſehr einſchränkt.

[3] Von denen man in der Rhapſodie des Verfaſſers der Phil. Schr. Th. 2. ſcharfſinnige Gedanken findet.

Schäfergedicht; wenn die elegiſchen Dichter ſich hieran erinnert hätten, ſo würden ſie einem der gewöhnlichſten Vorwürfe, daß ſie nämlich unnatürlich werden, entgangen ſeyn. Allerdings iſt es widerſinniſch bei einem großen Schmerz ſich geſchwätzig zu zeigen. Wenn dieſer die Seele auf einmal an allen Orten angreift, wenn ihre Kräfte durch den plötzlichen Anſtoß niedergeriſſen werden, und der Schmerz ſie alſo gleich den Fluthen des Meeres überſchwemmet: ſo ſind alle ihre ſchönen Auswüchſe von angenehmen Bildern, alle Früchte nützlicher Ueberlegungen auf einmal verdecket. [1] Man erblickt nichts als eine traurige Fläche, und hört nichts als das wilde Rauſchen der Wehmuth. Es gibt Seelen welche beſſer verwahrt, und gleichſam mit friſchen Dämmen umgeben ſind: an dieſe prallen die Wellen an und zerſchellen. Dieſe Seelen brechen bei einem großen Schmerz nicht in Klagen, ſondern in Rechtfertigungen, in Vorwürfe, in Drohungen, in unerwartete Entſchlüſſe aus. Ein ſolcher Schmerz zeigt ſich im Trauerſpiele; er kann aber auch in der Ode vorgeſtellt werden. Von der Empfindung der Luſt laſſen ſich eben die Anmerkungen machen. Dem elegiſchen Dichter bleiben alſo nur Empfindungen übrig, die durch die gegenſeitigen ſchon gemildert ſind; Empfindungen die in der Seele nach und nach entſtehen, nicht im

[1] Hieraus, glaube ich, geht man der Frage entgegen, die unter einigen neuen Kunſtrichtern bald verneint, bald bejahet iſt: ob die Ode wahre Empfindung oder Nachahmung ſey? Spielt man nicht mit der ganzen Frage, ſo muß man theilen und fragen: iſt die Ode ein wirklicher Ausbruch von Leidenſchaft und Empfindung? Unmöglich! Wenn ich eine Ode nach der gewöhnlichen Bedeutung verſtehe, ſo iſt ſie ſchon immer künſtliche Sprache. Kann die Ode ein poetiſcher Ausdruck einer wahren Empfindung ſeyn? Ja, und billig ſollte ſie es durchaus ſeyn. Kann der poetiſche Ausdruck einer wahren Empfindung Nachahmung heißen? Meinetwegen! nur den poetiſchen Ausdruck betrifft das Nachahmende allein. Die Empfindung bleibt die wahre, nur ſie iſt ſchon ſo gelindert daß die Einbildungskraft gleichſam ihren natürlichen Ausdruck in einen Ausdruck der Kunſt überträgt.

Sturme der heftigen Leidenschaft, sondern wenn sie dieselben erhält, so ist's bei ihr öfters nur

— ein Frühlingstag,
Der durch ein Wölkchen lacht.

Es versteht sich daß es dabei auch auf die Verschiedenheit der Seelen selbst ankomme.

Die vermischten Empfindungen können entweder [1] aus der Betrachtung des menschlichen Zustandes überhaupt, oder dieser und jener Gesellschaft eines besondern Standes, einer einzelnen Person entstehen, und bei der letztern werden die verschiedenen Zustände in Erwägung gezogen die dergleichen Empfindungen nothwendig hervorbringen müssen. Der Satirenschreiber betrachtet auch den Zustand der Menschen überhaupt, bricht zuweilen in eine bittere Klage aus; aber diese Klage entwischt ihm nur aus Ungeduld, wenn er die Ungereimtheiten so gehäuft sieht daß fast alle Hülfsmittel dagegen mangeln. Der elegische Dichter hingegen überläßt sich mehr einer mitleidigen und jammernden Empfindung. Das Elend das er vor sich sieht rührt ihn bis zur Klage, ohne daß er es untersucht wo die Ursachen dazu liegen; und da die Gegenstände nicht nahe genug sind um sein Mitleiden in eine ganz unangenehme Empfindung zu erhöhen, so genießt er des Vergnügens das ihm die Mäßigung desselben darreicht. [2]

[1] Von hier fängt, wie ich glaube, die wahre Abhandlung an, da das vorige, wiefern sich Elegie von den andern Gedichtarten psychologisch und aus der Natur der Seele unterscheidet, sich nicht eben über alle Einwendungen erheben möchte.

[2] Daß Elegien über den Zustand der Menschen überhaupt möglich sind — wer wird das läugnen, der es zugibt daß es leider zu viel Uebel gibt welche die Menschheit drücken und Klagen erpressen können. — Aber daß diese Klagen nicht so oft in Elegien zerfließen, daß eine so allgemeine und philosophische Elegie so ungebraucht ist — woher mag dieß kommen? Wenn ich recht rathe, so bestimme ich zugleich diese Art der Elegien besser, oder vielmehr ich schränke sie ein. Zuerst: Betrachtungen über das Elend des

Wenn die Schickſale einer beſondern Geſellſchaft dergleichen Empfindungen erregen ſollen, ſo müſſen wir eine beſondere Neigung für dieſelbe haben; ſie betreffen alsdann entweder unſer Vaterland,

ganzen menſchlichen Zuſtandes gränzen zu ſehr in das Gebiet des philoſophiſchen Gedichts, um bloß Elegie zu werden. Das Elend des ganzen menſchlichen Geſchlechts liegt bloß im Einzelnen vor uns; klagen wir über dieſe einzelnen Fußſtapfen, ſo iſt's nicht mehr die Elegie über das allgemeine Elend, die der Verfaſſer vorzeichnet. Soll dieſe letztere wirklich werden, ſo iſt's beinahe unmöglich „zu klagen, ohne daß man unterſucht wo die Urſachen dazu liegen." Der allgemeine Gegenſtand kann nicht anders in unſrer Seele lebendig werden als durch ein abgezogenes Bild. Dieſes kann ſich uns nicht ganz darſtellen, ohne daß die Urſachen gleichſam die einzelnen Züge vereinigen — und ſo wird ein philoſophiſches Gedicht daraus, das zwar in einzelnen Tönen elegiſch wird (wie in vielen Stücken unſrer philoſophiſchen Dichter), aber nicht den Hauptton der Elegie annehmen kann, weil dieſer dem Gegenſtande nach fremde iſt. Und er iſt's auch zweitens nach der Wirkung die der Gegenſtand auf uns macht. Ich ſetze voraus daß er unſern Empfindungen nahe genug liege, denn ſonſt kann die Poeſie bildervoll und tiefſinnig, aber ganz und gar nicht elegiſch werden. Ich nehme an daß er in dem Geſichtspunkte betrachtet werde, daß er uns intereſſirt, daß er auf unſer Herz wirkt; — was wird geſchehen? Voll Gefühl über die Unvollkommenheiten der Menſchheit wird der Dichter in Klagen ausbrechen, die eher ein tragiſches Selbſtgeſpräch als Elegie werden. So ſind die rührenden Selbſtgeſpräche Hamlets, die nicht eigentlich voll Leidenſchaft, ſondern als Ausbrüche einer düſtern Laune zu betrachten ſind. Ich müßte die ganze dritte Scene: Oh that this too too solid flesh would melt u. ſ. w.; das Selbſtgeſpräch, da ihm der Geiſt erſchienen, und welches mit dem Denkwort: remember thee ſo launiſch ſpielt; den rührenden Kampf mit ſich, ob er ſeyn oder nicht ſeyn ſoll, und das darauf folgende Geſpräch mit der Ophelia, ſeine Unzufriedenheit mit ſich, bei Gelegenheit des Fortimbras, ſeine vertrauten Unterredungen mit Horatio; ſeine Betrachtungen über die Hirnſchädel am Grabe, kurz, ſeine miſanthropiſchen Geſinnungen, die er lebend und ſterbend äußert, herſetzen; ſie ſind über den Zuſtand der Menſchheit; ſie ſind nicht Satyre, wenn ich das Geſpräch mit der Ophelia ausnehme; ſie ſind nicht ſchlagende Donner der Ode, ſondern von fern her dumpf murmelnde Gewitterwolken — aber doch nicht Elegien. Denn ſolche Klagen über das Allgemeine müſſen doch

oder unſere Geburtsſtadt, oder das Land unſerer Vorfahren, oder ſonſt ein Volk, für welches wir beſonders eingenommen ſind. Wenn alſo ein Krieg das Vaterland verwüſtet, die Wuth der Feinde eine Vaterſtadt in die Aſche legt, Länder wo die Muſen ſonſt gewohnt

durch einzelne Vorfälle veranlaßt werden, und da erheben ſie ſich immer eher zu einem Tone, der, unzufrieden mit ſich oder der Welt, jetzt mit ſeinem Selbſt, und jetzt mit dem Schickſal hadert. Oder wenn das Verderben, und die Sünde als Mutter des Elends erſcheint (denn wer kann die eine ſehen, ohne mit Widerwillen an die andere zu denken), ſo wirft ſich der klagende Dichter, der jetzt die Geißel des Satyrs verachtet, auf dieſe Furie mit dem Grimme der ſchäumenden Pythiſſe. Er ſieht die Erde rings um ſich, als ein weites Grabmal, entweiht, von Verbrechen rauchend, von Brüderblut und Frevel bedeckt, von einer giftigen ſchwarzen Atmoſphäre umfloſſen; ein großer Garten voll Unkraut und giftiger vielklauichten Plagethiere, die unter demſelben kriechen; eine Einöde wo die Sonne, wie Apoll unter den Griechen, mit jedem feurigen Strahle einen Pfeil des Verderbens ſendet, wo das Geſchrei der Laſter die hinüberziehenden Donnerwolken herunterzieht daß ſie treffen. — Bei dieſem Elende wirft der Dichter ſeine thränende ſanftwimmernde Leier weg; ſein Helikon wird ein Ebal des Fluchs; ſeine Klagen werden ſo ſchwere Lieder, wie die Laſten der prophetiſchen Weiſſagungen im alten Teſtamente, wie die Klagen Youngs an verſchiednen Orten; wie die Strafoden, z. E das Ende der dritten Horaziſchen: audax omnia perpeti u. ſ. w. — Kurz! die Ausſicht über das allgemeine Elend iſt entweder zu kalt um Elegien zu weinen, oder ſie wird von einzelnem Elende erzeugt und unterhalten, und der Schmerz muß wahrhaftig mehr als elegiſch ſeyn, der von mir Klagen über das allgemeine Elend erpreßt, der es mich als Unglück fühlen läßt daß ich ein Menſch und der Mitbürger in einem Thale voll Thränen bin. Daher iſt dieſe Elegie ſelten, aber nicht unmöglich, wenn ich einen mittlern Standpunkt annehme, wo mich nicht mein Unglück über den allgemeinen Jammer klagen lehrt, noch auch meine Betrachtung ſtoiſche Ausſicht iſt, und dieſer Standpunkt iſt — das Unglück anderer. So kann bei der Wiege eines Neugebornen, und an dem Sarge eines Junggeſtorbnen eine Elegie angeſtimmt werden, wie ungefähr das Geburtslied und Grablied unſers Kleiſt's iſt; ſo kann vor dem Anblicke eines Hoſpitals voll Armer und Abgelebter, eines Schlachtfeldes voller Leichen und Sterbenden, eines Lazarethes voller Kranken ꝛc. eine Elegie Thränen weinen, die die Ehre der Menſchlichkeit ſind.

haben durch Barbarei entheiligt ſind, ſo können dergleichen Empfindungen entſtehen. Nur muß die Zeit den Bildern ihre allzugroße Lebhaftigkeit geraubt haben; die ſchwarzen Formen müſſen nicht mehr ſo gedrängt ſtehen daß die Erinnerung nicht zugleich einige angenehme dazwiſchen ſtellen könnte. Eine Mutter die ihr einziges Kind verloren hat, ſieht in den erſten Tagen nichts vor ſich als den erblaßten Leichnam, nichts als eine Zukunft ohne Troſt, ein Alter ohne Stütze, Hoffnungen die vergangen ſind, Feinde die ſich freuen; und iſt betäubt, ohne Sprache, ohne Thränen; — ſobald ſie ſich erſt wieder erinnert wie viel Witz ihr Kind ſchon gezeigt habe, was für lebhafte Antworten es gegeben, wie artig es ſich ſchon in Geſellſchaften bezeiget, ſo löſet ſich der Schmerz in Thränen auf; die Empfindung wird vermiſcht und zur Elegie weich genug. [1] Zu dieſer

[1] Von der Elegie über die Schickſale einer beſondern Geſellſchaft gelten beinahe die vorigen Einſchränkungen, damit ſie weder prachtvolle, aber empfindungsloſe Malereien, noch Ausrufe eines patriotiſchen Enthuſiasmus werden. Von dem erſten ſieht man bei jedem öffentlichen Unglück einer Stadt und eines Landes leider nur zu oft Spuren, ſo daß wenn alle Götter ihren Zorn wider Stadt und Land ausgeleeret, man es für die letzte Zornſchale anzuſehen hat wenn nachher Apoll elende Dichter erweckt, die unſer Schrecken und Wehmuth in Ekel zu verwandeln wiſſen, oder uns durch ihre Schilderungen, ſtatt eine elegiſche Thräne abzulocken, einen ſanften Schlummer zuträufeln, und den dunkelgrauen Mantel des Schlafs (wie Sancho Panſa ſich ausdrückt) über unſer Antlitz leiſe und tröſtlich verbreiten, daß wir die Scenen des Jammers nicht mehr ſehen. — Auf der andern Seite ſtehen die begeiſterten Oden über öffentliche Trauerfälle von Patrioten geſungen, ſie mögen ſtrafen oder lehren. So hat vielleicht Alcäus geſungen; ſo ſingt Horaz zum römiſchen Volk über das Verderben Roms, in der ſechsten Ode des dritten Buchs, die uns Hagedorn überſetzt, und inſonderheit in der prächtigen ſiebenten und ſechzehnten Epode; ſo ſind Uz's Oden an Deutſchland; die dritte, neunte und vierzehnte in der neuen Ausgabe der Klotz'ſchen Gedichte, und, wie mich dünkt, ganze Bücher von den Gedichten mittlerer lateiniſcher Dichter. Die Elegie ſteht mitten inne, und die Klaglieder Jeremiä und andere Stücke der Propheten ſind in dieſer Gattung die beſten Beiſpiele die ich kenne.

Gattung gehört der 137ſte Pſalm in dem Kirchenliede: „An Waſſerflüſſen Babylons“ den auch der Aufſeher nach Sidney's Ueberſetzung gegeben hat. Die Klagelieder Jeremiä werden ohne mein Erinnern hieher gerechnet werden.

Die beſondern Stände unter den Menſchen können auch zu ſolchen Empfindungen Anlaß geben, beſonders denjenigen welchen eine Art von Ungerechtigkeit von den gegenſeitigen widerfährt. Die Elegie auf dem Gottesacker in einem Dorfe, welche Dodsley in London bekannt gemacht hat, [1] iſt hierin ein Meiſterſtück. Dieſes Dichters Empfindungen entſtehen aus der Betrachtung daß mancher brauchbare Mann, manches Genie, das auf einem höhern Poſten einen lichten Glanz, erquickende Wärme rings um ſich würde verbreitet haben, auf dieſem Gottesacker unbekannt und unerwähnt liege. Weil ich jetzt dieſes Muſter in Gedanken habe, ſo will ich ſogleich ein paar Anmerkungen, die ich dabei machen kann, hier mitnehmen.

Zeit, Ort und Umſtände ſind dem elegiſchen Dichter nicht ganz einerlei. Die Stunden worin der einſame Vogel der Nacht aus ſeinem philoſophiſchen Schlummer ſich erhebt, und durch das mitternächtliche Echo ſeinen Flug ankündigen läßt, ſind für ihn am bequemſten. Nicht allemal muß es eben ein Gottesacker auf dem Lande [2] ſeyn, ob ich gleich geſtehe daß zu der von dem Engländer

[1] Ich glaube ſie in einem Theile der Erweiterungen überſetzt geleſen zu haben; allein wie weit ſtärkern Eindruck empfand ich, da ich ſie in den Dodsley'ſchen Sammlungen an der Seite eines Freundes las, der mit mir die ſtille Stärke im Ausdrucke des Originals empfand! Vielleicht werden viele mit mir wünſchen daß ein Ebert oder Meinhard aus dieſen Sammlungen einige der vortrefflichſten Gedichte uns mittheilte, unter denen mir jetzt vorzüglich einige ſchöne Stücke von Dyer im Andenken ſchweben, mit denen uns die Briefe zur Bildung des Geſchmacks nicht bekannt gemacht haben.

[2] Mir fällt hiebei einer der beſten Gellert'ſchen Briefe ein, der ſeine Gedanken auf einem Landkirchhofe erzählet. — Ich glaube daß ebenſo Zeit,

ausgeführten Materie nicht leicht ein glücklicherer Ort hätte erwählet werden können. Aber Einsamkeit muß immer herrschen; die Lage selbst muß solche vermischte Empfindungen erwecken können. Daher sind einsame Zellen und Kreuzgänge wo Eloise ihre Briefe geschrieben, Ufer wo ein Strom traurig dahinrauscht (wo der israelitische Dichter seine Elegie verfertiget), Wälder, [1] Felsen wo die Aussicht und Stille in der Seele die Vorstellung der Gefahr und das Bewußtseyn der Sicherheit wechselsweise hervorbringen, meistens dazu erwählt worden. Ein einsames Zimmer [2] kann aber auch

Ort und Umstände dem Leser der Elegien nicht ganz einerlei sind. Nie habe ich Youngs Klagen und Creuzens Gräber mit so gleichgestimmtem Ton der Seele gelesen, als in einigen Sommernächten, unter einem bestirnten Himmel, in der schweigenden Laube eines Gärtchens, das an einen Kirchhof stieß, wo alte heilige Linden, vom Hauche der Nacht beseelt, Schauder in die Seele rauschten, und aus den etwas entferntern Trümmern eines sinkenden ritterlichen Schlosses, und aus ihren Wohnungen im alten gothischen Kirchthurme die philosophische Eule ihre hohlen Accente manchmal darunter stieß. — Alsdann findet man sich in einer Lage, da die Stürme von Gedanken herabbrausen und ruhen, und die Seele wird stille, wie eine stille See in der Sommernacht, und hört gleichsam die Stimmen aus den Gräbern der Todten, und präget sie in ihr Innerstes.

[1] Wem fällt hier nicht jener Haller'sche Eingang zu seinem Gedichte über die Ewigkeit ein, wo er uns in dunkle Wälder, an rauschende Flüsse, in ein einsames Gehölz, in hohle Felsen führt, plötzlich den Schatten seines Freundes vor unsern verwirrten Blick stellet, seine letzten Worte und das unbekannte Gebiet der Ewigkeit in unsre Seele leitet — und jetzt in dieser ehrwürdigen Fassung unsern Geist erwischt. Dieß ist das Kunststück, das der genfische Bürger vorzüglich gebraucht um seine Lehren einzudrücken, und der gute savoyische Vicar würde seinen Schüler oft Gähnen gemacht haben, wenn nicht ihre Situation so lebhaft vorbereitete.

[2] Nur nicht die einsame Stube eines Poeten, drei Treppen hoch, unter dem offnen Dach, bei zerschlagnen Fensterscheiben, wo Schnee und Kälte durchzeucht, weil hier so viel satirische Nebenzüge sich aus den Dichtern und witzigen Köpfen mit in unsre Seele stehlen. — Indessen hat der Verfasser des Drama: das Gemälde der Dürftigkeit, sich einiger dieser Züge glücklich zu bedienen gewußt.

dazu dienen, besonders wenn noch äußere Dinge dazu kommen, von denen die Seele etwas leidet. Ein trüber Himmel, ein aufsteigendes Gewitter, rauschende Winde, [1] zitternde Fenster, eine Leiche die vorübergetragen wird, das Geläute der Sterbeglocken, eine Trauermusik. [2] — Ja, wenn von dergleichen Umständen mehrere auf einmal zusammenkommen, so kann die Seele auch in der größesten Versammlung in diesen Zustand der vermischten Empfindungen gesetzt werden. Man muß sich aber hüten alle diese äußeren Sachen so schwarz zu machen, daß dadurch eher Schrecken als süße Melancholei in der Seele entstehen würde. So würde es widersinnig seyn, wenn jemand, an einem Ort wo er sich wirklich vor Gespenstern fürchtet, eine Elegie machen wollte. Die Schildwache im Hamlet war gewiß nicht dazu aufgelegt. Die Seele wird alsdann von einer ganz unangenehmen Empfindung, dem Schrecken, bemeistert.

Alle diese Regeln leiden einige Abänderungen, [3] wenn die ver-

[1] Das Klopstockſche Stück im nordiſchen Aufſeher (Th. 2. St. 94), das ſeine Empfindungen aus einigen rührenden Naturſcenen nimmt, drängt ſich immer an ein gefühlvolles Herz, das auf dieſe Nüancen Acht hat und etwas anders ſucht als Malereien oder Nonſens von geiſtlichen Empfindungen.

[2] Die brittiſchen Trauerſpiele haben ſich ſolcher äußern Mittel der Rührung ſehr bedienet, wie einem jeden das Grab und der Leichenzug im Hamlet, die Todtenglocke und Ausführung zum Gericht im Kaufmann von London und dergleichen beifallen. In den Trauerſpielen des Rowe ſoll dieſes Aeußere den Mangel des Innern, Rührenden erſetzen. — In vielen Gegenden wird der Sterbenstag des Erlöſers durch ſolche Zeichen ehrwürdig gemacht, und vielleicht iſt's ſolchen frühen Eindrücken zuzuſchreiben, daß ich in einer Stadt unter dem gemeinen Manne die herrſchende Meinung gefunden daß von den Zeiten ihrer Väter und Urväter her dieſer Tag traure, der Himmel meiſtens voll dunkler Wolken ſey, und in den Sterbeſtunden gegen Abend eine Stille zu herrſchen pflege, die dieſem Tage den Namen ſtiller Freitag gegeben. —

[3] Warum leiden ſie Abänderungen? weil der Verfaſſer in der Parentheſe von Zeit, Ort und Umſtänden ſich von dem Elegiſchklagenden auf das

mischten Empfindungen aus der Betrachtung unsres eignen Zustandes [1] entstehen. Natürliches oder von der Einbildung ge-

Schreckhaftrührende zu weit eingelassen. So sehr die Empfindungen von Mitleiden, Schrecken, Zorn, Furcht u. s. w. in einander zusammenfließen, so muß doch in der Elegie das sanfte Gefühl, nicht aber Schauder der herrschende Ton seyn. Indessen als Vorbereitung und Nebensache betrachtet, hilft eins dem andern, und ich bin dem Verfasser auf seinem Spaziergange unbekümmert nachgeschlichen.

[1] Dieß ist die Residenz der Elegie, und alles vorige wird bloß dadurch das Gebiet der Elegie, sofern es sich unserm Selbst nähert, sofern wir Antheil daran nehmen. Fehlt diese Beziehung auf uns selbst, so kann die Elegie ein schönes Exercitium stili werden, aber nie ein Meisterstück. Und hat man nicht Elegien genug, die offenbar in fremden Namen sind? — Du darfst nicht rathen, mein Leser! siehe die Heldenbriefe an, die Ovid in Gang gebracht; ein Dichter, der in mehr als einer Absicht mit der Poesie gespielt hat. Betrachte diese Heroiden als rührende Situationen, so sind sie eine dramatische Uebung, die für junge Dichter nützlich seyn können; aber höher stelle sie nicht als unter Uebungen, denn sie borgen fremde Situationen und leiern im Ganzen ungefühlte Empfindungen, und zeichnen ungesehene Charaktere. Sie rauben also der Dichtkunst alle ihre Würde, eine Dolmetscherin unsrer selbst zu seyn, wie sie es bei den Alten war, und verpachten unsre Talente in fremde Zeiten, Umstände und Personen. Dadurch gewöhnet man sich an jene erkünstelte Sprache der Leidenschaften, die mit Worten spielt, mit erdichteten Sentiments um sich wirft, und sich übt von beiden Seiten Linsen durch ein Nadelöhr zu werfen. Wird aber sogar dieser Geschmack an Heroiden der herrschende Geschmack einer Nation und einer Zeit, so verfällt man auf unwichtige Situationen, auf spielenden Witz, und zeichnet aus fernen Zeiten nach dem Geschmack seiner Nation Charaktere, die von Herzen schief, und nach aller Kunst albern sind. Sollte man dieß nicht von der jetzt in Frankreich herrschenden Mode sagen, wo man schon den Adam an die Eva, und Kain an Mehala, und Philomele an Prokris, und Prokris an Philomele u. s. w. hat, und nächstens die Sonne an den Mond, und den lieben Mond an die liebe Sonne wird schreiben lassen. Daß viele unter ihnen nicht schöne Stellen haben, wer wollte das läugnen, der z. E. Dorats Poesie kennet; aber daß alle seine Nachahmer schön, daß dieses Feld einer Hauptbeschäftigung würdig sey, daß das Gedichte dieser Art vorzüglich nutzbar sey, wer wollte das behaupten!

ſchaffenes Unglück kann alsdann in der Elegie angetroffen werden; Mitleiden mit uns ſelbſt oder mit einem andern kann darin herrſchen. Es würde überflüſſig ſeyn alle verſchiednen Fälle auseinander zu ſetzen. Die verliebten Klagen [1] gehören zu dieſer Gattung, und faſt ſcheint es daß außer dieſen und den Todesfällen die meiſten keinen andern Gegenſtand der Elegie kennen. [2] Ich will nur noch

[1] Woher ſind dieſe ſo allgemein für den einzigen Gegenſtand der Elegie gehalten? Rathe ich recht, ſo möchten drei Urſachen ſeyn. Zuerſt die lieben Alten, z. E. Ovid, Tibull und Properz haben ſich meiſtens in dieſe Gattung eingeſchränket, und ihr Beiſpiel hat meiſtens Regel abgeben müſſen. — Ferner die verliebte Empfindung iſt der Elegie am paßlichſten. Das ſtille Feuer in ihr, das ſelten ſtürmende Leidenſchaft wird, aber deſto mehr durch die Glieder ſchleicht, wie die Sappho in ihrem zweiten ἄσμα aus Erfahrung ſinget, und Kleiſt ſeine Phyllis an Damon ſingen läßt, dieſe ſtille Gluth erhält ſich am beſten in dem Maße, das die Elegie fordert. Drittens iſt auch kein Mißvergnügen uns ſo angenehm als die verliebte Traurigkeit. Wenn ein andrer Schmerz bis zum Verdruß, ein andrer Verluſt bis zur Verzweiflung, ein andrer Zorn bis zur Feindſchaft, ein andrer Schrecken bis zum Entſetzen, ein andrer Unwille bis zum Ekel übergeht, ſo unterhält uns der verliebte Schmerz noch mit Annehmlichkeit. Der verliebte Verluſt macht uns nicht untröſtlich; der verliebte Zorn iſt ein kleines Wölkchen in der Morgenröthe; der verliebte Schrecken läßt uns die Zunge zu ſprechen, und die Hand zu ſchreiben frei; der verliebte Unwille wird erneuerte Liebe. Daher fließt dieſe bitterſüße Empfindung in jene hinkenden Verſe aus, die halb ſich, halb den andern rechtfertigt, haſſet, liebet und ergötzet.

[2] Hier kommen die Elegien über Thiere oder lebloſe Sachen, die uns lieb geweſen, zu ſtehen; Catulls Liedchen auf den Tod ſeines Sperlings, und Gleims ſterbende Nachtigall, der Mad. Karſchin Klagen über einen Canarienvogel u. ſ. w. Obgleich die Zeit ziemlich vergangen, da die Helden Homers mit ihren Pferden ſprechen, und dieſe über den Tod ihrer Herren „erſtarret ſtehen, wie ein Leichenſtein über dem Grabe eines verſtorbnen Menſchen; da ſie die Häupter ſinken laſſen, und heiße Thränen fließen ihnen unter Seufzern über die Wangen zur Erde nieder; und die ſchöne Mähne ſinkt aus den Locken herab, und wälzt ſich im Staube“ — ich ſage, obgleich dieſe Zeit, da ſich Thiere und Menſchen noch mehr kannten und verſtanden und liebten, ziemlich vorbei iſt, ſo dürfte

dieſes anmerken. Auch ohne das Zuthun äußerer Zufälle kann jeder zuweilen in die Gemüthsverfaſſung, etwa bei einem einſamen Spaziergange, geſetzt werden daß er ſein ganzes Leben zuſammenrechnet, das Gute und Böſe darin überdenket, und ſich den daraus entſtehenden Empfindungen überläßt. Mit einem Worte: die Seele muß ſich in der Gelaſſenheit befinden, wo ihr weder die bittere Thräne des Leides ausgepreſſet, noch der tiefe Seufzer der Angſt entriſſen, noch das röchelnde Schluchzen der Wehmuth abgezwungen wird. Wenn ja die Thränen fließen, ſo mögen ſie milde fließen, und wenn Seufzer gehöret werden, ſo mögen ſie uns zum ſanften Mitleid ſtimmen, und nicht zur Bangigkeit quälen.

Die Gedanken nun ſelbſt müſſen der Würde der Empfindungen angemeſſen [1] ſeyn. Es wird dabei ein Geiſt vorausgeſetzt der ſich weder durch den Verluſt eines ſchlechten Gutes dahin reißen läßt, noch auch jedem Verluſte friſch widerſteht. Folglich werden die erhabnen Gedanken [2] aus der Elegie wegbleiben. Da die Seele

doch eine Elegie auf ein treues und geliebtes Thier oft verdienter und herzlicher ſeyn als manches ſtattliche Trauergedicht auf einen Joſt; ich nehme an daß jenes und dieſes nicht Satire iſt.

[1] Oder vielmehr der Wahrheit der Empfindungen. Hiezu gehört daß er ſich ganz mit ſeinem Gegenſtande beſchäftige, doch ſo, daß ich ihn nicht mit einem feurigen unverwandten Blicke anſehe, wie in der Ode, ſondern mit einem naſſen thränenden Auge, das auf ſeine verſchiednen Seiten irret, und die genoßnen Zeiten, die Gegenwart und die Zukunft mit matten ſuchenden Blicken durchwandert. — Hiezu gehört zweitens daß er den Gegenſtand nie anders als in Beziehung auf ſich betrachtet; dieß iſt inſonderheit das Zeichen der wahren Empfindung; dieß rührt, und iſt ſtatt aller beobachteten Regeln.

[2] Wohl kann ſich unter die reichen Empfindungen hin und wieder ein Gedanke miſchen, in dem eine ſtarke Empfindung eingehüllet liegt. Nichts aber iſt der Elegie ſo entgegen als der geſchraubte Witz. Eine von Thränen erſchlaffte Saite tönt nicht hell, und macht keine Bockstriller. Da man das Nervengebäude der Empfindung ſehr treffend mit einem Saitenſpiel vergleichen kann, ſo merke ich hier an, daß wie eine Saite bloß mit einer

ferner in einer Art von Erſchlaffung iſt, ſo iſt ein geſchärfter Witz, das Epigrammatiſche, das Allzuweithergeſuchte in der Elegie unnatürlich. Hingegen finden Vergleichungen, kleine Geſchichten, Fabeln darin ihren Platz. Denn die Einbildungskraft iſt bei einem ſolchen Zuſtande der Seele faſt allein beſchäftiget. [1] Sie ſucht alſo alle vergeſellſchafteten Bilder auf, die mit ihrer herrſchenden Empfindung übereinſtimmen, um entweder ſich dadurch zu tröſten oder noch mehr zu betrüben. [2] Sie bleibt öfters bei einem einzigen Gedanken ſtehen und wiederholt ihn, ja macht unmittelbar die Anwendung auf ſich. Daher kömmt die Wiederholung von einerlei Worten am Ende des

gleichgeſtimmten harmoniſch tönet, ſo fordert das Wimmern der Elegie gleichſam einen Leſer von gleichem Ton der Seele. Weil nun ganz gleiche Bildungen der Seele ebenſo unmöglich und ſelten ſind als völlig gleiche Geſtalten des Geſichts — welche eigne Dreiſtigkeit gehört dazu, das ganze Publicum für einen Abdruck ſeiner Seele anzuſehen und jedem Fremden den ſympathetiſchen Zug zuzutrauen, ohne den unſre Klagen ihm langweilig, ekelhaft oder lächerlich werden können. Wenn man es bedenkt daß wir zwar im Denken uns einander ſo ziemlich ähnlich, aber im Empfinden gewaltig verſchieden ſind, ſo muß ich dem Troſte jenes Autors faſt recht geben, der zu ſich ſagte: „ich bin mein eigner, einziger und beſter Leſer!“

[1] Ich kann hierin die Elegie nicht beſſer als mit einem Traume vergleichen. Dieſe Vergleichung ſagt vielleicht viel. Die ganze Bilderreihe, die vor ihrem Auge vorbeiſtreichet, iſt in einem heiligen Schleier halb verhüllt, der das dunkle Gewand der Traumgeſichte zu ſeyn pflegt; ſie iſt an ſich verbunden, ſowie die Folgen der nächtlichen Gedanken, nur das Band iſt nicht ſo regelmäßig und ſichtbar als im Wachen. Dazu kömmt, daß in der Elegie ſowie im Traume, Einbildungskraft und Gegenwart zuſammengemiſcht wird; und hieher gehört jetzt die vorige Einſchaltung mit, wie viel Macht, Zeit, Ort und Umſtände in die Elegie ſich eindrängen, nicht bloß Gedanken nähren, ſondern auch erzeugen, die ſich alsdann unter die andern hinſtellen, anſchließen und gleichſam elegiſch werden.

[2] Sowie jede Leidenſchaft ſich der ganzen Welt mittheilen will, ſo ſucht auch die Betrübniß überall Zeugen und Begleiterinnen ihres Schmerzes; ſie will ſich nicht widerſprechen laſſen, und tröſtet ſich, wenn man ihr Recht gibt.

vorhergehenden und im Anfange des folgenden Verſes, welche die Elegiendichter öfters ſo glücklich anbringen. [1]

Alle Gedanken, die ins Groteske fallen, [2] allzuhäufige O und Ach und Weh! Verwünſchungen die Abſcheu erregen, zu heftige Betheurungen ſeines Schmerzens tödten die Elegie. Die erſteren erwecken Gelächter; die andern ſind entweder Zeichen einer allzu heftigen Traurigkeit oder eines gänzlichen Mangels der Empfindung; die dritten bedeuten mehr Wuth und Kummer, und die letztern ſind entweder verdächtig oder überflüſſig. Die Traurigkeit muß ſich durch die Reihe von Gedanken, auf die der Dichter verfällt, an den Tag legen. Vor allen Dingen muß der elegiſche Dichter die kleinſten Umſtände, [3] die mit ſeinem Gegenſtande verwandt geweſen, ſammlen und anführen. Dieſes zeigt daß ſeine Einbildungskraft ganz damit angefüllt ſey, und nicht das geringſte habe verloren gehen laſſen.

Der Ausdruck wird ſo wenig als möglich prächtig ſeyn dürfen. Reinlich und auch zierlich — sine squalore, aber auch auro

[1] Sobald dieſe Wiederholungen regelmäßig, und bei dieſem Regelmäßig noch dazu ſchleppend, eintönig und leer werden, ſo ermüden ſie, wie z. E. die Elegie Daphnis und Daphne in der Sammlung verm. Schr. — So verwirft auch die Elegie oft den Perioden, heftet ſich auf ein Wort, das ſie wiederholt, und ſich recht vors Auge ſtellet; hierin iſt ſonſt Klopſtock ſehr glücklich, nur in dem Trauergeſange Davids um Jonathan, den zwei Sänger ſeinem Salomo ſingen, und wie ich glaube, in ſeiner neuern Elegie: Rothſchilds Gräber, ſind einige Verſetzungen zu gezwungen, einige Wiederholungen zu todt, und manches O und Ach! ein Aſteriſcus, der da ſagt: hier iſt zu gähnen!

[2] Wenn jener Elegienſänger dem der nicht mit ihm weint den Cypreſſenſtrauch ins Geſicht werfen will, ſo muß man ſich vor ihm hüten, weil, wenn unſre Augen ſich thränend ſchließen, und unſre Thränen ihm nur nicht kugelrund genug ſind, wir nicht vor einem Wurf ſicher ſeyn möchten.

[3] Man erinnere ſich hier an das Lied unter Lange's Gedichten, da alles ein Zeuge vom Verluſte wird, und jeder Umſtand das Bild des Freundes zurückbringt.

absque ac gemmis. Je natürlicher dieſe Empfindung iſt, je weniger ſind die Worte geſucht. Ich will eine kleine engliſche Elegie herſetzen, die ich irgendwo in Muſik geſetzt geſehen habe; es iſt die Anrede eines Mädchens an ihren Geliebten:

Gentle Youth, oh, tell me why
Tears are starting from my eye;
When each night from You I part?
Why the sigh, that rends my heart?
Gentle Youth, oh, tell me true,
Is it then the same with you?

Die Naivetät, welche hier herrſcht, hat einen ganz ungeputzten Ausdruck erwählet; und glücklich! — Wenn nur das Aeußerſte auf beiden Seiten vermiſcht wäre, ſo wird die Verſchiedenheit der Materie den Ausdruck an die Hand geben.

Die verliebten Elegien [1] ſind für die wenigſten Leſer. Wenn es ein Dritter ſchon überdrüſſig wird dem Geſpräche zweier Verliebten zuzuhören, was für eine Dreiſtigkeit gehört nicht dazu ein ganzes Publicum in die Geſellſchaft zu bringen? Ueberhaupt ſind die Elegien eben nicht die Gedichte die man zu allen Zeiten leſen kann. Es wäre zu wünſchen daß die Dichter auch daran dächten. [2]

[1] Eins der ſchönſten Klaggedichte in dieſer Art iſt das Gleim'ſche: Mich, o Doris, willſt du haſſen ꝛc. Uebrigens gefällt es mir daß der Kunſtrichter die Elegie in kein eigenſinniges Sylbenmaß einkerkert. Es kann elegiſche Oden in vielerlei Sylbenmaß, elegiſche Eklogen u. ſ. w. geben, nur wenn einige das förmliche elegiſche Sylbenmaß erwählt, ſo iſt der Pentameter, der freilich zu elegiſchen Wiederholungen gebildet zu ſeyn ſcheint, mir immer im Deutſchen noch ſehr hart und gezwungen vorgekommen. —

[2] Wenn einigen meine Anmerkungen langweilig geweſen, ſo denke man daran daß ich über die Elegie commentirt. — Elegiſche Noten, die ſich nicht zu aller Zeit leſen laſſen.

4.

Von der Horaziſchen Satire.

Noch immer iſt an mir die Reihe die Hand auf den Mund zu legen und zu ſchweigen. Unſerm Rabener habe ich es immer anzuſehen geglaubt daß er aus Swifts Schule der erſte ſeiner Zöglinge ſey; hier iſt ein Schriftſteller der uns in ſeinen Satiren mit der Urbanität eines Horaz unterhält; der Verfaſſer, der **Mores Eruditorum, Genius seculi, Ridicula etc.** geliefert. Ich urtheile nicht, ſondern ſchreibe ab: [1]

„Es iſt eben nichts neues daß man den Juvenal vom Horaz unterſcheidet, daß man des letztern **ridendo verum dicere**, ſeine ſchalkhafte Verziehung des Mundes, ſeine vielbedeutende Miene, von den geißelnden Streichen des erſtern, von ſeinem entflammten Geſichte, und von ſeinem zornigen Auge unterſcheidet. Aber was macht denn dieſen Unterſchied? — Die alte Komödie brachte die Bürger mit ihren Sitten ganz, bis auf ihren Namen unverändert auf die Bühne; dieß iſt Juvenal, wenn man noch dazu ſetzt daß er ſeine Mitbürger nicht bloß von der lächerlichen, ſondern auch von der laſterhaften Seite, und von dieſer öfter als von jener zeigt. Sein lebhafter Blitz dringt in das Innerſte des Heuchlers; er reißt ihm die Maske ab, wenn auch ſein Geſicht darüber blutrünſtig werden ſollte, und gibt ihm nur einen andern Namen; aber niemand läßt ſich betrügen. Der iſt es, ruft man, nach dem Leben! — Zu dieſer Satire gehört ſo viel Anlage nicht. Man darf nur aufmerkſam ſeyn auf das was um uns vorgehet. Wenn ſie gut werden ſoll, ſo muß ich merken daß der Mann vom Herzen weg redet, und daß er bei allem Eifer den er hatte, doch Beurtheilungskraft genug beſeſſen hat mir unter den verſchiedenen Originalen nur die wichtigſten, und an dieſen nur das Merkwürdigſte zu ſchildern.

[1] Lit. Br. Th. 9. S. 82.

„Mittelmäßige Köpfe fallen immer zuerſt auf das, wovon ſie bei ſich empfinden daß ſie es vielleicht erreichen könnten. Allein weil es doch eine gefährliche Sache iſt Narren und Böſewichter kenntlich zu ſchildern, ſo vermeiden ſie dieſe Gefahr, und machen daß das ganze Stück nichts taugt. Sie malen uns platte Charaktere, die ekelhaft ſind, und an denen man weder genaue Zeichnung, noch das lebhafte Colorit eines Juvenals findet. Beiſpiele davon können uns in unſern unzählbaren Wochenſchriften nicht mangeln. — Unter den Franzoſen iſt vielleicht der einzige La Bruyère, der den Ausweg eines Genie's gefunden hat. Er hat ſeine Zeichnungen übertrieben, um ſie nicht kenntlich zu machen. Aber für ſeine Zeitgenoſſen waren doch die Züge nicht verſtellt, und für uns haben ſeine Farben noch nichts von ihrer Lebhaftigkeit verloren.

„Die Horaziſche Methode hingegen, eine Satire zu ſchreiben, ich wollte wohl behaupten daß man mit dem Talent dazu müßte geboren ſeyn. Vielleicht iſt dieſes ein Grund warum der ſatiriſche Dichter auf dem Parnaß auch ſeine Stelle hat. Denn jene von der erſten Art ſind, däucht mir, in nichts von dem proſaiſchen Schriftſteller unterſchieden. — Dieß Talent iſt nichts anders als die Naivetät, mit welcher der Dichter an ſich auf eine lebhafte Art zeigt, was er an andern lächerlich gefunden hat, und es an ſeinem eignen ſonſt einfachen Charakter beſonders auszeichnet. Oder auch: er weiſet auf etwas was lächerlich iſt, aber ohne daß er es als ein ſolches zu kennen ſcheint — und eben weil es dieſen ſonſt ſo ſimpeln Mann befremdet, ſo werden die übrigen jetzt aufmerkſam, und entdecken das Lächerliche. Nicht daß der Dichter gar niemals ſeine ſatiriſche Geißel mit ſich führte, auch Horaz, wenn er aufgebracht iſt, gibt ſeinem ineptus Fannius etwa einmal einen Hieb, und läßt ihn

Discipulorum inter plorare cathedras.

Aber es geſchieht ſelten. Der ſatiriſche Dichter iſt ſeinem Tempera-

ment nach cupidus pacis, und dieß macht ihn eben zu dieſer Naivetät geſchickt. Keine ſtarke Leidenſchaft, welche tobend iſt, wohnt in der Seele, die einen naiven Gedanken ausdrücken, oder eine naive Handlung vornehmen ſoll. La Fontaine und Gellert haben nur dieß ſatiriſche Talent, und ich vermuthe ſogar daß ſie durch dasſelbe zu der Erzählungsart in ihren Fabeln ſind gebracht worden die ihnen beliebt hat. Faſt allein ihre Ausſchweifungen, durch welche ſie von der Aeſopiſchen Kürze abweichen, und die unſre einfältige Nachahmerheerde für bloße Ausſchmückungen der Erzählung gehalten hat, ſind ſatiriſche Züge, die dem Dichter entwiſchen, und eben deßwegen ſo ſehr gefallen, weil er ſich ſo blöde und unerfahren auſtellt. Ein Mann der ſo unſchuldig iſt, wie könnte der mir Schaden thun, wenn er mir auch die Wahrheit ſaget? Er ſagt ſie in ſeiner Unſchuld. Dieß iſt der Grund der mannichfaltigen Erdichtungen in welche ein gutes Genie ſeine Satiren einkleidet. Es muß ſich Situationen erfinden, in welchen es dieſe Naivetät am beſten zeigen kann. — —

„Die Mores Eruditorum und Genius seculi [1] zeigen auch dieſe Mannichfaltigkeit in Erfindungen, den feinen Spott, der aus der Unſchuld des Herzens zu kommen ſcheint; aber auch eine Art von Einſchränkung auf eine gewiſſe Gattung von Gelehrten. — Indeſſen gibt ihnen das lateiniſche Kleid eine Neuigkeit, in der ſie ſich uns zum Vergnügen darſtellen. Was mag wohl die Urſache davon ſeyn? Liegt es an dem Gedrängten der lateiniſchen Wendungen, an den Ausdrücken, die uns durch das Natürliche, und durch einige ihnen anklebende Nebenbegriffe anreizen; oder entſpringt dieſes Angenehme aus dem Vergnügen das wir über die glückliche Mittheilung der Gedanken unſers Verfaſſers in der Sprache der Römer haben? Ein Schriftſteller der dieſes ungezwungen erreicht, läßt uns

[1] Lit. Br. Th. 10. S. 197.

gleichsam einen Zeitgenossen des Tullins hören, der sich über unsre Sitten in seiner Sprache ausdrückt."

*

Ich unterschreibe im Ganzen das Bild das man von Juvenal, Horaz und unserm Klotz malt; ohne aber auch die Naivetät des Horaz durch Fragen affectiren zu wollen, muß ich doch folgendes fragweise dazu setzen, weil ich mir selbst nicht antworten will:

Sollte das Lächerliche der alten Komödie mit dem Lächerlichen des Juvenals einerlei seyn? Ich meine nicht das Belachenswerthe was beide schildern, denn da versteht es sich von selbst daß dieß mit den Sitten und Zeiten sich ganz verändert haben muß, sondern nur das Lächerliche wie beide es schildern? Ich will nicht an den Unterschied denken den schon die lehrende Satire, und ein pöbelhaftes Drama fordert, sondern ich rede von dem charakteristischen Tone beider, unabhängig von der äußern Einkleidung, bloß an sich gegen einander gesetzt.

Sollte Juvenal Sitten dergestalt in seine Satire bringen daß bloß die Namen verändert sind, so daß nur Aufmerksamkeit auf das menschliche Leben, ein Eifer der vom Herzen weg spricht, und Beurtheilungskraft das Wichtigste und Merkwürdigste zu schildern, die Talente zur Juvenal'schen Satire wären?

Wäre Juvenals Charakter daß er Narren und Böswichter kenntlich schildert, und er würde nicht bei diesem Kenntlichen ein Pasquillant? Sollte er von den schlechten Charakterschmierern unserer Wochenblätter bloß durch Genauigkeit und Colorit unterschieden seyn? Eine Satire die das Kenntliche, das Genaue zu ihrem Hauptzuge hat, verdient die den Rang den doch Juvenal mit Recht fordert?

„Die Horazische Methode in der Satire — mit dem Talente dazu muß man geboren seyn!" Muß denn das Juvenal'sche Talent nicht angeboren seyn? — Sobald man das kindische Vor-

urtheil ablegt, die Einkleidung sey das vornehmste in der Satire, so kömmt Juvenal an Genie zur Satire immer über Horaz.

„Juvenal ist ein prosaischer Schriftsteller, und Horaz hat seine Stelle auf dem Parnaß, weil er mit dem Talente zur Satire geboren worden." Dürfte ich nicht hingegen sagen: Horaz ist in seinen Satiren ein prosaischer Schriftsteller, weil er vorzüglich als Dichter zur Ode geboren ist. Juvenal ist nach seiner Kühnheit, seinem Feuer, seinem Colorit, und selbst seinem Sylbenmaße nach, ungleich mehr Dichter. [1]

Wäre La Bruyère unter allen Franzosen der einzige, der den Ausweg eines Genie's gefunden, in der Zeichnung der Charaktere? Unter allen Franzosen die in der Zeichnung des Lächerlichen auf so viel Schriftsteller stolz seyn können, von denen jeder eine eigne Art der Zeichnung hat — die vielleicht hierin, und hierin allein, Originale vor den Alten und Neuern sind? — Und hier wäre La Bruyère das einzige Genie? Und das einen Ausweg eben von der Juvenal'schen Zeichnungsart gefunden hätte, mit dem er doch gewiß am wenigsten gemein hat? — Der Kopf thut mir bei diesen Fragen weh. Was muß ein Franzose denken wenn er dieß lieset?

Dürfte nicht die Anmerkung über La Fontaine und Gellert wichtig seyn? Wer zweifelt daran daß ihre Ausschweifungen satirisch

[1] Denn „keine starke Leidenschaft wohnt in der Seele, die einen naiven Gedanken ausdrücken soll," heißt es auf der folgenden Seite, und Th. 18. S. 119 heißt es gar: „Horaz muß den Mißstand, kleine Thorheiten mit dem Schwunge des Hexameters zu belachen, selbst empfunden haben, weil er, der es so wohl verstand einen recht wohlklingenden Hexameter zu machen, ihn gerade in seinen Satiren so nachlässig bearbeitet, daß man glauben sollte er habe es mit Vorsatz gethan, um ihn dadurch seinem Inhalt mehr zu nähern, und ihn mit dem Tone seiner Materie übereinstimmiger zu machen." — Dieser Ton ist naive Prose, und eben wegen dieser naiven Prose soll Horaz ein größerer Dichter seyn als andere die feuriger schildern? —

ſind? Und folgt hieraus daß ſie in einer Aeſopiſchen Fabel etwas mehr als Ausſchmückungen ſind, „dafür ſie die einfältige Nachahmerheerde gehalten hat?“ Hat denn La Fontaine ſeine luſtige Schwatzhaftigkeit für etwas anders ausgegeben als für Ausſchmückung? Ja bloß für eine kleine Schadloshaltung gegen die Kürze des Phädrus?

Und dann? Dürfte Klotz, wenigſtens in einigen ſpätern Schriften und Streitigkeiten, völlig frei vom Zorne des Juvenals, der Horaziſchen Laune immer getreu bleiben, die ihm freilich eigner läßt. Ich ſage dieß nicht um ihn zu tadeln; denn freilich, zu unſerer Zeit, muß man oft ſagen, nicht bloß aus Juvenal, ſondern auch mit ſeinem eifernden Tone: **difficile est, satiram non scribere!** — — Und in den meiſten Stücken geben wir der Klotziſchen Freimüthigkeit unſer geheimes und herzliches **Plaudite.** Ein Mann wie er, der das Mark der lateiniſchen Denkart und Sprache, inſonderheit der Horaziſchen Laune, in ſich geſogen, der durch ſeine Abhandlungen und Gedichte, durch Ausgaben und Beurtheilungen die in Deutſchland ſo ſeltnen lateiniſchen Muſen bekannter und nutzender zu machen ſucht: ſein Name beſchließe dieſe Fragmente von lateiniſchen Dichtern.

5.

Haben wir deutſche Ciceronen? [1]

„Erſt müſſen wir Beredſamkeit und Wohlredenheit unterſcheiden, und mit dem Cicero bei der erſtern diejenige welche in der Feldſchlacht gegen die bloßen Schwerter anrückt, **quae in acie versatur et ferro,** von der abſondern die nur auf der Uebungsbahn ſich zeiget. Die erſte mangelt uns, und wir können keinen Redner haben den wir mit Cicero oder Demoſthenes meſſen könnten.

[1] Dieß ganze Fragment iſt aus den Literaturbriefen, Th. 13. S. 106.

„Wir haben keine politiſche Beredſamkeit, nicht einen Schatten davon, und können ſie auch nicht haben, weil unſere Staatsverfaſſungen gar nicht dazu eingerichtet ſind. Wo iſt das Volk? Wo ſind die verſammelten Provinzen? Wo ſind die angeklagten Feldherren und Fürſten? Wo iſt öffentliche Berathſchlagung über Krieg und Frieden? In unſern Verfaſſungen bezahlt das Volk ſeine Abgaben, und wird über den Gebrauch derſelben nicht gefragt; die Vornehmen werden nicht angeklagt und vertheidigt, ſondern fallen in Ungnade; und im Cabinette geſchieht der Ausſpruch: es ſoll Krieg ſeyn weil wir es wollen, und Friede weil wir nicht mehr können — und der Unterthan hört es. Nun kommt zu Haufen, ihr Demoſthenen und Ciceronen! Nicht wahr, alles iſt euch fremde? — Verlaßt den kleinen Markt, und lernet — trockene Proceſſe.

„Ich thue noch einen Schritt: die große Beredſamkeit kann nirgends als in der gerichtlichen Art zu reden angebracht werden. Das Forum iſt das einzige Treibhaus für ſie, und jeder andere Boden zu kalt. Wir wollen ſehen was die gerichtliche Art für Vortheile habe; ob dieſe Vortheile die große Beredſamkeit zuwege bringen, und ob die andern Arten eben dieſe Vortheile verſchaffen.

„Die Materien bei der gerichtlichen Art ſind immer neu, immer höchſtwichtig, ſelbſt nach der Meinung der Zuhörer. Die Zeit zwiſchen der Ueberlegung und dem Erfolg iſt kurz. Dadurch drängen ſich die Gegenſtände näher hinzu, und werden folglich größer, ſinnlicher und lebhafter. Die Gründe, deren ſie ſich bedient, ſind ganz aus dem Reiche der Wahrſcheinlichkeit. Ein unendlicher Vortheil! Denn aller Scharfſinn des Redners kann ſich dabei üben, alle ſeine Erfindung. Ferner, weil das Wahrſcheinliche ſeine Hülfe von allen kleinen Umſtänden zuſammen ſucht, ſo bereiten eben dieſe Umſtände, folglich ſchon die Beweisgründe, die Leidenſchaften zu. Denn dieſe Umſtände liegen in den Seelen der Zuhörer, ſo zu ſagen, neben andern verwandten, die dem Zunder zu ver-

gleichen sind. Der Redner darf sie gleichsam nur rühren, damit Luft hineinkomme, und alles fängt an zu glühen. Bläset er vollends an, so ist alles eine Flamme.

„Wenn Cicero einen Clodius verdächtig macht, so geht er sein ganzes voriges Leben durch. Wie viele Handlungen müssen darin nicht gewesen seyn, wodurch diesem oder jenem von den Zuhörern Unrecht geschehen! Diese Erinnerung gibt in der Seele dieses Mannes dem Beweise des Redners schon ein größeres Gewicht. Einen Aristides selbst würde es leicht gewesen seyn anzuklagen, weil die Beweise seiner vorgeblichen Schuld in den Herzen der meisten schon vom Neide vergiftet lagen. Daher kam es auch daß die meisten großen Männer sich vor den Anklagen so sehr fürchten mußten. Gründe hingegen, welche auf die Gewißheit gehen, haben diese Vortheile nicht.

„Endlich die Leidenschaften. Alle kann der gerichtliche Redner im höchsten Grade erregen. Er erweicht nicht bloß zum Mitleid, er rührt bis zum Schluchzen. Er bringt den Zorn nicht nur zum Kochen, er läßt ihn auch zur Wuth ausbrechen. Der Zuhörer wird vom Schrecken nicht nur blaß, er läuft in der Angst wie ein Unsinniger herum; kurz, er macht nicht daß der Zuhörer anfängt zu überlegen, sondern daß er sich auf der Stelle entschließt. In diesem Zeitpunkte steht er vor der beweglichen Menge fast wie ein Gott da, der die Herzen derselben gleich den Wasserbächen in Händen hat.

„Nun wollen wir die übrigen Redearten dagegen halten. Wie die Menschen heutzutage von Homers Helden an Stärke verschieden sind, so stehen auch die bei uns üblichen Redearten von der alten gerichtlichen Art ab. Bei den panegyrischen und akademischen Reden erhellet es von selbst. Was sind die letztern? Abhandlungen abstracter Sätze. Sie können schön vorgetragen werden; aber was ist dieser Schmuck gegen die Rüstung auf das Schlachtfeld? Der Panegyrikus? O laß die Zeiten noch so heldenreich seyn:

er ist selten anzurathen. Hundert Biographen, aber höchstens einen Panegyristen. Bossuet unter den Neuern ist wohl das größte Muster hierin (denn Flechier ist meistens nur wohlredend), aber einmal hat er nicht viel Lobreden geschrieben, und dann wird sie auch niemand mit den größten Reden der Alten vergleichen. Wenn diese lobten, so war das Lob niemals ihre Hauptabsicht, sondern nur ein Mittel zu derselben; den Plinius ausgenommen. Einiges Mitleid und Bewunderung sind die einzigen Rührungen, die wir dabei fühlen können; und ehe uns der Redner dazu bringt, muß er bei einer einzigen Rede fast alle seine Schätze verschwenden.

„Nun bleiben noch unsre Kanzelreden übrig. Ohne mich durch die Frage zu schützen: ob es nicht viel besser wäre auf der Kanzel Homilien als Reden zu machen — sey es einmal angenommen daß wir alle Beredsamkeit dabei anwenden sollen die in unserm Vermögen ist. Ich läugne es daß wir dieselbe zu dem Grade der gerichtlichen erheben können.[1] — Materie, Beweise und Affecten verweigern dem Redner ihre Hülfe bis dahin zu steigen. Die Materien des Kanzelredners rühren wohl selten durch ihre Neuigkeit,[2] wenigstens diejenigen gewiß nicht die eine christliche Erziehung genossen. Zu den Zeiten der Apostel und bei Völkern die erst bekehrt werden sollen, ist dieß freilich ganz anders; daher läßt sich auch menschlicherweise die Menge der Bekehrten in einem Tage begreifen. Allein wie kann unter uns der Kanzelredner seine Materien neu machen?[3] Es bleibt ihm also nur das Interesse derselben

[1] Und ich läugne daß sie sich mit der gerichtlichen vergleichen lasse, daß sie dabei gar nichts verlöre, wenn sie ihr auch in allem folgenden nachstände; eine wichtige Materie.

[2] Nie durch eine zum voraus anlockende Neuigkeit; aber ihre Art ist auch eben die entgegengesetzte; so viel hineinzulegen daß die Materie neu werden muß.

[3] Ich könnte es dem Verfasser mit einem Worte sagen, wenn der Homilet nicht über Worte, sondern über das menschliche Leben spricht; allein dieß eine Wort fordert zur Erklärung viel andre.

übrig; und dieß werde ich doch nicht läugnen? Nein. Ohne daß man mir es zudeclamirt, begreife ich wohl daß die Entscheidung über unser Wohl oder Elend auf eine Ewigkeit wichtiger sey als die Entscheidung über Krieg und Frieden auf etliche Jahre. Ist sie es aber auch nach der Meinung aller Zuhörer, und zwar in dem Grade der Lebhaftigkeit, [1] welcher allein den Willen bewegen kann? Der Redner kann es vielleicht dahin bringen, aber er muß es erst thun, wenn es für den gerichtlichen Sprecher schon gethan ist. [2] — Desto schlimmer für solche Weltkinder! — Zugestanden; und diese Weltkinder sind der größte Theil der Zuhörer. Die meisten Seelen entschließen [3] sich nicht eher bis aller Zwischenraum der Zeit von dem Entschlusse bis zur Wirkung gleichsam vernichtet ist. Diese Trägheit hat sogar dem beredten Apostel einen Triumph entrissen: Felix und Drusilla entdeckten daß sie noch wahrscheinlicherweise Zeit hätten neue Vorsätze zu fassen, und schickten den Redner von sich. Dieß liegt in der Natur der Sache selbst, und keine bloß menschliche Kraft kann es bei dem undenkenden Haufen überwiegen.

„Gleiche Unbequemlichkeit entsteht für die Kanzel aus den Beweisen. Die Aussprüche der heil. Schrift, sobald es klar ist worauf sie gehen, schneiden alle Erfindungskunst ab. Gott hat es befohlen: hier ist der ganze Beweis. [4] Nur selten zeigt sich eine

[1] Der geistliche Redner hat es selten zum Zweck, augenblickliche Thaten, Zeitentschlüsse zu erwecken; wo er es zu seiner wirklichen Absicht hat, kann er's auch erregen.

[2] Eben hier trennt sich der politische vom geistlichen Redner; dieser fängt an, wo jener aufhört. Keiner erreichet seinen Zweck wenn sie beide Einen Weg nehmen.

[3] Immer entschließen! In einen Taumel von Entschlüssen ist der Zuhörer endlich noch zu stürzen — wenn das des Homileten Amt wäre; aber vom Entschluß zur That! die Kluft überspringt der Kunstrichter, und sie ist die schädlichste.

[4] Diese Worte sind der schönen Abhandlung ganz und gar unwürdig. Ist das predigen, wenn man seine Materie mit einer Kette biblischer

Schwierigkeit in der Anwendung auf einen besondern Fall. Das freieste Feld für den Kanzelredner verschafft der Contrast der Handlungen mit der Ueberzeugung von den Gesetzen; und zu diesem Felde öffnet ihm das Geschehene die Schranken. Daher sind unsre besten geistlichen Reden über dergleichen Materien geschrieben. Bourdaloue, Massillon, Mosheim — man wähle die besten ihrer Reden, und man wird mir Recht geben.

„Wie steht es nun mit den heiligen Affecten? Sie werden freilich eben so erregt wie die übrigen, aber nicht eben so leicht, nicht eben so stark.[1] Freude, Traurigkeit, Liebe, Haß, Bewunderung kann der Kanzelredner erregen, aber nur in einem gewissen Grade. Ja, die ersten werden vielmehr vermischte Empfindungen, und die letztere verliert sich in stille Anbetung. Steigt er über jenen Grad, so entgehen ihm die Seelen ganz aus den Händen, überlassen sich ihren ruhigen Empfindungen, und der übrige Theil seiner Rede ist verloren. Ja, je öfter einerlei Bild vorgebracht wird, desto schwerer fällt es die ihm zusagende Leidenschaft zu erwecken. Wie weit kann es also der geistliche Redner bringen? O wahrhaftig! Cicero könnte wohl vielleicht der beste Kanzelredner unter uns seyn; aber ein Cicero würde er nicht seyn. Ja, wenn Cicero unter uns wäre erzogen worden; hundert gegen eins, nach seiner herrschenden Neigung der Eitelkeit würde er Gedichte herausgegeben haben, und ganz gewiß schlechte Gedichte. Aber die Theile in den Reden der Alten sind einerlei mit den unsrigen gewesen, und auf einerlei Art gemacht worden? Was kann das helfen? Es kömmt auf den Gebrauch dieser Theile an. Ein Haufen macht seine

Spruchstellen umflicht, und sie so aufführt? Hier verkennt der Verfasser die wahre Natur der geistlichen Beredsamkeit und der menschlichen Seele.

[1] Wenn der politische Redner kein Acteur an Rührung seyn kann, so muß es der geistliche noch weniger seyn, wenn er nicht alle Zwecke verfehlen will — Doch alles dieses würde theologisch!

Kriegsübungen sowie ein ganzes Heer. Er rückt fort, er lenkt sich, er hält zusammen, jeder Soldat handelt. Wird deßwegen ein Stadthauptmann in einer Reichsstadt, der seine Bürgercompagnien mustern kann, Feldherr seyn? Vielleicht bis auf die zwo Kleinigkeiten: daß der Feldherr ein ganzes Heer in Bewegung setzt, und gegen einen Feind in Bewegung setzt — Unsern Rednern fehlt die Materie ein solches Ganzes zu machen, und der Feind den sie überwinden müssen. Dieß ist der Unterschied zwischen der **acies** und der **palaestra** des Cicero."

6.

Sollen wir Ciceronen auf den Kanzeln haben?

Ich suche die bisher vorgezeichnete Aussicht der Literaturbriefe etwas weiter zu verfolgen. — Wenn wir auf unsern Rathhäusern keine Ciceronen mehr haben, da jetzt das Urtheil einer wichtigen Sache nicht mehr vom Volk und von dem Zuklatschen seiner Hände, nicht mehr von den Rednerfiguren eines Advocaten, nicht mehr von einer glücklichen Viertelstunde oder einem muntern Einfall abhängt, sondern von Richtern, bei denen Gesetze, Proceßformen, Rechtsgänge oder höchstens Schmeicheleien, die die Hand und nicht das Ohr kitzeln, ihr Urtheil bestimmen, so ist die Beredsamkeit, wie es scheint, in die Tempel geflohen, und auf den Kanzeln stehen noch viele Ciceronen.

Ciceronen können sie nicht seyn, und darf ich dazu setzen: sie sollen es auch nicht seyn, denn sie sind's am unrechten Orte. Zuerst: da das Volk zu dem sie reden nie das römische Volk ist, nie jene Quiriten von stolzem Ohr und feiner Empfindung, nie jene versammleten Curien und Centurien, der Ausschuß von den Geschlechtern Roms, sondern nach der Menge zu rechnen, eine Versammlung von gesundem guten Verstande ist, so wie ihn die Natur gibt, eine mittlere Erziehung bildet, und den das gemeine

Leben beſchäftigt, ſo muß auch der innere Geiſt des Vortrags ſich nie über dieſe Sphäre erheben. Es iſt eine ſehr alte Schwierigkeit daß die Zuhörer bei keiner Verſammlung getheilter und verſchiedner an Geſchmack und Cultur ſind als die Verſammlung des Kanzelredners, und bei vielen, inſonderheit jungen Rednern, hat ſie den Schaden gethan daß ſie ihrem Vortrage die größeſte Ungleichheit gegeben; hier verliert er ſich in Wolken, dort ſchleicht er im Staube, um, wie man ſich entſchuldigt, beiderlei Denkarten zu umfaſſen. Allein, eine mittlere Höhe, die man zu treffen ſucht, iſt nicht bloß bequemer, ſondern auch wirklich die einzige und beſte; und das iſt der populäre, freundſchaftliche und vertrauliche Ton, der ſich zur feinern Sprache des gemeinen Lebens herabläßt, alle ſcharfen abſtracten Ideen lieber in fließende ſorgſamere Beſtimmungen auflöſet, alle das ſpitzige, aufgeſtutzte und concentrirte Allgemeine, das ſich ſo oft hinter einzelne, willkürliche und wiſſenſchaftliche Worte verbirgt, zu dem glatten, ungeſchmückten und entwickelnden Tone herabſtimmet der es vorausſetzt, aber nicht zeigt daß man wiſſenſchaftlich dachte, daß man für die Kanzel dachte, daß man ſelbſt einer Bücherſprache gewohnt ſey. Dieſer Ton ſtiehlt ſich ſowohl dem Gelehrten als gemeinen Mann ins Herz, denn es iſt die Sprache des geſunden Verſtandes und fühlenden Herzens; weder die Sprache der niedrigern Sinne, noch die Sprache der höhern Vernunft.

Zweitens: da der geiſtliche Redner nie mit den Ciceronen und Demoſthenen einerlei Abſicht hat, ſo können auch ihre Mittel nie einerlei ſeyn. Jene wollten das Volk eine Viertelſtunde übertäuben; es war ihnen genug dasſelbe auf eine kleine Zeit zu bezaubern, und ihren Vortrag und Forderung gleichſam zu dem Element ihrer Gedanken und ihrer Entſchlüſſe zu machen, ſo lange ſie ſprachen. Sie ſchlugen alſo an jede Saite ihrer Empfindungen die mit ihrem Zwecke eintönig war; ſie weckten den Haß, die Liebe

auf die in ihren Herzen ſchlummerten, weil ſie ihnen vortheilhaft, nicht weil ſie moraliſch gut war; ſie flößten ihnen Affecten ein, nicht weil ihre Seele in dieſem Feuer ſchöner und beſſer würde, ſondern weil dieſe, oft blinde, oft ſchädliche und immer kurze Hitze ihren Zweck beförderte. Der Redner hätte in den wenigſten Fällen die Entſchlüſſe die er wirkte gleichſam zur beſtändigen Geſinnung, zur herrſchenden Denkart machen können, theils weil die Entſchlüſſe Zeitentſchlüſſe waren, und die Affecten, die er aufregte, oft unmoraliſch ſeyn mußten. — Welch eine ganz andere Bewandtniß mit den geiſtlichen Ciceronen unſrer Zeit! Reden ſie, um eine Viertelſtunde zu bezaubern, ſo predigen ſie ſicherlich nicht die Religion, ſondern ſich ſelbſt. Regen ſie die ganze Phantaſie der Zuhörer auf, ſo bleibt ihr Verſtand um ſo viel kälter. Erfüllen ſie die ganze Atmoſphäre des Tempels mit Specereien, ſo wird der Zuhörer um ſo freier athmen wenn er in die friſche Luft kömmt. „Der Begriff der Beredſamkeit aus den Schriftſtellern des Alterthums, nach welchen man ſich auch eine geiſtliche Beredſamkeit ausgedacht, und derſelben ihren Sitz auf unſern ordentlichen Kanzeln angewieſen hat, ſcheint in ſeiner Anwendung ſo offenbar unrichtig daß ich mich über ihren Beifall und Eingang wundern muß. Der römiſche und griechiſche Redner ſuchte gar nicht ſeine Bürger auf ihre Lebenszeit zu moraliſch guten Menſchen zu machen, ſondern er wollte ſie nur für jetzo zu einem Entſchluſſe bringen, der durch erregte Gemüthsbewegungen am beſten gewirkt werden konnte. Wenn alſo auf jenen Verſammlungsplätzen nur ſo in die Seelen gedonnert ward, daß dieſelben für dasmal nichts anders ſehen und denken konnten als z. B. die Gefahr vor einem macedoniſchen Philipp oder einem Catilina, ſo hatte man alles was man geſucht, und man ließ ihre übrigen praktiſchen Grundſätze ſo wie ſie immer ſeyn mochten. Der chriſtliche Prediger hingegen hat einen ganz andern Zweck, und muß ihn haben. Es kömmt ihm darauf an daß eine

Digitized by Google

gewiſſe Denkungsart und Geſinnung bei dem Menſchen auf immer das regierende Principium ſeiner Handlungen und ſeines Lebens werde, und das iſt nicht das Werk einer bloßen Rührung. Es gehören klare und gewiſſe Erkenntniſſe dazu die in den ſtillen Stunden des Nachdenkens eine jede Prüfung aushalten. Dieſes Licht aber entſteht nicht aus der Hitze der Gemüthsbewegungen, ſondern erfordert eine kältere Ueberzeugung." Dieß ſind Worte eines Gottesgelehrten der ſelbſt ein Kanzelredner iſt. [1]

Noch ein andres Zeugniß [2] über eine Sache von der ich gern andre reden laſſe: „Die Kunſt die Affecten zu erregen, iſt bei den Gottesgelehrten ſowohl als bei den fanatiſchen und enthuſiaſtiſchen Predigern in großer Hochachtung, und man wendet vielen Fleiß darauf.

„Die zwei großen Redner in Griechenland und Rom, Demoſthenes und Cicero, beide Demagogi in einer demokratiſch eingerichteten Republik, ſind dennoch in Ausübung dieſer Kunſt ſehr von einander unterſchieden. Der erſte, welcher mit einem polirtern, gelehrtern und witzigern Volk zu thun hatte, ſetzte den größten Nachdruck ſeiner Beredſamkeit in die Stärke ſeiner Beweisgründe, und ſuchte alſo hauptſächlich den Verſtand zu überzeugen. Tullius hingegen ſahe mehr auf die Neigungen einer aufrichtigen, nicht ſo gelehrten und lebhaften Nation, und blieb deßwegen bei der pathetiſchen Beredſamkeit, welche die Affecten erreget.

„Allein das vornehmſte das man hiebei beobachten muß, iſt daß dieſe Redner in allen ihren Reden ein beſonderes Vorhaben hatten; und alles wurde gleich auf der Stelle ausgemacht, nachdem der Vortrag des Redners Beifall fand. Hier war es unumgänglich nöthig die Affecten der Zuhörer entweder zu erregen, oder zu be-

[1] S. Spaldings Werth der Gefühle. S. 195. 196.

[2] Lit. Br. Th. 1. S. 70. aus den moral. Beobacht. und Urtheilen. Zürich, 1737.

ſänftigen, inſonderheit zu Rom, wo Tullius war. Mit dieſes letzten Reden machen ſich junge Geiſtliche (ich meine die welche Autores leſen) insgemein mehr bekannt als mit des Demoſthenes ſeinen, welcher doch jenen in vielen Stücken übertraf, was inſonderheit die Redekunſt anlanget. Allein ich kann nicht ſehen wie die Kunſt die Affecten zu erregen von großem Nutzen ſeyn könne, wenn man die Chriſten unterrichtet wie ſie ihren Wandel gebührend anzuſtellen haben, wenigſtens in unſern nördlichen Climatibus, wo ich gewiß verſichert bin daß auch die größeſte Beredſamkeit von dieſer Art wenig Eindruck in unſre Gemüther haben wird, ja nicht einmal ſo viel daß die Wirkung davon ſich nur bis auf den andern Morgen erſtreckte. Ich glaube gewiß daß die Prediger welche in lauter Epiphonematibus predigen, wenn ſie ſich umſehen, einen großen Theil ihrer Zuhörer in der Unachtſamkeit, und einen großen Theil ſchlafend finden werden. Und es iſt auch kein Wunder daß ein ſolches Mittel nicht allemal anſchlägt, maßen es ſo viel Kunſt und Geſchicklichkeit erfordert wenn man es darin zu einiger Vollkommenheit bringen will als mancher nicht im Cicero findet, geſchweige aus ihm lernet."

Drittens: kaum dürften unſre Kanzelredner mit Cicero die Redtheile gleich haben ſollen; wenigſtens iſt die Sprache bei beiden ſehr verſchieden. Ich fange vom Kleinſten an. Man hört auf der Kanzel leider zu oft zuſammengeſchlungene, verkettete und mit Bindewörtern verpalliſadirte Perioden, die einige junge Redner und unwiſſende Lobredner Ciceronianiſche Perioden nennen; ſie haben aber mit Cicero nichts gemein als den äußern Leiſten, und das dazu am ganz unrechten Ort. Wenn der Römer in den aſiatiſchen Styl ſich ausbreitet, ſo iſt dieß gemeiniglich eine Ueberſchwemmung, die ſeine Sprache geſtattet, das Ohr des Volks erlaubet, und ſeine Leidenſchaft fordert. „Die Römer mußten wegen der Kürze ihrer Worte die periodiſchen Theile ketten, wenn

ſie nicht in den abgeſchnittenen Styl fallen wollten. Ohne Artikel, ohne Hülfswörter, reich an Participien, fügte ſich ihre Sprache ſo aneinander daß immer ein Satz in wenigen Worten da ſtand. Im Deutſchen aber, welcher Unterſchied! Wenn wir die Perioden nicht ſchleppen wollen, müſſen wir ſie manchmal trennen.“ [1] Wo ſchleppt ſich aber die Sprache mehr als auf den Kanzeln? — Hier, wo man das Verſtändliche des Vortrages ſo oft darein ſetzt mit einem Schwall von Worten nichts zu ſagen, den Perioden in ſeine fürchterlichen Glieder zu ordnen, um einen paniſchen Schauder einzujagen. Wie oft hört man einen Gedanken nach dieſem Zuſchnitt: „Wenn wir um uns umherſchauen — wenn wir — wenn wir — weil es — — ſo werden wir gewahr daß die Menſchen Sünder ſind;“ dieß iſt die gewöhnliche homiletiſche Schlachtordnung, die Bindewörter und Beiwörter und Hülfswörter und Synonymen und periodiſche Theile in Ueberfluß hat um den Mangel an Gedanken zu verbergen, die das Ohr übertäubet um nicht die Leere des Verſtandes zu zeigen; dieß iſt der fließende Vortrag, der vor dem Eſſen heilſamen Appetit, und nach dem Eſſen einen ſanften Schlaf machet. Aber nicht bloß bei dieſen ſeichten Homileten, ſondern ſelbſt bei glücklichen Rednern muß man es oft beklagen daß ihr Styl gleich von ſeiner zarten Jugend an ſich nach dem Latein gebildet, daß der periodiſche Ceremonienzwang, der in Schulen von lateiniſchen zu deutſchen Chrien ſteiget, noch manchmal bei den beſten Gedanken durchblickt. „Im Deutſchen iſt ja ein Styl immer ſchon periodiſch, wenn auch die Bindewörter der Lateiner nicht ſo genau dazwiſchen geſtellet, und die Abſätze ſo gekettet aneinander gehänget ſind.“ [2] So will es die deutſche Sprache, die von Hülfswörtern und weſentlichen Beſtimmungswörtern ſo wimmelt daß man die periodiſchen nicht nöthig hat.

[1] Lit. Br. Th. 13. S. 120.
[2] Ebendaſelbſt.

Und was will das Ohr der Zuhörer, wenn es ſchon die Sprache an ſich ſo fordert. „Weil bei den Römern immer ein Satz mit wenig Worten daſtand, und die Seele alſo wenige Zeichen zu faſſen hatte, ſo konnten auch die folgenden Begriffe eher angehänget werden, wenn nicht die Wichtigkeit der Betrachtung den Autor zwang lieber dem Geiſt viel Ruheplätze zu verſchaffen als das Ohr zu füllen.“ Aber bei unſern deutſchen Kanzelperioden, wie oft leidet da der Verſtand! Leute von einem Geſchäfts-, nicht aber Bücherverſtande, wie können die das ganze Gebäude eines ſolchen Perioden überſehen, wenn es auch noch ſo ſtolz errichtet wäre? Ihre Aufmerkſamkeit ermüdet durch den Zwang. Da ſie nicht mit dem Gelehrten einerlei Schärfe des Auges, und wenigſtens nicht einerlei Sehepunkt haben, ſo ſind alle die Schönheiten meiſtens für ſie verloren, ja das Ganze wird für ſie dunkel. Dieſe Wendung ſollte den Zuhörer überraſchen, und verwirrt ihn; jener Umſchweif ſoll ihm Gelegenheit geben ſelbſt einen Vorſprung zu thun, und macht ihn irre; dieſer kleine Schatten ſoll ſein Auge reizen, und macht es ſtumpf; die Gradation ſoll ihn ſtufenweiſe höher führen, und macht ihn matt; jene Inverſion ſoll dem Gedanken einen Schwung geben, und macht den Zuhörer ſchwindlich. Wie viel rhetoriſchen Wendungen des Cicero muß nicht alſo der geiſtliche Redner entſagen, um nicht ein tönend Erz zu ſeyn. — Und nun ſetze man dazu daß unſre ganze Wortfügung nicht das periodiſche Bild erlaubt, das mit jedem Wort den Gedanken weiter führt, beſſer ausmalt, und bei dem Schlußwort ein Siegel der Vollendung darauf drückt. Alle die feinen Künſte der Lateiner gehen verloren, die eine Saite nach der andern mit jedem neuen Wort treffen, und mit dem letzten das ganze Ohr und die ganze Seele füllen. Da nun die deutſche Sprache hierin nie die lateiniſche erreichen kann, warum entſagt ſie denn ihrer eignen Freiheit, um in römiſchen Feſſeln ſich periodiſch im Triumph aufführen zu laſſen?

Hat der Cicero auf der Kanzel mit dem Römer nichts ähnliches als: „viel Worte machen; einen kleinen Gedanken durch weitschweifende Redensarten aufschwellen; labyrinthische Perioden flechten, bei welchen man dreimal Athem holen muß ehe man einen ganzen Sinn fassen kann, [1] so verkennet er Cicero ganz. „Sein Styl ist alsdann der schlechte Kanzelstyl eines seichten Homileten, der nur deßwegen solche Pneumata herpredigt, damit die Zuhörer, ehe sie ans Ende derselben kommen, den Anfang schon mögen vergessen haben, und ihn deutlich hören können, ohne ihn im geringsten zu verstehen. — Wenn solche Perioden, die man, geschrieben oder gedruckt, durch alle ihre verschränkten und verschraubten Glieder und Einschiebsel kaum mit dem Auge verfolgen kann ohne schwindlicht zu werden — wenn solche Perioden uns von der bedächtlichen langsamen Aussprache eines Kanzelredners Wort vor Wort zugezählet werden: nimmermehr kann die feurigste Aufmerksamkeit, das beste Gedächtniß sie in ihrem ganzen Zusammenhange fassen, und am Ende auf einmal übersehen. [2] Und im Grunde sind dieß nichts weniger als Ciceronianische Perioden. Man suche die allerlängsten aus den Reden des Römers, man findet keinen einzigen in welchem die Symmetrie in Gedanken und Worten vernachlässigt ist. Nur diese Symmetrie macht die langen zusammengesetzten Perioden erträglich, besonders wenn sie selten eingestreuet werden." [3]

Ich schreibe diese Anmerkungen mit Vergnügen ab, weil sie wahr, nach dem Zustand unserer Ciceronianischen Schulübungen nöthig, und wenn sie auch nur einen einzigen schlechten Homileten oder Schulrhetor überzeugten, schon nützlich genug wären. Ich habe sie aber auslesen müssen, weil die Literaturbriefe an diesen Stellen manchmal selbst in den weitschweifigen homiletischen Styl, [4] unter homiletisch-

[1] Lit. Br. Th. 9. S. 92.
[2] Th. 6. S. 313.
[3] S. 317.
[4] S. 313.

ſtrenge Gründe und in homiletiſch langweilige Rechtfertigung [1] ſich zu verirren ſcheinen. Das erſte und letzte citire ich unten; zu dem mittlern rechne ich die Worte: „Welcher Prophet, welcher Apoſtel, welcher Kirchenlehrer hat je das Wort des Herrn in Ciceronianiſchen Perioden verkündigt?“ [2] Antwort: und wenn kein Apoſtel, Prophet und Kirchenlehrer es ſo verkündigt hätte, und der Ciceronianiſche Periode wäre nicht meiner Sprache, dem Licht, der Ordnung, dem Nachdruck einer Predigt entgegen; ja wenn er alles dieß beförderte — ſo iſt er immer erlaubt und nöthig, denn kein Apoſtel, Kirchenlehrer und Prophet hat das Wort des Herrn deutſch, auf Kanzeln ſiebzehnhundert Jahre nach Chriſti Geburt, in Mantel und Kragen für unſere Zuhörer geprediget. Und Paulus macht in ſeiner Sprache, nach ſeiner Denkart, zu ſeinem Zwecke doch auch bisweilen Perioden, welche mit allen ihren Parentheſen nie von uns nachgeahmt werden können. Eben ſo mag ein anderer unterſuchen: ob Cicero ſolche labyrinthiſche Perioden alsdann geflochten, wenn er die Ohren einer unwiſſenden Menge kitzeln, wenn er gerichtliche Ränke brauchen wollte u. ſ. w.“ [3] Ich weiß nicht ob Cicero ſolch ein Sophiſt geweſen, ich breche gar vom Kanzelſtyl ab, damit nicht, wenn dieß wäre, ein witziger Kopf, der gemeiniglich an der Homiletik zuerſt zum Ritter werden will, mir gar zu dieſem Stücke der Parallele ſalutire mit jenen Worten aus Ovids Verwandlungen:

Nunc quoque in alitibus facundia prisca remansit
Raucaque garrulitas, studiumque immane loquendi.

Ich frage vielmehr: haben denn die Alten — haben ſelbſt die Römer — haben ſie ſelbſt in der politiſchen Beredſamkeit ihren Cicero als ſolch ein erhabenes Muſter angeſehen, in quo ingenii

[1] S. 321. 347.
[2] S. 317.
[3] Lit. Br. Th. 3. S. 317.

humani summa vis et quasi mensura eluxit et constitit, und der das größeste Vorbild seyn müßte, sich ihm nicht bloß nachzubilden, sondern ihm nachzuahmen, ihn zum Mittelpunkt der Nachahmung in allen Arten der Gelehrsamkeit zu machen — haben sie so gedacht? Es kann seyn; aber folgende Worte stehen auch in einem Römer, die seine Meinung von der alten Beredsamkeit enthalten, und die ich gleich auf unsere Homilien deuten kann. „Cassius Severus lenkte sich zuerst von jenem gebahnten Wege der alten Rednerei ab; aber ich behaupte, nicht aus Schwäche des Genie's, nicht aus Mangel der Gelehrsamkeit, sondern mit reifer Ueberlegung und mit Verstand. Er sahe nämlich daß mit dem Geiste der Zeitalter, und mit der Veränderung des Numerus für das Ohr (diversitate aurium) auch die Form und Gattung der Beredsamkeit sich ändern müssen. Damals konnte ein Volk, das unerfahren und ungebildet war, noch eine weitläuftige Rede ausstehen, ja selbst das wurde dem Redner zum Lobe angerechnet, wenn er einen ganzen Tag mit seinem Vortrage hinbrachte. Daher konnten lange Eingänge und Vorbereitungen, eine Reihe historischer weithergeholter Umstände, der prächtige Aufzug mit vielen Eintheilungen, die Steigerung von tausend Beweisen, und was es sonst vor Regeln in den trocknen staubigen Büchern des Hermagoras und Apollodors gibt — alles konnte damals zur Ehre gereichen; und hatte der Redner noch dazu etwas von Weltweisheit genaschet, und brachte aus ihr ein Stück in seine Rede — o so wurde er zum Himmel erhoben! Und wer wird sich hierüber wundern? Dieß alles war neu und unbekannt; selbst die wenigsten Redner sahen die Vorschriften der Redekünstler und die Sätze der Weltweisen ein. Aber, mein Gott! jetzt, da alles dieß bekannt ist, da kaum jemand an der Kirchenthür stehet (der Römer sagt in cortina), der nicht die Anfangsgründe der Religion (im Lateinischen studiorum), wenn nicht verdauet, so doch gekostet hätte; ist da nicht eine neue Rednerbahn nöthig, um dem Ohr nicht verdrießlich zu werden;

insonderheit vor einer Versammlung (der Römer sagt: vor Richtern, die nicht nach Gesetz und Recht, sondern nach Gewalt und Ansehen ein Urtheil fällen), die sich nicht immer nach Gründen und Pflicht, sondern nach Bequemlichkeit und Neigung bestimmet, die sich nicht vom Redner vorschreiben läßt, sondern sie sich selbst nimmt." So urtheilten die Römer,[1] über einerlei Redegattung, vor einerlei Volk, über einerlei Materie, in einerlei Sprache, zu einerlei Zwecken; bloß die Zeit hatte sich geändert. — Und wir, in einer ganz verschiednen Art von Beredsamkeit, vor andern Zuhörern, über andere Sachen, in einer andern Sprache, zu andern Zwecken, wollen ihnen blind nachahmen? —

Jetzt höre man des vorigen Römers Urtheil von Cicero, über den er doch besser urtheilen konnte als wir: „Cicero hat ebenfalls der alten Beredsamkeit den Ausdruck seiner Zeit vorgezogen, und hat die Redner eines frühern Zeitalters in nichts so sehr übertroffen als im Urtheil. Er ist's der die Rede zuerst ausgebildet, zuerst eine Auswahl in Worten, zuerst Kunst in Zusammensetzung der Theile gezeigt, blühendere Stellen versucht, einige nachdrückliche Sprüche erfunden — insonderheit in seinen spätern Reden, die er in seinem Alter aufgesetzt, als er durch Uebung und Erfahrung es schon gelernet hatte welches die beste Art des redneriſchen Vortrages sey. — Aber seine ersten Reden haben nicht ganz die Fehler der alten Beredsamkeit vermieden; er ist in den Eingängen schläfrig, im Erzählen weitschweifig, schweift müßig aus, kömmt spät in Hitze, und selten wird diese Hitze Feuer u. s. w." Ich führe diese Stelle an, nicht als wenn wir die Fehler zu vermeiden hätten die ihm Aper Schuld gibt; die mußte man damals vermeiden, da der Verfasser dieß schrieb, und in Absicht auf uns hat sich diese jüngere Beredsamkeit unstreitig wieder sehr verändert. Ich will nur das ungeheure Vorurtheil bestürmen: Cicero ist ein Muster der Beredsamkeit, schlecht-

[1] De causs. corrupt. eloquen. dial.

hin und ohne Einschränkung; ihn nachahmen heißt Original seyn! und zehn solche hochtrabende Ausdrücke, nach denen man in unsern Schulen, wie man sich rühmt, junge Ciceronen bildet, und sie mit einem reinen gewässerten Styl zu einem lateinischen Perioden in ihrer lieben Muttersprache gewöhnet. Ernesti in seiner nützlichen Vorrede zu Cicero, und Klotz in seinem Genius seculi *de Ciceronianis* haben einige im Schwange gehende Fehler der wörtlichen Nachahmung gerüget. Wie weit der veränderte Geist der Zeiten und Situationen selbst dem Geiste der Beredsamkeit eine andere Gestalt gegeben — will ich nicht untersuchen, sondern kehre zu meinen geistlichen Ciceronen zurück. Mein folgendes Fragment betrachtet die Homiletik nicht zunftmäßig und theologisch, sondern als ein Stück der Literatur; in diesem Gesichtspunkte lese man es.[1] Es geht den vorigen Vergleichungen der Briefe nach, und zeigt daß die Homiletik eine ganz andere Beredsamkeit fordere, daß sie allemal bei Ausbildung nach der politischen der Alten leiden müßte, und an sich, ihrem wahren Begriffe nach, ihr ganz und gar nicht nachstehe.

IV.

Nachschrift.

Ich muß diese dritte Sammlung aus den Händen lassen, ohne noch zu wissen, wie ihre beiden ältern Schwestern aufgenommen sind; ich gebe ihr also einen Scheidebrief mit, den vielleicht schon die erste hätte vorzeigen sollen.

Ich würde lachen, wenn man die erste Sammlung für eine sehr unvollständige deutsche Grammatik, die zweite für eine sehr

[1] Da es hier unter lateinischen Schriftstellern exuliren würde, so bleibt's unter meinen Papieren.

ungründliche Bibelerklärung, für eine sehr mangelhafte Abbildung der griechischen Dichtkunst, und endlich diesen dritten Theil für gar keine standesmäßige Anpreisung der Römer förmlich und feierlich erklärte. Das kann ein jeder sehen daß ich bloß Stückwerke von Materialien aufzeigen wollte, sofern die Gelegenheit es erlaubte, und eine Stelle es forderte, um über sie urtheilen zu können. Sagt man also: „meine Gesichtspunkte sind wahr, aber noch nicht einleuchtend genug; sie sind nützlich, aber nicht vollständig; sie reizen, aber wir wünschen weiter zu sehen —" sagt man dieß, so lobt man mich, wie ich wünsche über Fragmente gelobt zu werden.

Aber wenn man mich aus fremden Standorten ansähe, das übginge was ich zuerst nur von weitem zeige, ob man auch darauf merke; — auf das lobend oder tadelnd fiele was ich hingeworfen; kurz, an meinem Bilde Fußzehen, Colorit und Faltenwerfung betrachtete, alsdann habe ich vergebens geschrieben, und wie schmerzhaft ist dieß für den der als Liebhaber, als Patriot schrieb über Sachen von denen er weder Titel, noch Brod, noch Lohn hat.

Ich habe hier und da freie Urtheile eingestreuet. Wie sie dastehen, scheinen sie leichtfertig (ich nehme dieß Wort in seiner ursprünglichen Bedeutung), aber wie ich sie dachte, waren sie peinlich. Wer da sagt daß ich um Beifall buhle, der hat mir nicht ins Gesicht gesehen; viele müßten sich selbst ablegen, wenn sie von meinen schlechten Fragmenten bloß unparteiisch urtheilen wollten. Wäre unser Bücherton in Deutschland republicanischer, wie manches hätte ich deutlich sagen können, wo ich jetzt, vielleicht dunkel, oder kühn in Parabeln und Anspielungen rede. Wer diese als Zwecke und Schönheiten meines Styls ansieht, der siehet mit mir nicht gleich; wer aber sagt daß ich bloß um leichtsinnig zu tadeln habe schreiben wollen, der thut mir Unrecht. Da die meisten Schriftsteller über die ich rede berühmter sind als daß ich mit meiner schwachen Brust ihr Lob würdig ausrufen könnte, wie ich

dieß mit voller Ueberzeugung hinschreibe, so konnte ich von mir selbst es nicht fordern sie im akademischen Leichentone zu loben. Man nehme von einem Armen ein kleines herzliches Wort statt gleißender Complimente an. Ich rede bloß von Schriften die das Vergnügen und die Beschäftigung meiner Einsamkeit ausmachen, die ich nicht genug lesen kann, und deren Würde nicht in Fragmenten, sondern in prächtigen Ehrenmälern glänzen muß.

Macht sich indeß ein handfester Kunstrichter fertig, mich, wenn ich bisweilen geschlummert hätte, bei einer günstigen Stunde über Bord zu werfen — armer Schlummernder!

O nimium coelo et pelago confise sereno
Nudus in ignota, Palinure, jacebis arena.

Wo wird ein Aeneas seyn, der dein Grabmal baue!

Ich werde kaum mehr als den vierten Theil liefern, weil ich corpulente Autorschaften nicht liebe. Die Materien also, vor denen diese nur Vorläufer hätten seyn sollen, werden aufgeschoben oder aufgehoben: wie das Publicum will. Ich wollte sie nennen, allein für wenige werden die Namen lockend scheinen: Philosophie und Aesthetik; die erste ist halb veraltet, die zweite hat man vielleicht noch nicht gesehen.

Sollte jemand meine dritte Sammlung der deutschen Literatur nachtheilig, und es nach ihrer gegenwärtigen Lage für nothwendiger halten anzupreisen als abzuschrecken, der will mich nicht verstehen. Will ich jemand von Kenntniß der Alten abhalten, oder ihn in ihrem Studio ermüden, der werfe mein Buch ins Feuer. [1]

[1] Der Leser welcher die Nachschrift mit der Vorrede der zweiten Ausgabe des ersten Theils vergleicht, wird bemerken daß die ersten Sätze aus der Nachschrift bereits in jene eingewebet sind. Es verdiente indessen auch die Nachschrift wegen des übrigen darin Enthaltenen aufbehalten zu werden.
Anmerk. d. Herausg.

Schriften zur römiſchen Literatur.

Digitized by Google

Vorrede des Herausgebers.

Unter den Aufsätzen zur römischen Literatur treffen wir auf den Genius unsers Herders beim Horaz. Er hat uns einige Uebersetzungen von Sermonen und Oden, und seine Belehrungen über den Horaz hinterlassen; dankbar werden zumal jüngere Leser dieses Geschenk genießen. Weise sind seine Lehren: „jede Ode, sagte er, ist ein beseeltes, sich bewegendes Gemälde; ein Ganzes mit Anfang, Mittel und Ende. Sey die Situation die es schildert eine innere oder äußere, ohne diesen Fortgang der Idee ist die Ode alles was du willst, nur kein Gesang, keine Ode. — In jeder Horazischen Ode also suche dir, mein Freund, die geistige Situation auf, die der Dichter darstellen und beleben wollte, suche in ihr den Standpunkt, seine Laufbahn, sein Ziel, dann siehe wie er seinen Lauf nahm, wie schwer oder leicht er ihn vollendet."

Doch die Stelle mit alle dem weitern kann dem aufmerksamen jungen Leser nicht entgehen. Nur mag er eben so gut dessen eingedenk bleiben was Herder so nachdrücklich an andern Stellen von der Nothwendigkeit der Sprachkenntniß einprägt; z. B. in den Bemühungen des vergangenen Jahrhunderts in der Kritik. Adraſtea IX. (V. St. 1.) S. 21. „Die sogenannte höhere Kritik ist nur die geistigere, feinere; ohne die wörtliche findet sie nicht statt; ohne den zeitmäßigen örtlichen Verstand der Worte geht sie sogar in der Irre und träumet; beide vereint sind Seele und Körper."

Woraus von sich selbst erhellt daß er sich hier mit einem männlichweisen Jüngling unterhält, der der Sprache seines Autors kundig

und mächtig ſey, der die Schale bereits durchbrochen habe um zu dem Kern zu gelangen. Alſo mit einem hierzu Vorbereiteten ſich über die poetiſche Kunſt und Anordnung der Oden, den Geiſt, die Grazie, die Geſinnungen und den Charakter des Autors zu unterhalten, den Jüngling aufmerkſam zu machen, wie er die ſchöne Lebensweisheit, Grazie und edeln Geſinnungen des Horaz ſelbſt aufſuchen, fühlen und ſich zueignen möge, iſt der Zweck und Inhalt ſeiner Briefe.

Das Angeführte ſtellt Herders Sinn in das deutlichſte Licht und entfernt alle Mißdeutung. Es verſtehet ſich von ſelbſt daß jenes Aufſuchen der Situation nicht den Anfang vom Leſen und Verſtehen machen kann, und daß daran nicht eher zu denken ſey als bis der Leſer das Einzelne, Wort, Bild, Satz, Form und Farbe richtig gefaßt und verſtanden, und ſich in den Geiſt des Dichters und ſeines Gedichtes geſetzet hat; dieſes aber iſt nicht aus einem mangelhaften, dunkeln, auf Errathen gebauten Verſtehen des Originals möglich. Sonſt faſſeſt du ein fremdes, täuſchendes Bild deiner, nicht des Dichters Phantaſie auf, legſt die erträumte Situation unter, und bringſt wieder durch ſie in das Einzelne des Inhalts einen ganz andern Sinn als in der Seele des Dichters, in ſeiner Darſtellung und Sprache lag; ein Fall der ſo häufig bei den Leſern eintritt, welche die Alten bloß aus Ueberſetzungen, ſeyen es die beſten, verſtehen und beurtheilen wollen.

Es bleibt alſo bei der alten Lehre: ehe man das Ganze überſehen will, muß man das Einzelne gefaßt und verſtanden haben. Aber das Einzelne zu faſſen gehört gründliche Sprachkunde, Kenntniß des Alterthums, des Dichters, des Zeitalters und des Ideenkreiſes in welchem der Dichter webt und lebt. Wenn ich ſie aber nicht mit hinzubringe, nicht ſelbſt beſitze, ſo muß ich die Commentatoren zu Rathe ziehen, mich von ihnen in die Schule nehmen laſſen, um von ihnen ſowohl den allgemeinen Begriff und Blick von Gegenſtand,

Inhalt, Behandlung, Gattung und ihren Geſetzen, als auch das Einzelne erſt kennen und einſehen zu lernen; muß die Begriffe nach dem wahren Sinn des Originals berichtigen, das Schöne, das Lebendige das in der Wahl des Ausdrucks, der Stellung und Verbindung, im Genius der Sprache liegt, auffaſſen. Richtig geſagt iſt es daß nicht alle Commentatoren in jeder der angeführten Hinſichten tüchtige Führer und Lehrer ſind; daß ein großer Theil nicht weiß was und wie viel zu erläutern iſt, für wen und wozu, daß wenige darüber nachgedacht haben was zu einem Interpreten eines Claſſikers gehört, und eigentlich von ihm verlangt wird; ein weites Feld für Klagen und Wünſche! Aber wahr iſt es doch auch, wir haben in unſern Zeiten eine Menge Hülfsbücher, die Mangelhaftigkeit der Commentarien zu erſetzen, wenn uns dieſe zwar mit gelehrten Sprachanmerkungen und kritiſchem Apparat reichlich verſehen, aber über das Ganze, den Gegenſtand, Plan und Ausführung, Kunſt und Behandlung uns unſerer eigenen Wahrnehmung überlaſſen. Indeſſen hat man nur Sprache und Wortverſtand richtig gefaßt, ſo iſt doch der Weg gebahnt durch eigenen Aufmerken und Nachdenken zu dem Uebrigen fortzuſchreiten und das Mangelnde zu erſetzen. Will man aber von äſthetiſcher Schönheit ſprechen ehe man den Dichter grammatiſch verſteht, ſo kann man manche angenehme, aber keine richtigen Gefühle haben, auch nicht leicht dazu je gelangen.

Durch das Geſagte, welches aus den Herder'ſchen Aeußerungen zuſammengeſtellt iſt, werden auch manche Urtheile über Ausleger und Commentatoren in die gehörigen Schranken zurückgewieſen. Durch eine Reihe dieſer dienſtfertigen Gelehrten, die ſeit dem erneuerten Studium der Alten mehrere Zeitalter durch auf einander gefolgt ſind, ward alles das Einzelne nach und nach herbeigeführt, weiterhin zuſammengeſtellt, geordnet, verbeſſert, berichtiget, immer zu größerer Vollſtändigkeit und Vollkommenheit gebracht, was zu jenem richtigern Verſtehen des Ganzen im Geiſte des Dichters nöthig war; und noch

ſind ſie die Lehrer welche die kleinen Lücken unſerer Kenntniſſe ausfüllen müſſen. Der Gelehrte der einen Theil ſeines Lebens einem Schriftſteller geweihet hat, muß vieles aufgefunden, bemerkt, verglichen, verdeutlichet haben was dem der ihn nur einmal oder nur wenigemale las, unbemerkt geblieben ſeyn kann; Fehler begehet man nur darin wenn man mit trägem Hingeben bei dem Commentar ſtehen bleibt, eigenes Denken aufopfert oder unterläßt, oder wenn man als Commentator glaubt durch bloße Kritik oder durch Spracherläuterung allein, oder durch zuſammengetragene Parallelſtellen alles geleiſtet zu haben, oder wenn man alles für alle leiſten will; wenn man ſich einbildet, die Alten ſeyen nur dazu auf uns gekommen daß wir Noten dazu machen und Verbeſſerungsconjecturen erſinnen ſollen. Ohne gelehrte Sprachkenntniß und Kritik können wir freilich zu keinem richtigen und völligen Verſtehen der Claſſiker gelangen; aber richtig Verſtehen bahnt nur erſt den Weg aus ihnen zu lernen, ſie zu nutzen und das daraus Begriffene zu beſtimmten Zwecken anzuwenden; alles Vorhergehende war nur Mittel zum Zweck. Und nunmehr kann auch nichts verdammliches darin ſeyn, wenn ein Commentator über das Einzelne oder Ganze hiſtoriſche, literäriſche Forſchungen anſtellt — woher nahm der Dichter den Stoff des Ganzen oder des Einzelnen — wenn man Anmerkungen beibringt welche Licht oder Vergnügen verbreiten und vergrößern. Wenn der Ausdruck und das Colorit des Gedankens lehrt daß Horaz einen Griechen vor Augen gehabt hat, ſollte man die Stelle, das Fragment, nicht aufſuchen, nicht vergleichen? den feinen Gebrauch, die glückliche Wendung nicht zeigen? Nur iſt eine gute äußerliche Einrichtung nöthig daß alles von einander geſondert, aber nicht unter dem Text unter einander geworfen wird.

Alles dieſes ſetzte unſer Herder voraus wenn er die oben angeführte Lehre vom Aufſuchen der geiſtigen Situation gab. Vortrefflich geſagt iſt: „wer ein Gemälde anſieht ohne zu fragen was

ſtellt es vor? woher ging der Künſtler aus? wohin wollt' er? wie ordnete und band er Geſtalten, Lichter, Farbe?" — Doch wozu das übrige weiter hier abſchreiben was der Leſer im Wilhelm Baxter beſſer ſelbſt finden kann?

Die Ueberſetzungen des Horaz ſelbſt, einige Oden, Sermonen und Sendſchreiben bedürfen meiner Stimme nicht. Ich führe alſo nur ſo viel an als hierher gehört. Der ſel. Herder hatte Ueberſetzungen von mehrern [1] Oden von Horaz, aber nur gleichſam im erſten Guß, aufs Papier gebracht, meiſt in den Jahren des achten und Anfang des neunten Decenniums des vorigen Jahrhunderts; wenige fanden ſich rein geſchrieben: nur Archytas, der Genuß des Lebens, an Tibull, an Pyrrha, die Verſöhnung.

Ein bewährter alter Freund des Verewigten, der ſich als glücklicher Ueberſetzer aus lateiniſchen Dichtern ſchon ſelbſt beurkundet hat, übernahm es eine Auswahl aus den vorhandenen Papieren zu machen. Im Wandsbecker Boten waren in den Jahrgängen 1773, 1774, 1775 acht Oden eingerückt, aus welchen nur zwei, die an Kalliope und die auf Druſus, beibehalten ſind. Dieſe mit den übrigen nun zuerſt gedruckten zeigen wie Herder den Geiſt von Horaz aufgefaßt hat, und welchen Gang er im Ueberſetzen nehmen wollte; die kleinern Oden athmen vorzüglich eine leichte Grazie. Hätte er ſpäterhin, wie er willens war, ſich der weitern Ausführung ſeines Vorhabens widmen können, ſo ſieht man wohl zu welcher Vollkommenheit eine ſolche Ueberſetzung Horaziſcher Oden gelanget ſeyn würde.

In dem vorhin gedachten Zeitraum hatte Herder auch die ſechs Satiren von Perſius überſetzt; er gab in der Adraſtea (IV. Stück 1801) die erſte Satire mit Anmerkungen und mit ſeiner letzten Correctur, und verſprach die übrigen fünf mit dem Ehren-

[1] Von 67. **

gedächtniß von Perſius nachzuliefern. Unter ſeinen Papieren hat ſich aber nichts weiter als die dritte und vierte Satire vorgefunden; dieſe fand man der Vollendung ſo nah daß ſie den Druck verdienten, und den Verluſt der drei noch fehlenden deſto mehr bedauern ließen.

Die Erweckung des Studiums der alten Kunſt fiel in die Zeit der Blüthe des Herder'ſchen Geiſtes; kein Wunder daß die Winckelmann'ſche Begeiſterung auch ihn faßte. Noch mehr lockte ihn Leſſings kritiſcher Sinn in dieſes Feld. Doch blieben die entworfenen Aufſätze dieſer Art als Früchte zum Reifen in ſeinem Pult verſchloſſen. Die frühere Blüthe ſieht man in ſeiner Beſtreitung Klotzens lallender Sermonen über antiquariſche Gegenſtände. Im Jahre 1786 erſchienen die beiden Schriften welche hier abgedruckt ſind, Nemeſis, und, wie die Alten den Tod gebildet, in den zerſtreuten Blättern. Beide tragen den Charakter der Zeit in dem Aufſuchen und Zuſammenſtellen von verwandten Vorſtellungen die auf alten Kunſtwerken vorkamen. Es war in der Ordnung der Dinge daß wir Deutſchen erſt genauere und umfaſſendere Kenntniſſe von den Antiken die auf unſere Zeit gekommen und wirklich vorhanden ſind, uns zu verſchaffen ſuchen mußten. Ehe ließ ſich von nichts ſprechen. Mochten manche Verſuche dieſer Art Compilation ſeyn, ſie erhielten gleichwohl einen andern Charakter als die geiſtloſen Zuſammenhäufungen ähnlicher Art bei den Italienern, in ewiger Wiederholung der trivialen Mythologien und Antiquitäten gehabt hatten. Der Deutſche lernte bald nach Kunſtideen ordnen; ſo erzeugte ſich nach und nach der Begriff von einer Mythologie der Kunſt, und ſo ging man immer weiter zu tieferen Betrachtungen über Kunſt und Geſchmack fort.

Alles dieſes war Wohlthat für uns ſpäter Lebende, und natürliches Fortſchreiten der Zeit, gutthätige Wirkung zuſammentreffender Umſtände; eines folgte auf das andere. Vergeblich brüſten wir uns nun mit unſern reifern Einſichten; wir hätten ſie nicht, wenn nicht

andere die uns den Weg frei gemacht haben vorausgegangen wären; dieſe dankten wiederum ihrerſeits die erſte Erweckung ſchlafender Kräfte dem erſten Stoß, der eine Folge anderer gefällig zuſammentreffender Umſtände war; derjenige der über das was er durchlebt hat nachdenkt, wird ſich leicht hievon überzeugen können. Doch dieß gehört nicht hieher.

Unter den mythologiſchen Gegenſtänden der Kunſt locken die ſinnreichen ſittlichen allegoriſchen Vorſtellungen der Alten jeden gebildeten Geiſt vorzüglich an ſich. Herders feines Gefühl und lebendige Einbildung faßte eine der ſchönſten Ideen, die Nemeſis, eine Idee die bis in ſeine ſpäteſte Schrift, die Adraſtea, in ihm fortlebte. Er hat ſorgfältig geſammelt was er davon auffand; manches haben andere nach ihm geſammelt, gedeutet, beſtritten und anders gedeutet. Der vielfache Gebrauch, die vielfach abgeänderte Deutung, der Abſprung und die Verſchiedenheit in Beiwörtern und Attributen machten ihm Mühe. Alle ſeine Deutungen zeugen von einer witzigſinnreichen Combination des Verſchiedenen, und geben überhaupt einen tiefen Blick in die Sache ſelbſt. Die Allegorie iſt eine ſehr eingeſchränkte Sprache und Schrift, und kann nur eine kleine Anzahl von Ideen, und dieſe ſelten beſtimmt genug ausdrücken; denn ſie muß ein Bild auffinden welches eine leicht wahrzunehmende Aehnlichkeit mit der Idee hat. Dieſer Fälle aber ſind wenige; meiſtens iſt die Aehnlichkeit zufällig, nur von einer einzelnen Eigenſchaft des Gegenſtandes entlehnt, der dem Redenden oder Bildenden lebhaft gegenwärtig ſeyn kann, aber nicht ebenſowohl dem andern, dem das Bild vorgehalten wird. Gemeiniglich muß die rechte Seite, von welcher die Deutung zu nehmen iſt, erſt durch den der ſie erfand angegeben ſeyn; ſo entſteht eine Art von Sprachgebrauch; ſo kennen wir den Sinn des Lorberkranzes, des Epheu's u. ſ. w.

Nur bleibt die Allegorie ſich nicht immer im Gebrauch treu; der ſpielende Witz überträgt ſie auf verwandte Begriffe oder miſcht

doch dieſe bei. In der Nemeſis ging das Spiel im Alterthum ſelbſt von einer zur andern Anwendung fort; der Begriff verfeinerte ſich immer mehr; ſo fehlt endlich die Leiter auf welcher wir von einer Sproſſe zur andern ſteigen könnten. Allem Anſehen nach lag der noch nicht gereinigte grobe Begriff vom Neid der Gottheit gegen Sterbliche, denen ein gar zu großes Glück zu Theil geworden iſt, zum Grunde, inſonderheit in Beziehung auf den Mißbrauch des Glücks den die Götter den Glücklichen machen ſahen; nun bildete ſich der Begriff von der Nemeſis, im Gegenſatz der Hybris, des Uebermuths, der Inſolenz, durch die ſich der Sterbliche auf dem Gipfel des Glücks ganz natürlicherweiſe ſeinen Fall ſelbſt vorbereitet. Von dieſem Begriffe aber zu wie viel andern feinern ſchritt der Grieche fort! und mit ihm die Kunſt, die nun durch beigefügte Attribute ſprechen mußte. Aber dieſe ſind wieder allegoriſch, und nicht alle ſo beſtimmt daß die Deutung ſich nicht auf verſchiedene Weiſe machen ließ.

Sollen wir uns nun über die Verſchiedenheit der Verſuche zur Erklärung der Nemeſis wundern? mit andern zürnen, wenn ſie eine andere machen, die von der unſrigen abgeht? oder ihn herabwürdigen, wenn er nicht unbedingt die unſrige als die einzig gültige anerkennen will? Sey die meinige auch von der Art daß ſie beſtritten werden kann, ſo gut wie ſo viele zuverſichtliche Emendationen manches Kritikers in einem Claſſiker, iſt es ein ſo großes Uebel, wenn ein unſchuldiges Phantaſiegeſchöpfchen mit unterläuft? iſt es nicht erbärmlich, wenn der neue Herkules ihm mit der Keule nachläuft, gleich als wäre es der Erymanthiſche Eber? Herders Geiſt faßte die Idee von der Nemeſis, als Göttin des Maßes und Einhalts: Nicht zu viel! ſo rein moraliſch, ſo herzerhebend, und für den innern Sinn einwirkend, auf, daß ſie zugleich eine Beruhigung über tauſend ſich durchkreuzende Vorfälle des Lebens geben konnte.

Gleiche Bewandtniß hat es mit dem ſymboliſchen Fackel-

träger, der den Tod vorgeſtellt haben ſoll. Ueberall freilich nicht; und die einzige Vorſtellung des Todes war der Knabe auch nicht; es gab noch viele andere Dichter- und Kunſtvorſtellungen des Todes, und wenn der Knabe mit der Fackel den Tod bezeichnete, ſo war es nicht der Tod an und für ſich, ſondern der Schlaf, welcher als ein Symbol des Todes angenommen war; eine ſehr feine Bemerkung einer doppelten Allegorie, welche Herder wahrnahm. Trefflich hat er dieß ausgeführt, und gegen Leſſings: Wie die Alten den Tod gebildet haben, erwieſen. Ob Leſſing, wenn er noch den Druck der Schrift erlebt hätte, ſich für überwieſen würde gehalten haben, iſt eine andere Frage; ſich von ſeiner einmal gefaßten Meinung abbringen zu laſſen war ſeine Sache nicht; es würde ihm noch manche ſophiſtiſche Ausflucht zu Gebote geſtanden haben.

Allegorie in einer Schrift muß aus dem Zuſammenhang, Allegorie in einem Bilde aus dem Gegenſtande auf den ſie ſich bezieht, beſtimmt und erklärt werden. An Sarkophagen, hätte man glauben ſollen, ließe ſich mit aller Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß ſich das an denſelben angebrachte Bildwerk auf den Tod oder den Todten beziehen müßte. Und doch iſt nichts unſicherer. Offenbar iſt das vom Künſtler vorgeſtellte ſo mannichfaltig, daß ſelbſt ein Myſtiker oder antiquariſcher Rudbeck nicht alles auf Tod und Sterben deuten kann. Es beſtätiget ſich dadurch die Vermuthung daß oft eine Kiſte im Hausgeräthe zum Sarkophag genommen, oder bei dem Künſtler vorausbeſtellt, und dieſem überlaſſen war jede Künſtlerphantaſie darzuſtellen die ihm vorkam; eben wie es der Fall mit den gemalten Vaſen geweſen ſeyn muß, die zu Aſchengefäßen oder Urnen gedient haben. Auch dieſe Bemerkung hat Herder an einem andern Orte beigebracht. (Zerſtreute Blätter, 2te Samml., 2te verbeſſerte Ausgabe. 1796. S. 359. 360.)

Auf der andern Seite läßt ſich doch aber auch nicht alle Deutung des Bildwerks der Sarkophagen auf den Verſtorbenen, auf den

Uebergang in die Unterwelt und die Fabel des Orkus und Elyſiums abläugnen. Die ſchönſten Deutungen dieſer Art hat Herder ausgefunden. Wohl gibt es auch keinen denkbaren Gegenſtand, auf den ſich ſo vieles deuten ließ als Tod und Unterwelt; und keine lieblichern Bilder laſſen ſich ausdenken, als die vom Schlaf, als Symbol des Todes, entlehnt ſind.

In der früher geſchriebenen Plaſtik iſt der aufſtrebende jugendliche Philoſoph ſichtbar, dem die fruchtbare Phantaſie ſehr gute Dienſte leiſtet, indem er ein erſtes Princip ſucht, aus dem er alles abzuleiten verhofft. Allerdings erhält die Bildnerei ihre Formen durch den Sinn des Fühlens und Taſtens, hingegen die Malerei vom Sinne des Geſichts. Aber muß ſie nicht ihre Formen und Umriſſe durch jene erſt berichtigen? Göttingen 1807.

Heyne.

I.

Oden von Horaz.

An Melpomene.

B. IV. Ode 3.

Wen du, Göttin Melpomene,
Einmal bei der Geburt wonniglich angeblickt,
Den wird nimmer der isthmische
Faustkampf machen berühmt, noch ein beflügelt Roß
Führt ihn auf dem achäischen
Siegeswagen zum Ziel; ihn wird der Schlachten Ruhm
Nicht, mit delischem Laub geschmückt,
Weil er schwellendes Drohn stolzer Monarchen brach,
Siegreich zeigen dem Capitol.
Aber, Quellen, die ihr Tiburs Gefilde tränkt,
Dichter Haine durchschlungnes Haar,
Macht ihn edelberühmt durch ein äolisch Lied.
Enkelsöhne des hohen Roms,
Das die Städte beherrscht, nehmen mich willig auf
In ihr liebliches Dichterchor;
Und schon naget an mir minder des Neides Zahn.
O du, die du der goldenen
Lyra süßes Geräusch bändigest, Muse! die
Stummen Fischen, gefiel es ihr,
Süßen Schwanengesang mächtig verleihen kann:

Ganz iſt dieſes nur dein Geſchenk,
Daß der Finger des Volks mich im Vorübergehn
Roma's lyriſchen Sänger zeigt;
Daß der Römer mich liebt (wenn er mich liebt) iſt dein!

Archytas.

B. I. Ode 28.

Dich, der die Erd' einſt maß, und zählte den zahlloſen Meerſand,
Dich hält jetzo zurück, Archytas,
Nah am matiniſchen Ufer, ein Häufchen Staub, eine kleine
Gabe. Da frommete dir vorm Tode
Nicht, daß in himmliſchen Häuſern, daß ſich dein Geiſt um den Weltpol
Rings im Laufe bewegt: du ſtarbeſt.

Archytas:

Starb denn Pelops Vater nicht auch, der der Götter Genoß war?
Nicht Tithonus, entführt in Lüften?
Minos nicht, den Zeus zu ſeinen Geheimniſſen zuließ?
Auch Pythagoras iſt im Orkus,
Ob er es gleich mit dem Schilde bewährete, daß er vor Troja
Schon geweſen, und ob er dem ſchwarzen
Tode wohl nichts als Sehnen und Haut zurückließ. Der war,
Deiner Meinung doch auch, kein ſchlechter
Kenner der Wahrheit und der Natur! Es wartet auf alle
Eine Nacht, und die Bahn des Todes
Tritt ein jeder einmal. Den würget die Furie, Mavors
Zum Ergötzen; den ſchlucket das Meer ein;
Leichen der Jünglinge thürmen mit Alten ſich über einander;
Kein Haupt ſchonet die ſchneidende Parze.
Alſo riß denn auch mich Orions Gefährte, der Südwind,
Schnell hinab in illyriſchen Abgrund.

Aber, o Schiffer! verſäume du nicht dem unbegrabnen
Haupt und meinen Gebeinen ein wenig
Fliegenden Staubes zu ſchenken. So werden, was dir der Eurus
Auf Heſperiens Fluthen bräute,
Dort die Wälder Venuſiums büßen; und du entrinnſt ihm.
Reicher Segen wird allenthalben
Dir vom gütigen Zeus, von Neptun, dem Schützer Tarentums,
Niederſtrömen.
Vergiſſeſt du aber
Was dem Todten gebührt, ſo häufſt unſchuldigen Enkeln
Schuld du; ja es erwartet dich annoch
Recht und die ſtrenge Wiedervergeltung. Flüche verfolgen
Dich ſodann, und kein Opfer entſühnt dich. —
Eileſt du gleich, o Schiffer! du darfſt nicht lange verweilen;
Schenke mir dreimal den Staub, und ſegle.

An Kalliope.

B. III. Ode 4.

Vom Himmel ſteige, Göttin Kalliope!
Stimm' auf der Flöt' ein längeres Lied mir an;
Doch willſt du auch, mit heller Stimme,
Oder auf Saiten und Phöbus Cither.

Vernehmt ihr's? oder täuſcht mich ein ſüßer Wahn?
Mich däucht, ich höre ſchon die Unſterbliche,
Und irre durch geweihte Haine,
Unter der kühlenden Bäche Rauſchen.

Einſt deckte mich auf hohem apuliſchen
Gebirge, meiner Mutter Apulia
Gränzſcheide, Spiel und Schlaf ermattet,
Deckten, den Knaben, mit jungem Laube

Die Dichtertauben. Allen ein Wunder das,
Die auf dem hohen Neſt Acherontia,
In Wäldern Bantiens, und jenen
Fetten Ferentiſchen Fluren wohnen:

Daß ich der ſchwarzen Natter, dem grauſen Bär,
Unanzutaſten ſchlummerte; überdeckt
Mit Lorbeer und mit Myrthenzweigen,
Ich, durch die Götter beherztes Kind, ich.

Der Eure, Muſen! Auf der Sabiner Höh'
Noch Euer, Muſen! möge das kühlende
Präneſte mich, das ſchroffe Tibur,
Oder die Bajiſchen Nymphen halten.

Geweihet euren Quellen und Chören, hat
Mich nicht Philippi's rückwärtsgeworfne Schlacht,
Nicht jener Unglücksbaum vertilget,
Oder die Fluthen Sikuler Meere.

Begleitet ihr, ihr holden! den Euren nur,
Will, ohne Graun, den raſenden Bosporus
Durchſchiffen ich, und will, ein Wanderer,
Irren durch brennende Sandeswüſten;

Will ſelbſt die Britten, welchen der Fremdling bebt,
Und will von Roßblut trunkne Konkanier,
Will unverletzt der Scythen Strom ich,
Köchergeſchmückte Gelonen ſuchen.

Den hohen Cäſar, wenn die ermatteten
Cohorten er nun ruhig in Städte barg,
Erquickt ihr, müde von den Schlachten,
Muſen, in euren geweihten Grotten.

Ihr, ſanften Rath verleihende, freuet euch
Des ſanftverliehnen Rathes. Wir wiſſen all,
Wie einſt die ſtürmenden Titanen
Unter dem ſchmetternden Blitze fielen,

Des Gottes, der die ruhende Erde, der
Des Meeres Stürm', und Länder und Hölle ſelbſt,
Beherrſcht, und Sterbliche und Götter
Lenket am Zügel der Allregierung.

Nicht kleine Schrecken brachte den Himmliſchen,
Auf ihre Arme trotzend, die Rieſenbrut;
Giganten jauchzeten den ſchwarzen
Pelion auf den Olymp zu thürmen.

Was aber mag Typhöus und Mimas Wuth,
Und was tollkühn der Droher Porphyrion,
Und Rhötus, und mit ausgeriſſ'nen
Eichen Enceladus, Himmelsſtürmer,

Entgegen Pallas tönender Aegis? Hier
Zur Seite ſtand mit freſſender Flammen Wuth
Vulcanus, da die hohe Juno;
Hier, mit dem nimmer geſenkten Bogen,

Der, dem mit reinem Thaue Caſtalia's
Geweihter Quell die fliegenden Locken wäſcht,
In Lyciens Gebüſchen herrlich,
Delius und Patareus Apollo.

Macht, ohne Klugheit, ſtürzt unter eigner Laſt;
Der rathgenährten mäßigen Macht verleihn
Die Götter Größe; denn ſie haſſen
Kräfte, die Frevel im Sinne ſchmieden.

Deß, was ich ſage, zeuget der wüthende
Gigante, der mit hundert der Armen fiel;
Deß zeugt der Frevler, von der keuſchen
Göttin durch Pfeile geſtürzt, Orion.

Es klaget Tellus ihre Geborenen
(Die Ungeheuer, tief zu der Höll' hinab
Geſchleudert!) ſchwer auf ihnen laſtend:
Wirbelnde Flammen verzehrten noch nicht

Den Aetna; immer hackt noch an Tityus
Unkeuſcher Bruſt der wachende Züchtiger
Des Böſewichts; dreihundert Ketten
Zähmen Pirithous Frevellüſte.

Auf Druſus.

B. IV. Ode 4.

Wie wenn den Adler, Träger des Blitzes Zeus
(Ihm gab der Götter König die rege Schaar
Der Vögel unter, treu erfunden
Als er den glänzenden Jüngling raubte),

Den Jugend einſt und erbliche Vaterkraft,
Noch unbekannt Gefahren, dem Neſt entdrängt;
Und, da die Winterſtürme ſchweigen,
Nun den Erbebten der Hauch des Frühlings

Den neuen Schwung lehrt: ſiehe, da fährt er ab
In Wollenheerden, mächtiger Feind! Er ſtürzt
Auf Drachen dort, die gegenſtreiten;
Raubes und muthiger Kämpfe gierig;

Und wenn das Reh, auf fröhlichen Auen ſanft
Hinweidend, jetzt, den neulich Entwöhneten
Der Mutter Bruſt, den jungen Löwen,
Sieht, wie er kommt, und den ſcharfen Zahn wetzt;

So hinter Alpen ſahen Vindeliker
Und Rhäten Druſus kämpfen; es fühleten
Die von Uralters her die ſtarren
Fäuſte mit Waffen der Amazonen,

Der Streitaxt, wappnen (wannen her, weiß ich nicht,
Und wer weiß alles?); fühleten weit und breit,
Sie all' einſt ſieggewohnte Schaaren,
Jetzo von Jünglingsmuth gebändigt,

Was ächte Klugheit, ſicher von Jugend auf
Ernährter Muth vermochte: ſie fühleten
Auguſtus Vatergeiſt in ſeinen
Kühnen Neronen, und unterlagen.

Der tapfre Vater zeuget ein tapfres Volk,
Der Edle edle Söhne, ſo ſtrebt im Roß
Des Vaters Kraft empor; ſo zeugt kein
Reißender Adler ſich blöde Tauben.

Nur Zucht und Lehre nähren des muthigen Stamms
Naturkraft, Uebung ſtählet des Helden Bruſt;
Laſſ' Mannesſitten ſinken, alles
Edelerzeugte verdirbt in Schande.

Viel dankſt du, Rom, den Helden-Neronen! das
Zeugt Strom Metaurus, zeuget ſchon Asdrubal
Geſchlagen, zeugt der ſchöne Tag, einſt
Latiens Dunkel in Licht umwandelnd.

Der Erſte war er, lachend uns Sieg und Heil;
Als ſchon der Feind durch alles Italien,
  Wie Flammen unter Spreu, wie Eurus
    Durch die ſiciliſchen Fluthen brauste;

Er kam, der Tag, und fürder in Glück und Kampf
Erwuchs Roms Heldenjugend! die Tempel all,
  Durch Punier verödet, ſahen
    Bilder der Götter emporgerichtet;

Bis jener tück'ſche Hannibal ſo begann:
„Wir, ſcheue Rehe, freſſender Wölfe Raub,
  „Wir ſuchen die, vor die zu bergen
    „Und zu entfliehen ſchon reicher Sieg iſt.

„Dieß Volk, ſchon tapfer Ilions Brand entflohn,
„Umhergeworfen tuſciſcher Fluthen Raub,
  „Bis Götter es und Söhn' und alte
    „Väter Auſoniens Städten einbarg;

„Wie dort im ſchwarzen Laube des Algidus
„Von ſchweren Beilen äſteverwundet ſteht
  „Der Eichbaum, ſtets durch Streich' und hartes
    „Eiſen zu höherer Kraft aufſtrebend;

„Nicht kühner wuchs dem ſiegverzweifelnden
„Alcides unter Streichen die Hyder neu;
  „Nicht größres Ungeheuer nährten
    „Kolchis und Theben, Echions Pflanzſtadt.

„Verſenk's in Meergrund, herrlicher ſteigt's empor;
„Beſieg's im Kampfe, ſelber beſieget fällt
  „Der Ueberwinder ihm; es bietet
    „Schlachten, die Weiber und Enkel ſingen.

„Nicht werd' ich ſtolze Boten, Carthago, dir
„Hinfürder ſenden! Hoffen iſt hin! iſt hin!
All unſers Namens Glück und Ehre
„Lieget mit Asdrubal hingeſunken.

„Nichts iſt was jetzt die kühnen Neronen nicht
„Durch ihre Hand vermögen; da Zeus ſie ſelbſt
„Im Unfall birgt, und kriegesſchlaue
„Sorge durch alle Gefahr hin ſichert."

An Pollio.

B. II. Ode 1.

Den Bürgerkrieg vom Conſul Metellus her,
Und deſſen Urſach, Weiſe, Vergehungen,
Des Glückes Spiel, die Wechſelloose,
Und die verderblichen Herrſcherbunde,

Erzählſt du; Waffen, triefend von Römerblut,
Noch ungeſühntem Blut, ein gefahrvoll Werk!
Du wandelſt auf lebend'gem Feuer,
Das eine trügliche Aſche decket.

Ein wenig nur entziehe die Muſe ſich
Der tragiſch-ernſten Bühne; ſobald du nun
Der Staatskunſt hohes Werk vollendet,
Kehre zurück zum Cothurne Cecrops;

Du, ſichre Schutzwehr traurig Beklageter,
Im Rath der Väter treuer Belehrer, du!
Dem aus Dalmatiens Triumphe
Ewige Ehren der Lorbeer ſproßte.

Schon ſchallt der Hörner drohender Klang; es tönt
Die Kriegsdrommete; glänzender Waffen Blitz
Erſchreckt das flüchtige Roß, erſchrecket
Hoch auf den Roſſen den Blick des Kriegers.

Die großen Feldherrn, dünket mich, hör' ich ſchon;
Bedecket nicht mit einem unedlen Staub;
Und alle Welt iſt unterworfen,
Außer dem trotzigen Muth des Cato.

Die Göttin Juno, jeder befreundte Gott
Der Afrer, wich vom racheberaubten Land
Im Zorn, und ſchlachtete der Sieger
Enkel zum Opfer Jugurtha's Manen.

Vom Blut der Römer, welches Gefilde blieb
Noch ungedüngt? Grabmäler bezeugen die
Heilloſen Schlachten; ferne Meder
Hören Heſperiens Sturz im Nachhall.

Und welcher Meerſchlund, welcher der Ströme kennt
Den Trauerkrieg nicht? Welches der Meere hat
Nicht Blut der Daunier entfärbet?
Sah nicht die Küſten erfüllt mit Leichen? —

Zu kühn doch, Muſe, ſagſt du vom Scherz dich los,
Und weckſt der Ceres klagende Nänien!
Erſinne mit mir in Dionens
Grotte nur leichtere Melodien.

An das römiſche Volk.

B. V. Ode 7.

Wohin, wohin ihr Frevler? Warum zückt ihr ſchon
Das kaum verſteckte Schwert ſo raſch?
Floß über Land und Meer zu wenig Römerblut?
Nicht um des eiferſüchtigen
Carthago ſtolze Burg in Aſch' und Staub gelegt,
Und den noch ungebändigten
Britannier in Feſſeln durch die Straßen Roms
Zum Kerker hingeführt zu ſehn;
Nein! nach der Parther Wunſch, die mütterliche Stadt
Durch eignen Arm verheert zu ſehn!
Dieß war der Wölfe Sitte nie, der Löwen nie,
Die fremder Art nur ſchrecklich ſind.
Iſt's blinde Wuth? iſt's höhere Gewalt? iſt's Schuld
Was euch dahinreißt? ſaget an!
Sie ſchweigen. Todtenbläſſe deckt ihr Angeſicht,
Und das betroffne Herz erſtarrt.
Ja, ja, ſo iſt's. Ein ſchweres Schickſal liegt auf Rom,
Des Brudermordes Miſſethat;
Als dieſer Boden Remus unſchuldvolles Blut,
Ein Fluch dem Enkel, in ſich trank.

Auf den Sieg bei Actium.

Bd. I. Ode 37.

Jetzt trinkt, ihr Brüder, ſtampfet mit freiem Fuß
Anjetzt den Boden! mit Saliariſchen
Feſtmahlen jede Göttertafel
Köſtlich zu ſchmücken, gebeut die Zeit uns.

Einſt war es Frevel, Cäcuber aus dem Faß
Des Urahns holen, während die Königin
Dem Capitol wahnſinn'gen Umſturz,
Und dem gewaltigen Reich ſein Grabmal,

Mit ihrer Heerde ſchändlich Entmanneter,
Zudachte: jeden Wahn ſie zu faſſen ſtolz,
Vom ſüßen Glück berauſcht; die Wuth doch
Wich ihr allmählich, da kaum den Flammen

Ein einzig Schiff entrann, und den Schwindel ihr
Von Mareot'ſchen Weinen in wahre Furcht
Verwandelte; der, als ſie unſern
Küſten entflog, mit den Rudern nacheilt',

Auguſtus Cäſar (ſo wie der Habicht treibt
Auf zarte Tauben; wie auf Hämoniſchen
Beſchneiten Feldern folgt der ſchnelle
Jäger dem Haſen): daß er den Feſſeln

Das Ungeheuer gäbe; ſie aber wählt
Den Tod ſich edler; ſcheuete weibiſch nicht
Das Schwert, und mit der ſchnellen Flotte
Suchte ſie keine verborgnen Küſten.

Kühn, anzuſchaun die liegende Königsburg
Mit heiterm Antlitz, faßte ſie tapfer an
Die gift'ge Natter, die die Bruſt ihr
Beißend mit tödtlichem Gift erfüllte.

Bei feſtbeſchloſſ'nem Tode noch trotziger;
Dem drohnden Römer, wahrlich, mißgönnte ſie's
Stolz hinzuführen im Triumphe
Eine, die nicht ein gemeines Weib war.

Der Genuß des Lebens.

B. II. Ode 3.

Bei hartem Schickſal ſuche dir gleichen Muth,
Im Glück den mäßigfrohen, von Uebermuth
Entfernten Sinn, feſt zu erhalten,
Dellius, ach! denn du mußt doch ſterben;

Ob immer du dein Leben vertrauerteſt,
Ob du am Feſttag fröhlicher hingeſtreckt
Auf ſtille Raſen dich beſeligſt
Mit dem Falerner von edler Herkunft.

Wo mit der Silberpappel die Pinie
Die hohen Zweige gattet zum Schattendach
Gaſtwirthlich, durch gekrümmte Ufer
Zitternd die Nymphe zu fliehen weilet;

Dorthin laß Salben bringen, und Wein, und ach!
Der allzuſchnell hinblühenden Roſe Schmuck,
So lang es Glück und Zeit vergönnen,
Und das Gewebe der Schickſalsſchweſtern!

Bald mußt du laſſen jeden erkauften Wald;
Dein Haus, die Villa, welche der Tiber netzt,
Verlaſſen wirſt du's, und der Haufen
Goldes erfreuet ſich dann der Erbe.

Sey reich, entſproſſen Inachus altem Stamm;
Sey darbend, und vom niederen Pöbel nur
Nackt an der Sonne liegend, immer
Wirſt du des grauſamen Orkus Opfer;

Wohin wir alle müſſen: die Urne wird
Gerüttelt jedem; früher oder ſpäter fällt
Heraus aus ihr das Loos, und ſetzt uns
Hin auf die Fähre zu ew'ger Bannung.

An Tibull.

B. I. Ode 33.

Traure nicht, o Tibull, immer nur eingedenk
Daß dich Glycera nicht liebe; du denkſt zu viel
Der Treuloſen, und weinſt flehende Klagen daß
Sie ſtatt deiner den Jüngern liebt.

Auch Lykoris, du weißt's, ſie mit der kleinen Stirn,
Sie, die niedliche, grämt über den Cyrus ſich;
Welcher wiederum glüht einzig für Pholoë,
Die ſo wenig den Schändlichen

Lieben wird als das Reh einen Apulerwolf.
So will's Paphia, die gerne das Widrige
An Geſtalt und Gemüth unter ihr ehern Joch
Grauſam ſcherzend zuſammen zwingt.

Mir auch ging es voreinſt alſo. Das ſchönſte Glück
Suchte mich, und ich lag lieber in Myrtale's
Feſſeln, die wie das Meer Adria's brauſete,
Das Calabriens Buchten höhlt.

An Pyrrha.

B. I. Ode 5.

Wer liebkoſet dich jetzt in der anmuthigen
Grotte, roſenumkränzt, duftend in Wohlgeruch?
Welchem niedlichen Jüngling
Lockſt du, Pyrrha, das blonde Haar,

Selbſt nur loſegeſchmückt? O wie ſo oft wird er
Ueber neues Geſchick, über gebrochne Treu'
Weinen, wenn er des Meeres
Schwarze Stürme verwundernd ſieht.

Unkund ihrer! Anjetzt nennt er die Goldne dich,
Hofft dich immer ihm treu, immer ſo liebenswerth;
Der Leichtgläubige trauet,
Ach, dem trügenden Lüftchen ſich!

Unglückſelige die, welchen, o glänzend Meer,
Ungeprüfet du lachſt! Siehe, mein naß Gewand
Hängt dem Gotte der Fluth hier,
Des Entronnenen Dankgelübd'.

Die Verſöhnung.

B. III. Ode 9.

Horaz.

Einſt, ſo lang ich noch lieb dir war,
Und kein Wertherer dir, Lydia, ſeinen Arm
Um den blendenden Nacken ſchlang;
Vor dem Perſermonarch war ich der Glückliche.

Lydia.

Einſt, ſo lange du Lydien
Liebteſt, als ſie noch nicht hinter der Chloë ſtand;
Da war Lydiens Name groß,
Ueber Ilia ſelbſt blühte der Ruhm ihr auf.

Horaz.

Jetzo feſſelt die thraciſche
Chloë mich, die ſo ſüß ſingt, und die Cither ſchlägt;
Für ſie ſcheute den Tod ich nicht,
Wann ihr Leben dann nur ſchonten die Schickſale.

Lydia.

Mich durchglühet, es brennet für mich
Jetzt, der Thurier, er, Kalaïs, Ornithys Sohn,
Zweimal möcht' ich den Tod für ihn
Dulden, ſchoneten dann ſeiner die Schickſale.

Horaz.

Wie? wenn aber die vorige
Lieb' uns wieder und neu bänd' in ihr ehern Joch,
Und nicht Chloën der Blonden mehr,
Einzig Lydien nur öffnete ſich die Thür?

Lydia.

Schöner zwar als ein Sternenbild
Iſt er; du als ein Kork leichter, und brauſender
Als die Stürme des Adria;
Dennoch lebt' ich ſo gern, ſtürbe ſo gern mit dir!

An Lollius.

B. IV. Ode 9.

Nein, untergehen werden die Lieder nicht,
Die ich, am weithinrauſchenden Aufidus
Geborner, ich — in nicht gemeiner
Weiſe, der Saite vermählend zuſang.

Dem Mäoniden ziemet der erſte Sitz,
Doch darum ſchweigen Pindarus Töne nicht,
Simonides, noch des Alcäus
Drohnde, Steſichorus ernſte Muſe.

Anakreons gefällige Scherze hat
Die Zeit verſchont; noch athmet die Lieb', es lebt
Die Flamme noch, die ihren Saiten
Jenes äoliſche Mädchen eingoß.

Digitized by Google

Nicht in des Buhlers zierliche Lock' entbrannt,
Das Gold auf ſeinem Kleide, den Königsprunk,
Sein glänzendes Gefolg anſtaunend,
War die lakoniſche Helena einzig;

Nicht Teucer ſchoß vom Bogen Cydoniens
Den erſten Pfeil; mehrmale war Ilion
Beſtürmt; Idomeneus, der tapfre
Sthenelus, kämpften nicht einzig Kämpfe,

Werth der Geſänge; Hektor der wüthende,
Deiphobus der raſche, ſie ſtanden nicht
Die erſten da für ihre liebe
Gattin und Söhne den ſchweren Streichen.

Viel Tapfre lebten vor Agamemnon ſchon,
Doch unbeweinet ſchlafen und ungekannt
In ew'ger Nacht ſie, weil kein heil'ger
Sänger die Edlen der Nachwelt nannte.

Nah an begrabne modernde Trägheit gränzt
Verhehlte Tugend, Lollius! Nein, ich will
In meinen Blättern dein nicht ſchweigen,
Noch es erdulden daß deine vielen

Und großen Thaten Neides Vergeſſenheit
Straflos benage. Weiſer, erfahrner Sinn,
Iſt dein Sinn; ein in Glück und Unglück
Grader rechtſchaffener Muth iſt dein Muth.

Ein Rächer jedes geizigen Truges, rein
Von Goldgewinn, der alles ſonſt an ſich zeucht;
Ein Conſul, nicht für eine Jahrsfriſt,
Immer ein biederer, ein treuer Richter;

Der ſeiner Pflichten Würde dem Nutzen ſtets
Vorzog, mit hohem Blick der Verführenden
Geſchenke wegwarf, und als Sieger
Durch widerſtrebende Haufen durchdrang.

Nicht den der viel beſitzet, ich nenne den
Den Glücklichen, der weiſe der Götter Huld
In ihren Gaben zu genießen
Und zu gebrauchen mit Ernſt gelernt hat;

Der auch der Armuth Härte zu tragen weiß,
Und ärger als den Tod das Verbrechen ſcheut;
Der ſtirbt für ſeine lieben Freunde,
Stirbt für das Vaterland unerſchrocken.

(Anhang.)

An Mercur.

Nach Horaz.

Der einſt unſer Geſchlecht mit ſüßen Liſten
Seiner Wildheit entlockt' und beſſ're Sitten
Ihm anſchmeichelte, daß es Gang und Sprache
Zierlicher lernte,

Maja's Sohn, du Bote der Götter, ſchlauer,
Vielgewandter, beredter Gott, in Scherzen
Glücklich, du, der gebognen Lyra leichter
Froher Erfinder,

Manche Täuſchung gelang dir, daß Apollo
Selbſt dir huldigend ſeinen goldnen Stab lieh,
Der die Schatten beruhigt und die frommen
Seelen emporführt;

Fleuch hernieder, Mercur, die hundert Augen
Jenes liſtigen Argus einzuſchläfern,
Der der Erde den Frieden, der den Völkern
Tugend und Glück raubt.

Dann beginne von neuem deine ſüße
Zauberweiſe, die Menſchen mit der Täuſchung
Holdem Stabe zu bilden. Komm hernieder,
Bote des Friedens.

2.

Sermonen von Horaz.

Horaz über sich selbst.

Erster Brief des ersten Buchs. [1]

Dem meine erste Kamöne sang, du, dem meine letzte
Singen soll, o Mäcen! den gnug gesehenen Fechter,
Dem man das Stäbchen der Ruh' längst reichte, ladest du den ein
Daß er zum vorigen Spiel rückkehre? — Alter und Denkart
Sind in ihm dieselben nicht mehr. Vejanius selbst hing
Längst die Waffen dem Hercules auf, und zog auf das Land sich
Tief verborgen, damit er nicht noch auf der letzten Arena
Ueberwunden vom Volk sein Leben erbetteln müsse.
So schallt mir eine Stimm' ins rein gesäuberte Ohr oft:
„Spanne zu guter Zeit den Gaul ab! Sieh, wie er altert!
Daß er zuletzt nicht gar zum Gelächter aller erlahme."
Also leg' ich denn auch, wie den Vers, so das übrige Spielzeug
Nieder, und kümmre mich nur was wohlanständig und wahr sey;
Darnach frage, darin bin ich ganz. Ich ordn' und verwahre,
Was auf den Wink ich mir einst herlangen möchte.

Damit du
Mich nicht frageſt: zu wem ich mich dann als häuslichem Schutzgott
Halte? Zu keinem! Ich hab' auf niemands Worte geschworen;
Sondern wo irgend der Wind mich hintreibt, komm ich ein Gast an.

[1] Atraſtea III. Stück. Dieſe und die folgenden aus Horaz überſetzten Stücke ſind als Proſe zu leſen. Der Hexameter in ihnen iſt kein Cavalleriſt, ſondern ein Fußgänger, **Sermo pedestris.** (Anm. d. Ueberſ.)

Jetzt ein Geſchäftsmann, tauch' ich tief in die Fluthen des Staats mich,
Wahrer Tugend ein Wächter und ſtrenger Trabant. Dann ſink' ich
Wie verſtohlen zurück in die Lehr' Ariſtippus, und wag' es
Mir die Dinge, den Dingen nicht mich unterzufügen.

Wie dem Buhlen die Nacht, wenn ausbleibt ſeine Geliebte,
Lang wird, lang der Tag arbeitenden Sklaven; das Jahr dünkt
Träge denen die unter der Mutter drückender Aufſicht
Als Vormündete ſeufzen: ſo rinnen unangenehm langſam
Mir die Zeiten dahin, die mir den Entſchluß und die Hoffnung
Zögern, ernſt zu treiben das was Reichen und Armen
Gleich nützt, oder verſäumt, gleich ſchadet Jungen und Alten —
Dieß A B C, mich ſelbſt zu regieren, zu tröſten, das fehlt mir.

Sähſt du, ſprech' ich zu mir, auch nie in die Wette mit Lynceus;
Trieft dein Aug', du verſchmähſt ſie nicht, die heilende Salbe.
Hoffeteſt nie du gleich, des unüberwundenen Glykons
Kraft zu erlangen; du hüteſt doch vor Knoten der Gicht dich.
Vor ſich kommen, ſo weit — wenn auch nicht weiter — iſt etwas!

Kocht von Geize dein Herz, von unglückſeliger Habgier;
Worte gibt es und Stimmen, die dieſe Schmerzen zu lindern
Mächtig ſind, einen großen Theil zu nehmen der Krankheit.
Schwellt dich die Liebe nach Ruhm: es gibt ausſöhnende Opfer,
Die dich (haſt du dieß Buch dreimal mit reinem Gemüthe
Durchgeleſen) erneun. Du biſt ein Neider, ein Zorngeiſt,
Träge, des Weins, der Liebe begierig: ſo wild iſt ein Menſch nicht,
Daß ihn nicht zähme (wenn er ihr nur ein geduldiges Ohr gibt)
Bildung.

— Laſter zu fliehen iſt auch ſchon Tugend.

Die erſte

Weisheit iſt es kein Thor zu ſeyn.

Was du für die größten
Uebel hältſt, ein gering Vermögen, Ehrenverſagung,
Siehe wie du vor ihnen mit Muth und Lebensgefahr fliehſt!
Raſtlos läufſt du, ein Handelsmann, zu den letzten der Inder,
Fliehend durch Wellen des Meers, durch Feuer und Klippen die Armuth.
Freund, und du willſt nicht lernen, und hören, und folgen dem Beſſern,
Das die Sorge dir nimmt um alles, was du ſo thöricht
Wünſcheſt und bewunderſt?

Wer, auf Straßen, um Dörfer,
Als ein rüſtiger Streiter bekannt, verſchmähte je wohl
Den olympiſchen Kranz, wenn Hoffnung ihm und ein Anlaß
Ohne Mühe verſprechen die ſüße Palme? Das Silber
Iſt geringer als Gold, und das Gold geringer als Tugend.

„Bürger, o Bürger, vor allem nur Geld! Dann kümmere man ſich
Um die Tugend.“ So lehrt, von unten hinauf bis zum Obern,
Janus; und Jung und Alt ſingt ihm den lehrenden Spruch nach.
Hocherhoben in linker Hand Zinstafel und Beutel.
„Sitten haſt du, du haſt Gemüth und Sprach' und Charakter.
Wenn zu Vierhunderttauſend dir ſechs und ſieben noch fehlen,
Bleibſt du — vom Pöbel.“

Und doch die Knaben ſelber, im Spiele
Rufen ſie: „König iſt der der's recht macht!“

Eherne Mauer
Sey's dann: Nichts ſich bewußt, vor keiner Schuld zu erblaſſen.

Roſcius Ranggeſetz — (ſprich Freund!) wie? oder der Knaben
Ausruf, der zum König' erklärt nur ihn der es recht macht —
Jenes alte Lied, das die Curier einſt und Camille,
(Tapfere Männer!) ſangen; was iſt das Beſſere? Räth dir
Beſſer der der da ſagt: „Mach' deine Sache! Mit Ehren!

„Wohl! Wo nicht; wie es geht! Nur mache ſie! Bringe dich aufwärts,
„Daß du näher am Platz die thränenreichen Gedichte
„Pupius anſehn dürfeſt.“ — Räth er dir beſſer, wie oder
Der, der dem ſtolzen Glück frei, groß entgegenzutreten
Stark dich ermahnt und geſchickt macht?

Früge vielleicht dann etwa
Mich das römiſche Volk, warum ich nicht auch in dem Urtheil
Wie im Spazierengehen mich ihm geſelle? warum ich
Nicht mit ihm auch haſſ' oder lieb', anſtreb' oder meide?
Möcht' ich antworten ihm, was dem kranken Löwen der ſchlaue
Fuchs einſt ſagte: „Die Tritte da ſchrecken mich ab! Hineinwärts
„Gehen alle; keiner hinaus!“

Vielköpfiges Monſtrum!
Wem dann ſoll ich folgen? und was befolgen? Der eine
Haufen erfreut ſich Zölle zu pachten; ein anderer Haufen
Macht mit Kuchen und Obſt Fangjagd auf geizige Wittwen,
Oder auf reiche Greiſe, ſie in Gehege zu ſchließen.
Vielen wächst im ſtillen der Reichthum wuchernd. — Es ſey auch
Daß aus Trieb verſchiedne verſchiedenes lieben und treiben;
Können dieſelben dann in dem nämlichen nur eine Stunde
Dauernd die Probe halten?

„Vor allen Orten der Erde
„Glänzet mir Bajä hold!“ ſo ſpricht der Reiche. Sogleich fühlt
Meer und See die Liebe des brünſtig-eilenden Hausherrn;
Kaum begangen der ſträflichen Luſt Auſpicien, ſpricht er:
„Morgen, ihr Leute, ſchafft das Baugeräth nach Teanum.“

Prangt in ſeinem Palaſte das Ehbett, findet er nichts ſo
Hoch zu loben als ein ehloſes Leben; und lebt er
Ehlos, ſchwört er, keinem ſey wohl als Ehegenoſſen.

Einen Proteus, der ſich ſo verändert, mit welchem
Knoten halt' ich ihn feſt?

So ſprach der Reiche. Der Arme?
Lache! Der wechſelt Zimmer und Bett, Barbier und den Bader,
Oder miethet ſich gar auf ein Fahrzeug ein, — wo ihm weh wird
Wie dem Reichen, der einzeln fährt auf ſeiner Triremis.

Lachſt du, Mäcen, wenn ich mit ſchiefgeſchorenem Haare
Dir begegne; du lachſt, wenn unter der niedlich-geputzten
Tunica meine gebrauchte Weſt' erſcheint, und die Toga
Schief mir ſitzet: Wohlan! wenn meine Philoſophie auch
Mit ſich ſtreitet, verwirft was ſie eben begehrte, — zurücknimmt
Was ſie verwarf; und braust; und ganz zum Leben nicht einſtimmt,
Baut, zerſtöret und mengt Viereck zuſammen und Ründe —
Weiß ich, du denkſt: „der raſet ſolenn-philoſophiſch!“ und
lachſt nicht,
Glaubeſt auch eben nicht, daß des Arztes, oder des Vormunds
Ich bedürfe, den mir der Prätor gebe, da du mein
Schutzherr biſt, und am Freunde, der auf dich blickt, von dir abhängt,
Auch ein Kleines, ein ſchiefgeſchnittener Nagel dich aufbringt. —
Kurz! der Weiſe ſteht nur hinter dem Jupiter. Reich iſt
Er und frei und geehrt; auch ſchön; der Könige König;
Und vor allem geſund, wenn nur — ihm der Schnupfen nicht zuſetzt.

Horaz zweiter Brief des erſten Buchs. [1]

An einen jungen edlen Römer.

Während zu Rom du in Reden dich übſt, du der Lollier größter, [2]
Hab' in Präneſt' ich den alten Homerus wieder geleſen,
Der was edel und ſchön und nützlich, auch was es nicht ſey,
Klärer und beſſer ſagt als Crantor ſelbſt und Chryſippus.
Warum ich alſo denke? Vernimm, wenn nichts dich abhält.

Seine Fabel, wie Griechenland einſt, um der Liebe des Paris
Willen, mit jenen Barbaren den lang anhaltenden Kampf ſtritt,
Zeigt uns — thörichter Fürſten und Völker brauſende Schwachheit.
Wenn Antenor räth an der Wurzel den Krieg zu vertilgen,
Was ſagt Paris? Glücklich zu ſeyn und in Ruh zu regieren,
Könne niemand ihn zwingen. Ein Neſtor müht ſich vergebens
Beizulegen den Zwiſt des Peliden und des Atriden;
Jenen glühet die Lieb', und beide glühet der Zorn an.
Was nun die tollen Fürſten verbrechen, büßen die Griechen.
Aufruhr, Liſt und Verrath, Wolluſtgier, wüthende Rache
In- und auswärts Ilions Mauern, weben die Fabel.

Wiederum, was Verſtand und Muth und Mäßigung könne,
Davon zeiget mein alter Homer uns ſeinen Ulixes,
Der, da er Troja gebändiget, jetzt die Städt' und die Sitten
Vieler Menſchen ſah, mit Einſicht; und auf dem Weltmeer,
Als er ſich und den Seinen die Heimkehr bahnete, manches
Ungemach litt, doch nimmer ertränkt von der Welle des Unglücks.

[1] Adraſtea. II. Stück.

[2] Daß das maxime lolli wohl nicht ein Beiwort aus der Kinderſtube ſeyn kann, zeigt der Inhalt des Briefs. Wahrſcheinlich war der junge Lollier, an den der Brief gerichtet iſt, ein kühn emporſtrebender Jüngling, der ſeinem Geſchlecht Ehre machen wollte. Die Anrede iſt, wie ſo vieles in Horaz, Scherz und Ernſt, Ernſt und Scherz.

Jener Sirenen Stimme, der Circe Becher (du kennſt ihn!)
Hätt' er wie ſeine Gefährten ihn thöricht lüſtern getrunken,
Wär' er unter der Hure, wie ſie, ein Schlechter geworden,
Herzlos, lebte wie ſie, ein unreiner Hund, eine Sau jetzt. —

Aber was ſind denn wir im Homer? Eine Ziffer, [1] Verzehrer,
Taugenichte, Penelope's Freier, Alcinous Hofſtaat,
Herrchen, um Glätte der Haut ein wenig zu viel bemühet,
Denen auch ſchön iſt ſchlafen bis an den helleſten Mittag,
Und bei Cithergeſang Raſttag zu geben der Sorge.

Wie? Um Menſchen zu würgen, dazu ſtehn Diebe zu Nacht auf;
Und dich ſelber zu retten erwachſt du nicht? O ſo wirſt du,
Willſt du geſund nicht, einſt als Waſſerſüchtiger laufen.
Forderſt du jetzt nicht Licht und ein Buch vor Tage; du ſtrengeſt
Jetzo den Geiſt zu Studien nicht und zum Edeln das Herz an;
O ſo foltern dich bald, den Wachenden, Neid und die Liebe.
Was dein Auge verletzt, das entnimmſt du eilig dem Auge;
Was das Gemüth verletzt, das ſparſt du zur Heilung ein Jahr hin?
Wer anfänget, hat halb vollendet; weiſe zu ſeyn, wag's!
Fang an! Recht zu leben, wer eine Stunde nur aufſchiebt,
Wartet wie jener Bauer, bis daß der Fluß abfließe;
Aber der Fluß fließt nimmerhin ab, er fließet und fließet.

Um Geld kümmert man ſich, auch ſeinen Stamm zu erhalten
Um eine tücht'ge Gemahlin; man robet Wälder zu Aeckern —
Wer genug hat, der laſſe ſich gnügen und wünſche nicht mehr ſich.
Haus und Hof und ein Geld- und ein Goldhauf nahm dem geplagten
Herrn ſein Fieber nie; im Gemüth ihm nimmer die Sorge.
Wohl ſeyn muß ein Beſitzer, wenn ſein Zuſammengebrachtes
Er zu brauchen gedenkt. Wer unter Begierden und Furcht ſiecht,

[1] D. i. ein Gezählter ohne Namen. S. das Verzeichniß der namenloſen, aber gezählten Krieger. Iliade B. und ſonſt.

Den beſeliget ſo ſein Haus und Beſitz, wie den Augen-
Kranken ſchöne Gemälde, den Podagriſten die Bähung,
Oder die Cither den dem der Schmutz im Ohre zu Schmerz ward.
Iſt das Gefäß nicht rein, ſo wird Eſſig was man hineingießt. —
Wolluſt verachte; ſie ſchadet, erkauft mit Schmerzen, die Wolluſt.
Immer bedarf der Geizige; ſtell' dem Wunſche ſein Ziel vor.
Neider zehren ſich ab, je mehr der Beneidete zunimmt;
Aerger als Neid erſann nie ein ſikuliſcher Wüthrich
Größere Marter. So auch, wer ſeinem Zorne den Zaum läßt,
Wünſchen wird er daß nicht geſchehn ſey was er im Schmerz that,
Eilige Rache zu geben dem ungerächeten Haſſe.
Zorn iſt ein kurzes Raſen; beherrſche deine Begierden,
Oder ſie herrſchen; in Zügel lege ſie und auch in Ketten.

Bei noch zartem Nacken gewöhnt der Meiſter zu folgen
Das gelehrige Roß dem Reiter. Der jüngere Jagdhund
Dient in dem Walde, ſeit er im Hof anbellte die Hirſchhaut.
Alſo, Jüngling, auch du. Mit reiner Seele gehorche
Jetzt dem lehrenden Wort und ergib dich immer dem beſſern.
Welchen Geruch das Gefäß zuerſt einſaugte, den wird es
Lange behalten.

Du ſäumſt nun oder eileſt voran mir:
Säumend erwart' ich dich nicht; verfolg' auch nicht, wer voran eilt.

Nichts bewundern.

Horaz ſechster Brief des erſten Buchs. [1]

Nichts bewundern, o Freund Numicius! Dieß iſt das Erſte
Und das Einzige, wohlzuſeyn und ſich wohl zu erhalten.
Dieſe Sonne, die Sterne, den in beſtimmten Momenten

[1] Adraſtea. II. Stück.

Rollenden Lauf der Zeiten; es gibt Betrachtende, die sie
Furchtlos anschaun. Und — wie, meinst du, die Gaben der Erde?
Wie die Schätze des Meers von Arabien her und vom Indus?
Wie das Geklatsche des Volks? die Geschenke des reicheren Römers?
Wie die Possen? Mit welchem Aug' und Gesicht und Gemüthe,
Glaubst du, müsse man sie anschaun? Wer sie zu entbehren
Fürchtet, bewundert sie fast, wie jener der sie begehret.
Beiden ist Furcht beschwerlich; ein unversehenes Wahnbild
Schrecket beide; Freud' oder Schmerz, Verlangen und Furcht ist
Eins wie das andre, was über und unter der Hoffnung erscheinend
Dich mit geheftetem Blick erlähmt an Körper und Seele.
Unweis' heiße der Weise und ungerecht der Gerechte,
Wenn er die Tugend selbst, das Ziel hinüber, zu weit treibt.

Geh nun und staune dir an Prachtsilber, Bilder von altem
Marmor und Erz und Gemmen und glänzend-tyrische Farben;
Freue dich, wenn du sprichst daß tausend Augen dich anschaun;
Lauf in das Forum früh, und kehr am Abende spät heim,
Daß ja ein Mutus nicht durch Heirath reicher an Aeckern
Werd' als du (unwürdig! er ist von schlechterer Abkunft!)
Und du müßtest zu ihm hinaufschaun, wie er zu dir jetzt!

Manches unter dem Schutt jetzt Liegende bringet die Zeit einst
Auf, und begräbt und verscharrt was jetzo glänzet. So gut auch
Dich des Agrippa Porticus kennt und die Appische Straße,
Wandern mußt du doch einst dahin wo Ancus und Numa —

Wenn dir die Seite schmerzt, die Kolik dich quälet, so suchst du
Eilige Hülfe. Wohlan! Du hast rechtschaffen zu leben
Lust (wer hätte sie nicht?); wohlan! kann Tugend allein dir
Dieses geben, so treib' es mit Muth, vergessend das Spielzeug.
Ist dir aber die Tugend ein Wort, und der heilige Hain dir
Holz, so siehe dich vor daß den Hafen ein andrer nicht einnimmt,

Und den cibyrischen dir, den bithynischen Handel verderbe,
Bleib' ein Krämer und runde dir deine tausend Talente,
Jetzt zweitausend, noch Eins so viel, quadrire den Geldhauf.
Eine begüterte Frau, Credit und Freunde, Geschlecht gar,
Schönheit, alles gewährt dir die Königin, Diva Moneta.
Suada putzet dich an und Venus, wenn du nur Geld hast.
Sklaven hat er, nicht Geld, der Cappadocier König;
Du nicht also.

Man sagt, Lucullus wurde gebeten,
Hundert Purpurröcke der Bühne zu leihen. „So viele
Hab' ich nicht, doch will ich zusehn und senden was da ist."
Bald schrieb er: „Fünftausende hätten sich Röcke gefunden;
Alle stünden zu Dienst, oder so viel als man begehrte."
Wahrlich, ein armes Haus, wo nicht auch manches zu viel ist,
Wovon der Herr nichts weiß, doch sehr willkommen den Dieben.
Also, wenn nur das Geld kann selig machen und selig
Dich erhalten, so treibe das Werk, wie ein erstes und letztes.

Ist Ansehen und Gunst was glücklich macht, o so kaufen
Wir einen Sklaven uns, der alle Namen uns hersagt,
Und in die Seit' uns stößt, daß auf der Straße die Rechte
Fast zum Fallen wir weit hinüberreichen. „O der gilt
„Bei den Fabiern viel! Der bei den Veliern! Jener
„Gibt, wem er will, die Fascen; und will er jemanden übel,
„Der bekommt den curulischen Stuhl nie." Grüße den einen
Bruder, den andern Vater (nach seinem Alter, versteht sich),
Adoptire höflich und artig, was dir vorbeigeht.

Macht gut speisen beglückt; wohlan, es taget! Hinaus dann!
Wo uns der Gaum hinruft, zum Fischteich oder zur Wildbahn.
Wie Gargilius einst, der früh mit Netzen und Sklaven
Und Jagdspießen, hindurch, durchs dicht gedrängete Volk zog,

Digitized by Google

arkt und Campus hinüber. Er kam zurück und ein Maulthier
(Eins aus allen) es trug und zeigte dem ſpottenden Volke
Eine gekaufte Sau. — Mit überfülletem Magen
Gehen ins Bad wir; was ſich ſchicket, oder ſich nicht ſchickt,
Kümmert uns nicht, noch weniger wie der Cenſor uns anſchreibt;
Leben wie des Ulyſſes aus Ithaka loſes Geſindel,
Gegen verbotene Luſt, des Vaterlandes vergeſſend.

Endlich iſt, wie Mimnermus meint, nichts ſüßes im Leben
Ohne die Lieb' und Scherze; wohlan, in Scherzen und Liebe
Lebe glücklich und wohl.
Weißt du was beſſeres, theil' es
Mit, oder folge mit mir der nämlichen Vorſchrift.

Wo lebt ſich's glücklich?

Horaz eilfter Brief des erſten Buchs. [1]

Alles was du geſehn, o Bullatius, Chios und Lesbos,
Samos, die artige, ſelbſt die Stadt des Königes Crösus,
Smyrna, Kolophon, ſonſt was mehr und minder berühmt iſt,
Alle ſind dir alſo ein Nichts gegen Rom und die Tiber?
Liegt dir eine von Attalus Städten zu ſehen im Sinn noch?
Oder biſt du der Reiſe ſo ſatt daß dir Lebedus recht iſt?
Lebedus kenneſt du doch? Es iſt noch wüſter und ärmer
Als Fidenä und Gabii. Und doch wollt' ich auch dort wohl
Leben (vergeſſend der Meinen und bald von ihnen vergeſſen),
Leben, und vom Ufer des Meergotts Stürme — ſo anſchaun! — —

Aber wer, wenn aus Capua er zu Fuße nach Rom geht,
Und, gebadet in Regen und Koth, einkehrt in die Herberg',
Wollt' in der Herberg' bleiben? Und wer, wenn Bäder und Oefen
Gegen Erkältung ihm wohlthaten, prieſe ſie alſo,

[1] Adraſtea. II. Stück.

Daß nur Oefen und Bad ein glückliches Leben gewähren?
Wenn dich der mächtige Süd auf Meereshöhen umherwarf,
Wirft du ſofort dein Schiff verkaufen jenſeit des Meeres?

Einem Geſunden iſt Rhodos und Mitylene, die holde,
Was uns im Sommer ein Fries, im Winter ein luftiges Landkleid
Im Eismond die Tiber zu ſchwimmen, im Augſt der Kamin iſt.
Freund, ſo lange das Glück mit gütigen Blicken uns anſieht,
Loben zu Rom wir Samos und Chios und Rhodos — von weiten.

Welche Stunde der Gott voll Glücks und Freude dir darbeut,
Nimm ſie dankend und ſchieb ihr Süßes nicht auf ein Jahr hin,
Daß, wo immer du lebſt, du gerne gelebt zu haben
Sagen könneſt; denn wenn Klugheit nur und Vernunft nur
Sorge verſcheuchen, nicht ein Ort, der weit in die See ſchaut,
O ſo ändern, die über das Meer hinlaufen, das Klima
Zwar, doch nicht ihr Gemüth.

Wie fleißig ſind wir im Nichtsthun!
Suchen zu Schiff und Wagen das Wohlſeyn. Hier iſt das Wohlſeyn,
Hier zu Ulubrä, Freund, wenn's dir im Innern nur recht iſt.

Die Geſchichte der alten Satire.

Horaz, vierter Sermon des erſten Buchs. [1]

Eupolis und Cratinus und Ariſtophanes, andre
Tapfre Dichter noch der alten Komödie, hatten's
So im Gebrauch: war einer der Ahndung würdig, ein Gaudieb,
Ehebrecher, ein Mörder und ſonſt ein berüchtigter Frevler,
Wer er auch war, ſie zeichneten ihn mit dem freieſten Muth aus.

[1] Adraſtea IX. Stück.

Dieſen folgte Lucilius. Ganz nach ihnen gebildet,
Aendert' er nur das Maß und die Zahl der Sylben; ein offner
Kopf, ein witziger Geiſt, nur hart und rauh in der Verskunſt.
Denn ſein Fehler war, in Einer Stunde der Verſe
Oft zweihundert herzudictiren (als wär' es ein Großes!)
Stehend auf Einem Bein. Es floß ihm — aber auch trübe.
Manches wünſchte man weg; er ſchwätzt, er ſcheuet des Schreibens
Mühe; des guten Schreibens, denn viel zu ſchreiben iſt keine
Kunſt. —

Doch ſiehe Criſpin! Zur Wette fordert er mich auf,
„Eins gegen was du willſt! Schlag ein! Topp! wenn du das Herz haſt.
Nimm die Tafel; ich auch. Zeit, Ort, eine Wache zum Aufſehn
Werde beſtimmt; laß ſehn, wer von uns am ſchnelleſten ſchreibe.“

Dank den Göttern, die mich ſo blöde ſchufen und muth-arm,
Daß ich nur ſelten und dann ſehr wenig ſpreche. Den Bälgen,
Die, die verſchloſſene Luft ausblaſend, keuchen und keuchen,
Bis das Eiſen ſchmilzt, — wenn dir es alſo gefället,
Magſt, o Criſpin, du ihnen es nachthun.

Fannius, ſelig
Iſt er! Es ſteht ſein Bild und die Büchereapfel in hohen
Ehren öffentlich da! und die Ehre kam wie von ſelbſt ihm!
Meine Schriften lieſet wohl keiner, und ſelber dem Volke
Sie zu leſen bin ich zu ſcheu. — Die Gattung und Art iſt
Nicht gefällig; es ſind der Hörer viele ja ſelber,
Selber des Tadels werth. Greif in die Menge, du haſcheſt
Hier einen Geizigen, dort den Ehreſüchtigen. Dieſer
Iſt auf ehliche Frauen entbrannt, auf Knaben ein andrer;
Jenen blendet der Glanz von ſilbernen, Albius ſtaunet
Ueber Gefäße von Erz. Der tauſcht mit Waaren von Oſt her
Weſtliche Waaren und ſtürzt ſich in die Fluthen des Unfalls,

Wie der im Sturm zuſammengetriebene Sand. Er befürchtet
Jetzo Verluſt, jetzt hofft er Gewinn. — Dergleichen Patrone
Fürchten die Verſe und haſſen die Dichter. „Nimm dich vor jenem
(Heißt es) in Acht! Er trägt Heu auf den Hörnern! Entkomm ihm!
„Laufe was laufen du kannſt. Er ſchonet ſelber den Freund nicht,
„Wenn er ſich lachend nur ausſchütten kann! — Hat er einmal
„Was zu Papier gebracht, das müſſen alle nun wiſſen,
„Wer vom Bäckergaſſen und Teich kommt, Knaben und alte
„Weiber."

Iſt mir's erlaubt, ſo ſprech' ich ein Wörtchen dagegen:

Aber vor allem. Ich rechne mich nicht zu denen, die ich wohl
Dichter nennen möchte; dazu gehöret ſo etwas
Mehr als Verſe machen; auch iſt, wer nah' der gemeinen
Sprache ſchreibet, wie wir, kein Dichter. Geiſt, ein erhabner
Göttlicher Sinn und ein Mund, der große Dinge verkündet,
Ihn beehre der Dichtername.

Man fragte daher auch
Ob die Komödie wohl ein Gedicht ſey? da ihr in Worten,
Wie in Sachen, der mächt'ge, der ſcharfe lebendige Geiſt fehlt,
Alſo daß ſie ſich nur durch feſte Maße der Sylben
Von der gemeinen Red' unterſcheidet, und ſonſt — ein Geſpräch iſt.

„Aber wüthet nicht auch der ergrimmte Vater im Luſtſpiel?
Wenn, entbrannt in die Metze, der Sohn die reiche Gemahlin
Ausſchlägt und bei Tage mit Fackeln trunken umherläuft.
Welche Schande!"

Doch, lebte der Vater, würde Pompon wohl
Lindere Reden hören? Das macht ſie nicht zum Gedichte,
Daß man gemeine Worte zu Verſen knüpfte, worin dann,

Aufgelöſet den Vers, ein jeder zürnende Vater
Seine Reden findet. Wie ich und Lucilius ſchreiben,
Nimm den Verſen das Maß und die Zeit, verſetze die Worte,
Hier das letzte zuerſt, und zuletzt das erſte, du fändeſt
Nicht wie zum Beiſpiel: „Als des Krieges eiſerne Pfoſten,
Seine Thore wieder erbrach die ſcheußliche Zwietracht“
Auch im aufgelöſeten Vers Gliedmaße des Dichters.

Jetzo genug! Zu anderer Zeit vom Weſen der Dichtkunſt.
Hier iſt die Frag' allein: ob dieſe Gattung der Verſe
So verdächtig ſey wie du meinſt. Ein Sulcius läuft dort
Und ein Caprius, heißer ſich ſchreiend; ſie laden zum Richtſtuhl.
Räubern ſind ſie furchtbar; wer aber ſtille für ſich lebt,
Rein an Händen, o der verachtet beide. Doch wärſt du
Cölus- und Birrhus- gleich ein Räuber; Sulcius bin ich
Nicht, auch Caprius nicht; warum dann fürchteſt du mich ſo?
Weder Bude noch Markt verkaufen meine Gedichte,
Daß ſie des Pöbels, daß Tigell-Harmonides Hand ſie
Schwitzend berühre. So leſ' ich auch nichts vor, ſelber den Freunden,
Als gezwungen; nicht allenthalben; nicht jedem der mithorcht.
Viele, weiß ich, leſen auf offenem Markt; in dem Bade
Selber; es hallt im Gewölbe der Laut ſo prächtig und hell nach,
Leere Köpfe freuet ſo was, die nie es bekümmert
Ob ſie zur Unzeit dieß, und jenes gar ohne Sinn thun.

„Aber du freueſt dich doch am Beleidigen. Uebeſt mit Fleiß es.
Boshaft.“

Wer? wer ſagte dir, was ſo kühn du mir anwirfſt?
Einer etwa von denen mit welchen ich lebete? Wahrlich!
Wer den abweſenden Freund anſticht; wer (ſchilt ihn ein andrer)
Ihn nicht vertheidiget, wer ein ausgelaſſenes Lachen
Zu erregen, ein Spaßer zu heißen, Ruhmesbegier trägt;

Wer, was er nicht ſah, dichten, und was ihm heilig vertraut ward,
Doch verſchweigen nicht kann, der iſt von ſchwarzem Gemüthe.
Flieht ihn, Römer!

Bei Tiſchgelagen, wenn zwölfe zuſammen
Speiſen, ſiehet man oft daß einer im Scherze die andern
Alle beſpritzt; er ſchonet nur den der das Waſſer ihm hergab,
Und auch den nur ſo lang, bis der wahrheitsliebende Bacchus
Ihm die verborgene Bruſt aufthat. Das dünket dir artig?
Höflich? ein freier Scherz? Dir, dem der Schwarze ſo widert?
Ich, wenn ich lache, daß ein Rufill, der Alberne! Biſam
Aushaucht und nach dem Bock Gorgonius riecht; ich ſcheine
Biſſig und neidig dir! — Kommt auf des Capitolinus
Dieberei das Geſpräch, und du biſt zugegen, ſo wirſt du
Sein Vertheidiger, etwa nach deiner höflichen Art ſo:
„Capitolinus war ſeit Jugendjahren ein Freund mir,
Tiſchgenoſſen waren wir lang; auch that er mir viele
Dienſte wenn ich ihn bat; ich freu' mich daß er in Rom lebt,
Unbeſchadet; doch wie er dem neulichen Urtel entgangen,
Dieß bewundere ich." — Das nenn' ich ſchwarz, wie des Blackfiſch
Blut, wie Tintenſchwärze. Fern ſey ſie meinen Papieren,
Meinem Herzen voran! Und kann ich über mich etwas
Treu verſprechen; ſie wird ihm ferne bleiben!

Im Scherze
Spräch' ich etwa zu frei, o ſo verzeihet ihr Freunde,
So erlaubet es mir. Mein beſter Vater, von Kind auf
Pflegt' er im Beiſpiel mir zu zeigen was ich zu laſſen,
Wie ich zu leben hätte mit dem was er mir erworben,
Sparſam, doch zufrieden. „Du ſiehſt wie des Albius Sohn lebt,
„Siehſt wie Barrus darbet! Ein mächtig warnend Exempel,
„Daß man das Väterliche nicht frech verthue." Von Unzucht
Mich zu entfernen, nannt' er abſcheuvoll den Sectan mir.

Mir das Buhlen mit Ehefrau'n zuwider zu machen,
Da es erlaubtere Wege zu Stillung ſeiner Begier gibt,
Sprach er: „Trebonius Ruf iſt ſchlecht; man hat ihn ergriffen.
Gründe werden dir einſt von dem was zu thun und zu laſſen
Iſt, die Weiſen ſagen; mir gnügt's die Sitte der alten
Welt zu bewahren, und dir, ſo lang eine Wache dir noth thut,
Leben und guten Ruf zu erhalten. Sobald dir die Jahre
Körper und Geiſt geſtärkt, ſo ſchwimm ohne Rinde." Die Lehrart
Wählte mein Vater. Empfahl er mir was, ſo ſtellt' er ein Muſter
Mir vor Augen: „Da ſieh auf jenen Erleſ'nen, was er thut."
Oder verbot er mir was: „Wie? ſprach er, ſchwebet ein Zweifel
Dir noch vor, ob dieß ehrelos ſey? So ſiehe, wie jenen
Böſe Gerüchte verfolgen!" — Wie alſo den lüſternen Kranken
Nachbars Tod erſchreckt, daß er ſich ſcheuet und lieber
Dieß und das ſich verſagt, ſo ſcheuchet zarte Gemüther
Fremde Schande von Fehlern hinweg. Auf dieſe Weiſe
Bin von verderblichen ich geſund geblieben; von kleinern,
Von verzeihlichen nicht. Die aber werden vielleicht auch
Sich mit der Zeit verlieren; ein offener Freund und die Jahre,
Eigne Vernunft auch, werden ſie mindern. Denn wo ich ſeyn mag,
Auf dem Ruhebett oder im Porticus, bin ich mir niemals
Fremd; ich ſpreche mit mir: „Dieß iſt doch richtiger! Thäteſt
Das du, du lebteſt glücklicher. Angenehmer den Freunden
Machte dich dieß. Das war nicht ſchön; du handelteſt thöricht,
Wenn du ſo etwas thateſt." — Dergleichen handl' ich mit mir ab,
Bei verſchloſſenen Lippen, und hab' ich Muße, ſo werf' ich's
Auf das Papier. Das iſt der kleinen Fehler nun einer,
Die mir blieben; du mußt ihm nachſehn. Weigerſt du deß dich,
O ſo kommt ein Poetenheer zur Hülfe mit Macht mir,
Und weil wir die Meiſten, die Stärkſten ſind, ſo bekehren
Wir, wie die Juden, dich mit Gewalt zu unſrer Gemeine.

Rechtshandel über die Satire.

Horaz, erſter Sermon des zweiten Buchs. [1]

Horaz, der Dichter; Trebaz, ein gravitätiſcher Rechtsgelehrter.

Horaz.

In der Satire bin ich, ſo meinen einige, zu ſcharf,
Schreitend über die Regel; dagegen andere ſagen:
Was ich ſchreibe, das ſey ohne Nerv; man könne dergleichen
Verſe machen, tauſend an Einem Tage." Was ſoll ich
Thun, Trebatius? Sprich.

Trebatius.

Dich zur Ruh begeben.

Horaz.

Was heißt das?
Gar keine Verſe machen?

Trebatius.

Das heißt's.

Horaz.

Bei allem was wahr iſt!
Freilich, das wäre das beſte. Und doch .. mir fehlet's an Schlaf oft.

Trebatius.

Wem es an Schlafe gebricht, der ſchwimme, behörig geſalbet,
Dreimal die Tiber hindurch; dann trink' er am Abend ein gut Glas
Wein; es gibt tüchtigen Schlaf. Oder wenn ſo heftige Schreibluſt
Dich anfället, ſo wag's! Beſinge des unüberwundnen
Cäſars Thaten; es wird ſich reich die Mühe dir lohnen.

Horaz.

Gerne möcht' ich's, trefflicher Mann! Doch leider dem Willen
Fehlen Kräfte. Die Kriegsgeſchwader, ſtarrend in Speeren,
Mit gebrochenem Spieß hinſinkende Gallier, Parther

Wie sie vom Rosse stürzen verwundet — Schilderungen der Art
Sind nicht jedermanns Werk.

Trebatius.

Den gerechten doch und den tapfern
Cäsar könntest du, wie der weise Lucilius vormals
Den Scipiaden —

Horaz.

An mir soll's nimmer fehlen, wenn einst sich
Die Gelegenheit beut; denn nur zu gelegener Zeit darf
Flaccus Wort ein offenes Ohr sich hoffen bei Cäsar;
Uebelgestreichelt schlägt das ringsgesicherte Roß aus.

Trebatius.

Besser gethan wär' dieß als mit unglücklichen Versen
Einen Narren Pantolabus, Nomentan einen Schwelger
So beleidigen daß sich jeder fürchtet; und ob du
Gleich ihn jetzo nicht triffst, dich hasset. —

Horaz.

Aber was soll ich
Thun? Milonius tanzt, sobald im Kopf es ihm warm wird,
Daß ihm die Lichter doppelt erscheinen. Castor und Pollux,
Beide aus Einem Ei, — den freuten Rosse, den andern
Freute der Faustkampf. Köpf' und Liebhabereien sind viele.
Mich freut's Verse zu drehn, wie sie einst Lucilius machte,
Er, von uns beiden der bessere, er — wie seinem getreusten
Freunde, vertrauet' er sich — einem Buch. Auch wich er von ihm nicht,
Ging es ihm wohl oder übel. Daher dann, wie eine heil'ge
Weihetafel, des Alten Buch sein Leben uns darstellt.
Wer ich auch sey, Appulier oder Lukaner, ich folg' ihm,
Ich der Venusier. (Denn Venusium zwischen den beiden
War eine Pflanzstadt Roms, wie alte Sagen erzählen,

Fernzuhalten den Feind von den Päſſen, als der Samnite
Weiter gedrängt war, oder Appulier oder Lukaner
Wilde Kriege begannen.) Von meiner ſchreibenden Waffe
Leide keine lebendige Seele; nur ſchütze der Degen
Mich! (obwohl in der Scheide; warum ſollt' ich es, zu ziehn ihn,
Wagen? ſolang ich rings frei bin von feindlichen Mördern.)
Jupiter, Vater und König! Der Roſt zernage das Schwert mir
In der Scheide! — — Nur trete mir auch — — ich liebe den Frieden — —
Niemand zu nah. Sonſt — Bleibe vom Leibe mir, ruf' ich noch einmal! —
Soll's ihm übel gedeihn, wenn die ganze Stadt ſeinen Ruhm ſingt.

Cervius, iſt er im Zorn, droht mit Geſetz und der Urne,
Mit Albutius-Gift Canidia, wem ſie nicht hold iſt,
Turius mit dem Urtel, wenn je vor ihm der Proceß hängt.
Alſo (räume mir's ein!) ein jeder mit ſeinem Gewehre
Schreckt die Feinde zurück; ſo will die mächt'ge Natur es.
Mit dem Zahne der Wolf, der Stier mit dem Horne; ſie gehen
Los auf den Feind; ein innerer Trieb wies ihnen dieß Recht an.

Scäva, des Schlemmers, Mutter; ſie würde, (glaub es dem Sohne)
Ewig leben, wenn nicht . . . An die Mutter wird er die fromme
Hand nicht legen (ſowie ſich der Wolf mit dem Hufe, der Stier nicht
Mit dem Zahne verwahrt;), ein wenig ſüße Cicuta
Nimmt die Alte von hinnen.

Jedoch dem Schwatzen ein Ende!
Wie es mir geh', erwarte mich einſt ein friedliches Alter
Oder umſchwebe der Tod mich mit ſchwarzen Flügeln; ich ſterbe
Reich oder arm; zu Rom oder, will's die Parze, verbannet —
Wie mein Leben ſich weiter färb'; ich ſchreibe.

Trebatius.

So fürcht' ich,
Knabe, du treibſt es nicht lang; ein Freund der Mächtigen wird dich
Tödten mit Kälte.

Horaz.

Wie? Als einſt Lucilius wagte,
Er in dieſer Manier der erſte, als er es wagte,
Abzuziehen den Balg, in dem ſo mancher umherging
Niedlich vor aller Augen, von innen häßlich; erzürnte
Dieß den Lälius? Fand der afrikaniſche Held ſich
Durch Lucilius Witz beleidiget? Schmerzet' es ſie dann,
Wenn's den Metellus traf, und den Lupus gängige Verſe
Ueberdeckten? Er griff die Erſten im Volk und das Volk ſelbſt
Zunftweiſ' an, der Tugend allein und den Freunden der Tugend
Wohlgewogen.
Vielmehr, wenn ſich von Pöbel und Schauplatz
Des Scipiaden Muth, des Lälius lindere Weisheit
Ins Verborgene zog, ſo pflegten beide mit ihm dann,
Abgeleget den Purpur, zu ſchwatzen, munter zu ſcherzen,
Bis das Gemüſ' am Feuer gekocht war.
Steh' ich gleich hinter
Jenem Lucilius weit an Witz und Stande; mit Großen
Auch gelebt zu haben, das muß unwillig der Neid mir
Selbſt geſtehen, und beißt er mich an als brüchig, es ſoll ſein
Zahn geſund mich fühlen und feſt. —
Biſt etwa, gelehrter,
Weiſer Trebatius, du von andrer Meinung?

Trebatius.

Ich finde
Nichts dagegen, nur ſey verwarnt und halt auf der Hut dich,
Daß du aus Unkund' heil'ger Geſetze dir Händel nicht zuziehſt.

Alſo ſpricht das Geſetz: „wenn jemand böſe Gedichte
Macht auf jemand, der ſtehet dem Recht!“

Horaz.

Ah, böſe Gedichte![1]

Aber wer gute macht, die auch der richtende Cäſar
Lobt, wer unſträflich ſelbſt den Schandewürdigen züchtigt —

Trebatius.

Lachend fallen die Vota dann auseinander. Und du gehſt
Ungefährdet nach Hauſe —

Die Land- und Stadtmaus.

Eingeleitet und erzählt von Horaz.

Sechster Sermon des zweiten Buchs.[2]

Mein Wunſch gnügete ſich ein kleines Feld zu beſitzen,
Wo ein Garten und nah am ländlichen Hauſ' eine Quelle
Und daneben ein Wäldchen wäre. Die Götter gewährten
Mir ein Mehreres, Beſſeres; wohl! Ich wünſche nun nichts mehr,
Maja's Sohn![3] als daß du mir eigneſt dieſe Geſchenke.
Haben meinen Beſitz nie böſe Künſte vergrößert,
Werd' ich in Fehlern und Schuld ihn nie mit Wiſſen verkleinern,
Bin ich nicht ſo ein Thor zu wünſchen: „gehörete jene
„Nächſte Ecke doch mir, die jetzt mein Gütchen entſtellet!
„Zeigte das Glück mir doch einen Geldtopf, etwa wie jenem,

[1] Horaz hilft ſich mit einem Spaß aus. Mala carmina heißen im Geſetz ehrenrührige oder ſchädliche Gedichte, Pasquille, Incantationen; er nimmt's für ſchlechte Verſe, und ſo werden auch bei ihm die votirenden Täfelchen lachend durcheinander geworfen; ein Scherz macht dem Ernſt ein Ende. Wer eine angliſirte, d. i. grobüberladne Nachäffung dieſes geiſtigen Sermons leſen will, ſuche ihn bei Pope.

[2] Adraſtea III. Stück.
Merkur.

„Der einen Acker pflügt' um Taglohn, drin einen Schatz fand
„Und den Acker erſtand, und war aus Herkules Güte
„Jetzt ein Reicher." Wenn, was ich hab', ich zufrieden genieße,
O ſo fleh' ich dich an, o Merkur, laß Rinder und alles
Feiſt gedeihen dem Gutsherrn; nur, ich bitte dich, Eins nicht —
Seinen Witz; und bleibe fortan mein mächtiger Schutzgott.

Alſo, ſobald ich aus Rom in die Berge mich und das Bergſchloß
Ziehe (wovon begönnen die ländlich-ſchlendernde Muſe
Und die Satire ſonſt?), entronnen bin ich auf einmal
Wie dem beſchwerlichen Ehregeſuch, ſo dem bleiernen Südwind,
Und dem drückenden Herbſt, der der Leichengöttin Gewinn gibt.
Vater der Tagesfrühe! wie oder höreſt du Janus
Lieber dich nennen? von dem des Lebens Müh und Arbeit
(Alſo wollen's die Götter) beginnt; beginne mein Lied du!

In Rom zerreſt du mich mit des Morgens Frühe zur Bürgſchaft:
„Auf! damit kein anderer dir vorkomm' in der Freundspflicht."
Schneide der Nordwind ſcharf; es enge der Winter den Tag ein
In den engeſten Kreis; mitwandern muß ich; es hilft nichts!
Hab' ich dann, mir zum Schaden vielleicht, die Sache der Bürgſchaft
Deutlich und ſicher beendet, ſo muß ich durch das Gedräng' mich
Rückwärts kämpfen, dem Trägen Gewalt anthun, der mich anfährt:
„Nun, du Toller! was haſt, was willſt du dann? du wirſt doch nicht
Alles was dir im Weg iſt, überlaufen, ſobald du,
Deinen Mäcen im Kopfe, zu ihm läufſt?" — Süße Erinnrung!
Angenehmer Gang! ich geſteh' es. — Aber den ſchwarzen
Esquilin erſtiegen, ſogleich umhüpfen den Kopf mir
Und die Seiten umher ein hundert fremde Geſchäfte:
„Roſcius läßt dich bitten, ihm morgen in dem Gerichtshof
Früh vor achte zu ſtehn." „Um vorgefallener neuer
Hoher Geſchäfte wegen erwartet heut die Kanzlei dich,

Unvergeſſen!“ — „Den Aufſatz hier zu autoriſiren
Von Mäcen, beſorge doch ja!“ „Ich will es verſuchen!“
„Ach, du kannſt, wenn du willſt!“ Und dringet weiter auf mich an.

Sieben Jahre, dem achten nah, faſt ſind ſie vorüber,
Seit Mäcen mich unter die Seinen zu zählen für werth hielt;
Zum Beiſpiel: wenn er mich mit in den Wagen zu nehmen
Und auf der Reiſ' etwa dergleichen kleine Geſpräche
Mir zu vertrauen genehm hält: „Was iſt die Uhr?“ Oder etwa
„Sollte der Thracer Gallina beſtehn dem ſyriſchen Fechter?“
Oder: „Ein kalter Morgen! Er beißt den, der ſich nicht vorſah.“
Und was ſonſt in ein Ohr voll Spalten ſicher geſenkt wird.

Alle die Zeiten hindurch ward ich zu Stunden und Tagen
Immer verdächtiger: „Der! Er war mit Mäcen' im Theater,
Spielte mit ihm im Campus. Ein Glücksſohn!“ Dieß iſt die Stimme
Aller; es weht von den Roſtren hinaus ein erkältend Gerücht her,
Hin durch Straßen und Gaſſen. Wer mir begegnete, fragt mich:
„Freund! du mußt es wiſſen, den Göttern nahe zu leben
Iſt dem glückliches Loos. Wie ſteht's mit den Daciern? Hörteſt
Du was?“ Nichts! So ſtellſt du dich immer!“
Es ſtrafen mich alle
Götter! Nichts! „Und auch nichts, ob in Sicilien oder
Auf italiſcher Flur den Veteranen ihr Dienſtlohn
Angewieſen?“ — Und ſchwör' ich: „ich wiſſe nichts“; ſie bewundern
Mich den ſeltenen Menſchen, der hören kann und — verſchweigen.

Solchergeſtalt verlier' ich Armer Tag' und das Leben
Nicht ohne Sehnſucht: „Land! wann ſeh' ich dich wieder? wann wird mir
Jetzt im Leſen der Alten, und jetzt im Schlaf und im Nichtsthun
Süß zu vergeſſen gegönnt die nichtige Mühe des Lebens?
Wann wird wieder Pythagoras Bohne, wann werden in fettem
Speck geſotten die Landgemüſ' auf dem Tiſche mir vorſtehn?

O ihr Nächt' und Mahle der Götter! wann ich und die Meinen
Vor meinem eigenen Hausgott speisen, dem muntern Gesinde
Ich vorkoste; sie essen vergnügt. Wie jedem die Lust kommt,
Leeret der Tischgenoß ungleiche Becher, von allen
Tollen Gesetzen frei. Der nehme große, der andre
Kleinere Trinkpokale; nur werd' er fröhlicher. Sodann
Wird ein Gespräch, zwar nicht von fremden Villen und Höfen,
Noch: ob Lepos schlecht oder gar nicht tanze? Die Rede
Gilt, was uns betrifft, was nicht zu wissen Verderb ist,
Ob durch Reichthum etwa der Mensch, oder etwa in Tugend
Glücklich werde? Was uns zur Freundschaft ziehe? der Nutzen
Oder Rechtschaffenheit? was Gut und das edelste Gut sey?
Nachbar Cervius plaudert indeß, wie die Red' es darbeut,
Fabelchen. Lobt jemand zum Exempel Arellius schnöden
Reichthum (er wußt's nicht besser), so fängt dann Cervius gleich an:

„Ein Feldmäuschen empfing als Gast einmal eine Stadtmaus,
Ihre alte Freundin, im armen kleinen Gemache.
Sparend sonst, dem Erworbenen wachsam, weitete jetzt sie
Ihrem Gaste die enge Brust. Was erzähl' ich lange?
Nichts verschonte sie; nicht aufbewahrete Kichern,
Länglichen Hafer nicht; sie trug mit eigenem Munde
Dürre Wurzeln und halbbenagete Stückchen Speck her,
Wünschend den Ueberdruß der Freundin, die, wie mit stolzem
Zahne die Speisen einzeln berührete, durch die Veränderung
Ihres Mahls zu bezwingen; indeß auf heuriges Stroh sie
Hingestreckt sich mit Spelz und Trespe begnügete, lassend
Jede bessere Speise dem Gast, der am Ende dann so sprach:
„Freundin, gefället dir ein so hartes Leben am steilen
Waldesrücken? Geliebt es dir nicht, der wilden Behausung
Vorzuziehen die Stadt und Menschen? Traue dich mir an,
Auf! und mache den Weg mit mir. Ein Erdegeschöpf ist

Sterblich; groß oder klein, nicht Eins entkommet dem Tode,
Drum, meine Gute! ſo leb, als lange zu leben vergönnt iſt,
Du dem Vergnügen, gedenk des Daſeyns Kürze."

Der Anſpruch
Regte die Landbewohnerin, leicht entſprang ſie dem Hauſe.
Beide machen den Weg und hoffen ſehnend, zu Nacht ſich
Unter der Mauer der Stadt hineinzuſchleichen.

Es war ſchon
Mitte der Nacht, als beide den Fuß in die ſtattliche Wohnung
Setzten, wo Purpurdecken auf elfenbeinenen Lagern
Glänzten, vom großen Mahl noch übrig viele Gerichte,
Die, in Körbe gethürmt, daſtanden vom geſtrigen Abend.

Als der ländliche Gaſt auf Purpur Stelle genommen,
Lief, wie ein aufgeſchürzeter Wirth, der rüſtige Gaſtfreund
Hin und her. Das erneuete Mahl beginnet, er ſelbſt thut
Aufwartdienſte dem Fremden, bekoſtend was er nur aufträgt.
Dieſer, erfreuend ſich des neuen Glückes und Wohlſeyns,
Macht den fröhlichen Gaſt; als plötzlich jetzt ein Garaſſel
Aller Thüren ſie beide vom Lager wirft. Sie ergreifen
Schnell die Flucht durchs weite Gemach und zittern entſeelt gar,
Als der hohe Palaſt vom Gebell moloſſiſcher Hunde
Laut ertönet. Die Landmaus ſpricht: „Ein Leben wie dieß iſt,
Mag ich nicht; lebe wohl! Wie wird mein ſicheres Waldhaus,
Von Nachſtellungen frei, bei der kleinen Erbſe mir wohlthun!"

Briefe über das Leſen des Horaz, an einen jungen Freund.

Erſter Brief.

Du nimmſt mich beim Wort, junger Mann, da ich wünſchte daß, wie ein bekannter Schriftſteller über die glückliche Kühnheit des Horaz nicht unglücklich geſchrieben [1], ein anderer ſeinen Hauptcharakter, den Quintilian mit den Worten „voll Anmuth und Grazie" treffend bezeichnet, [2] auseinanderſetzen möchte. Denn mit dem „zuweilen erhebt er ſich, mit einer in Figuren und Worten glücklichen Kühnheit" [3] ſagſt du mit Recht, ſey es nicht ausgerichtet. Anmuth und Grazie ſelbſt verboten es dem Horaz, ſich zu oft, zu kühn zu erheben, wie mehrere Oden an Auguſt, an Mäcenas und die bekannte Pindarum quisquis es wiederholt ſagen. Nicht zum ſtürmiſchen Auffluge reizte ihn ſein Genius; Anmuth und Grazie waren ſeine Muſe.

Von dieſen zu ſchreiben aber, weißt du ſelbſt, wie ſchwer es iſt! Man fühlt, man genießt die Anmuth; die Grazie ſpricht zu uns in Formen und Zügen, in Bewegungen, Worten, Gebärden, ſeelenvoll, herrlich; wer mag, wer will aber den Tanz dieſer Bewegungen feſthalten, das Spiel dieſer Züge zerſchneiden? Wer mag den Geiſt ſichtbar machen, der, in die anmuthreiche Geſtalt gegoſſen,

[1] Klotzii libellus de felici audacia Horatii. S. Klotzii opuscula arii argumenti, p. 114.

[2] Plenus est jucunditatis et gratiae. Instit. Orator. X. 1.

[3] Nam et insurgit aliquando, variis figuris et verbis felicissime udax. Ibid.

in Wort und Gebärde, unmittelbar gleichſam, uns zuſpricht? Studire, liebe den Dichter, Jüngling, ſo wird ſich dieſer freundliche Geiſt dir offenbaren.

Da von einem lyriſchen Dichter die Rede iſt, deſſen Muſe in rhythmiſchem Tanz ſchwebet, ſo begreifſt du leicht daß Horaz Sylbenmaße du dir zuerſt eigen machen mußt, um an der Bewegung in ihnen Freude zu ſchöpfen. Die ſchwerſten, die verworrenen der Griechen ließ er ihnen; weder dem Pindar, noch den Chören buhlte er in Anſehung ſolcher nach. Die leichtern aber, die ſeiner ſchwergebietenden Sprache angemeſſen waren — mit welchem Verſtande hat er ſie jedem ſeiner Gegenſtände gewählet! mit welcher Zartheit in jeder Fuge, jeder Cadenz und Cäſur ſie behandelt! Alcäus und Sappho ſangen ihm vor; nach den kleinen Reſten, die wir von ihnen haben, ward aber auch ihr Geſang auf Horazens Leier künſtlich gebundener, zierlicher, feſter. Wer wünſchte nicht die ſchönſten Strophen dieſer Geſänge in ihren lieblichen Cadenzen, im ſchönen Reigentanz ihrer Bilder, jetzt bei der Guitarre und Laute, jetzt bei einem volleren Saitenſpiel zu hören? Auch wundert es mich wirklich daß Horaz von unſern Muſikmeiſtern, die doch an guten Texten oft Mangel leiden, ſo wenig componirt iſt. Die leidenſchaftlichen ſowohl als die moraliſchen Oden Cum tu, Lydia, Telephi [1] — O matre pulcra filia pulcrior [2] — Nullam, Vare, sacra [3] — Mater saeva Cupidinum [4] — Dianam tenerae [5] — Integer vitae [6] — deren letzte Worte: dulce ridentem Lalagen amabo, dulce loquentem ein bekannter Canon worden; Quis desiderio, eine ſo oft nachgeahmte nie übertroffene Ode, [7] Musis amicus [8] — Quid dedicatum [9] —

1 L. I, Od 13.
2 I, 16.
3 I, 18.
4 I, 19.
5 I, 21.
6 I, 22.
7 I, 24.
8 I, 26.
9 I, 31.

Poscimur. Si quid [1] — Nunc est bibendum. [2] — Wenn sie, gehörig vertheilt, nicht strophenweise, sondern durchcomponirt würden, in welche schöne Zeiten des Alterthums versetzte uns dieser Gesang! In den drei folgenden Büchern sind der musikalischen Texte vielleicht noch mehr. Das Aequam memento, [3] Septimi, Gades, [4] Rectius vives, [5] Quid bellicosus, [6] Eheu fugaces, [7] Otium divos, [8] Cur me querelis, [9] Bacchum in remotis. [10] Und damit ich aus den folgenden Büchern nur Ein Beispiel anführe, wer wird nicht das unübertroffene Donec gratus eram tibi, Tecum vivere amem, tecum obeam libens [11] in einem Duett zu hören wünschen? Ehe du also ganz in diese Sylbenmaße eingeweihet bist, daß deine Seele auf den Flügeln des Choriambs zu schweben, mit Alcäus vorzutreten weiß, und du, jeder andern Melodie der Worte und Bilder gleichsam einverleibt, dich in ihr frei bewegest, siehest du nur zerstückte Gliedmaßen des Dichters, nicht aber den rhythmischen Tanz seiner Muse. In ihm ist jede Wendung, jedes leichte Inhalten, Auf- und Niederschweben, jeder stärkere und leisere Tritt Grazie und Anmuth.

Glücklich sind wir in unserer Sprache daß wir dieß ätherische Concert nicht nur vernehmen, sondern auch nachbilden können; in andern Sprachen, der italienischen und spanischen selbst, der französischen, englischen u. s., höret man an einer übersetzten Ode Horaz entweder einen aufgelösten vernünftigen Discurs, oder falsche, fremde widrige Töne. Auch wir hörten sie in der unsern, bis — Klopstock und Ramler kamen; beide ließen uns Horaz in seinen Sylbenmaßen hören, aber auf eine sehr verschiedne Weise. Ramler, mit Klopstock verglichen, großentheils hart; sein Wortbau wird

[1] I, 32.
[2] I, 37.
[3] II, 3.
[4] II, 6.
[5] II, 10.
[6] II, 11.
[7] II, 14.
[8] II, 16.
[9] II, 17.
[10] II, 19.
[11] III, 9.

ſchwerfällig, indem er bisweilen die vollgewichtigſten Worte kurz brauchet. Dagegen Klopſtock; ſeit er [1] in ſeinem leichten Schwunge

Wen des Genius Blick, als er geboren ward,
Mit einweihendem Lächeln ſah —
Wie Gna im Fluge, jugendlich ungeſtüm —
Einem fröhlichen Lenz ward ich und flog umher —
Der die Schickungen lenkt —
Schön iſt, Mutter Natur, deiner Erfindungen Pracht —
Welchen König der Gott über die Könige — u. ſ.

wie ein Genius über uns ſchwebte, und in ſeinem Hauch, in ſeiner leiſen Berührung die Sprache ganz etwas anders ward als ſie vorher geweſen war; da ward den Verſtändigen auch Horaz aufgeſchloſſen. Indem unſre Sprache, die unſerm Ohr und Herzen immer doch die nächſte, die belebendſte bleibt, einen feinern Horaz in den Sylbenmaßen und der Manier des Römers beſaß, ward uns auch der geiſtige Zutritt zu dieſem leichter. Zu Klopſtock alſo, junger Mann! Er ſinge dir den Horaz vor und ein; Ramler kann dabei unvergeſſen bleiben. Manche andere raſſelnde Cyklopen-Ueberſetzung, ohne alle Ehrerbietung gegen Horaz auf dem Amboß geſchmiedet, wird dir, gegen das Urbild gehalten, unleidlich tönen.

Zweiter Brief.

Melodien und Sylbenmaße aber machen noch nicht den lyriſchen Dichter; ſeine Anmuth und Grazie muß uns anmuthige Bilder vorführen, die uns zu huldreichen Geſinnungen beleben. Zu ſolchem Zweck wählt jede Ode ſich eine Situation und ſtellet ſie dar; ſie wird ein Gemälde. Da dieß Gemälde aber aus den Saiten der Lyra hervorgeht, die eine Muſe belebet, ſo iſt es nothwendig ein ſich bewegendes, beſeeltes Gemälde, ein Ganzes

[1] Seit 1747.

mit Anfang, Mittel und Ende. Sey die Situation, die es ſchildert, eine innere oder äußere; ohne dieſen Fortgang der Idee, ohne dieſen Flug der Muſe, die ſich zu verirren ſcheint und doch nie verwirret, iſt die Ode ein Stativ, oder was ſie ſonſt ſeyn mag, nur kein Geſang, keine Ode. Höchſt albern ſind die Ausſprüche der neuern Poeſieſchöpfer, wenn ſie dem Römer den Namen eines Dichters entweder ganz abſprechen oder ihn deßwegen tief herabſetzen weil ſich aus ihm nicht wie aus Homer malen laſſe, oder er nicht wie Homer plaſtiſch male. Thäte er's, wäre er ein ſchlechter lyriſcher Dichter. Das Beiweſen, das man Horaz aus Kunſtbüchern zuführte, die Erklärungen die man ihm aus Gemälden, Münzen und Statuen gab, die Streitigkeiten die man über die grauſame Nothwendigkeit,

Clavos trabales et cuneos manu
Gestans ahena; nec severus
Uncus abest, liquidumque plumbum,

als über ein unſchönes Gemälde führte, zeigen den Ungeſchmack, oder linder zu ſagen, den unlyriſchen Geſchmack derer die ſie führten. Malet mir doch ein Lied, eine Strophe des Liedes, den Geiſtertanz, die ſchwingende Bewegung der Töne.

In jeder Horaziſchen Ode alſo ſuche dir, mein Freund, die geiſtige Situation auf, die der Dichter darſtellen und beleben wollte; ſuche in ihr ſeinen Standpunkt, ſeine Laufbahn, ſein Ziel; dann ſiehe wie er ſeinen Lauf nahm, wie ſchwer oder leicht er ihn vollendet. Bei Horaz wirſt du eine Menge Annehmlichkeiten finden, die ſich oft an Ein Wort, an eine Wortſetzung oder Wendung anſchließen und gleichſam in ſie verbergen; hätte der Dichter ſie ausgemalt, ſo wäre der feine Zug zur Grimaſſe worden und jede Grazie verpinſelt. Vielleicht hat kein Dichter mehr wie er durch ſeine Ausleger und Commentatoren gelitten, gewiß nicht allein durch Baxter. Indem ſie ihm nachſpürten woher er ſeine Ideen wohl genommen,

worauf er gezielt haben möchte, und ihn dabei bald in die Politik, bald in Gelehrſamkeit begruben, war Anlage, Haltung, Colorit zerſtört; verzerrt war die Grazie zu einer widrigen Maske. Flieh, Jüngling, dieſe Schönheitsmäkler, die **arbitros elegantiarum**; mit eigenem freiem Blick und Sinn halte jede Situation mit ihrer Darſtellung zuſammen als ob ſie die einzige in der Welt wäre. Ein Cabinet der erleſenſten Geiſtesgemälde, kleiner und großer, wirſt du in dieſem Dichter erbeuten. Auch wo er von andern eine Anlage nahm, bildete und ordnete er ſie nach ſeiner Weiſe; du bilde und ordne ſie dir. So z. B. ſeine Situationen der Liebe. Höchſt lächerlich wäre es wenn man, ſie zuſammennähend, einen Roman aus ihnen, **les amours d'Horace** dichtete, wie man es mit Catull, Petrarch und wahrſcheinlich auch mit ihm wirklich gethan hat. Bei einem lyriſchen Sänger (**ſidicen Romanae lyrae**), was kümmern uns ſeine Privat-Liebeshändel? oder wer dieſe Lydia, jene Pyrrha, Leukonoe, Neobule u. ſ. geweſen? Namen ſind ſie die in ſein Sylbenmaß, Charaktere die in ſeine jetzt gewählte Situation paßten; vielleicht Griechinnen, die er nie geſehen hatte, geiſtig aber ſah und darſtellt. Geh, junger Freund, zu ſolchem Zweck, nicht mit der gewöhnlichen Tändelei-Neugier dieſe Situationen durch, und du wirſt in ihnen eine Mannichfaltigkeit, offenbar mit Wahl und Abſicht, ſowohl in Anſehung des Ganzen als in Zügen, Wendungen u. ſ. erblicken, als ob du eine fortgehende Galerie durchſchauteſt. Dieß Gemälde reizt, ein anderes warnt; dort ſieheſt du gar den Abſcheu der Liebe, in Auftritten oder in Folgen. Kaum hat ein anderer Dichter dergleichen ſtärkere gezeichnet als Horaz, nur aber mit wenigen Zügen lyriſch. Dort ſiehe die reizende Pyrrha und ihren leichtgläubigen Buhler; er kennet ach das wüthende Meer nicht, dem er ſich anvertrauet, das ihm jetzt ſo ſchön, ſo ruhig glänzet. [1] Hier höre die Sprache des Dichters

[1] I, 5.

an eine Lydia, die ihren Sybaris jeder männlichen Tugend entzieht, die ihn liebend hinrichtet. [1] Dort eine andere, die in Telephus wachszarte Arme entbrannt barbariſche Küſſe leidet. [2] Weiterhin eine ſchöne Beleidigte, dann eine Mißhandelte, [3] und an wem rächet ſich der Dichter mehr als an ſtolzer oder lüſterner Buhlerinnen häßlichem Alter? Seine Muſe erlaubt ſich hier, zur Warnung für andere, den freieſten Spiegel. Eben ſo unhold iſt ſie den Ehebrechern und Ehebrecherinnen; überhaupt darf man ſagen daß ſie nie zur Lüſternheit reize. Stellt man die Oden dieſer Art in ihren mancherlei Situationen neben einander, ſo wird man einerſeits eine römiſche Lebensweiſe, die wir uns gewiß nicht zurückwünſchen, andererſeits eine ernſtmoraliſche Grazie des Dichters gewahr, ſich bemühend auch dieſen Scenen wenigſtens ehrbaren Anſtand zu geben. Bei Jünglingen und Männern verfolgt er den Dienſt der cypriſchen Göttin ebenfalls bis zu ihrer Entlaſſung aus demſelben in ſehr wohlgewählten Momenten, ſo daß es nur eines verſtändigen Winks bedarf, um den Leſer dahin zu ſtellen wohin ihn der Dichter haben wollte. Dahin aber gelangt er nicht, wenn man mit einem geheimen Kitzel antiquariſch an jeder Farbe des Gemäldes haftet, vergeſſend den Zweck des Ganzen. Der gute Vater des Horaz machte es anders. Um ſeinem Sohn dieß oder jenes Schändliche oder Schädliche unleidlich zu machen, ſprach er: „ſiehe auf jenen! auf dieſen!“ So ſtellet Horaz ſeine Gemälde in allerlei Formen der Leidenſchaft hin und überläßt jedem ſich ſelbſt zu ſagen: „Merke! Dahin geht's! Hüte dich bei Zeiten!“ Nochmals geſagt: glücklich daß wir aus dieſen Scenen ſogenannt antik-römiſcher Liebe hinaus ſind, und derſelben wenigſtens zu unſrer lyriſchen Form nicht bedürfen. In Klopſtock, Götz u. ſ. gibt's andere Scenen der Liebe; und in Horaz ſelbſt, die er billigt oder preiſet, ſind ſittlich.

[1] I, 8. [2] I, 13. [3] I, 16.

Sage man was man wolle, es ist kein Rücktritt im Gange der Bildung des Menschengeschlechts, daß sie die Jungfrau über die Buhlerin, die Liebe über wilde Thierheit erhoben; Jungfrauen sind unsere Musen — Dirnen werden als Dirnen geachtet.

Ich habe diese Classe der Oden zum Beispiel gewählt, weil ich an ihnen den meisten Mißbrauch bemerkte; jede andere spricht für sich selbst. Wer ein Gemälde ansiehet, ohne zu fragen: „was stellet's vor? woher ging der Künstler aus? wohin wollt' er? wie ordnete und band er Gestalten, Lichter, Farben? Welches ist der Sinn, der Eindruck des Ganzen?" der betrachtet es unverständig; so auch wer die lyrischen Gemälde verstandlos ansieht, dagegen ästhetisch an den Spänen ihres Holzes schnitzelt und kauet. Odi profanum vulgus et arceo; hasse auch du es, Jüngling.

Dritter Brief.

Der angenehmste Gesellschafter ist ein naiver, schlichter Mann, ohne hohe Ansprüche einer drückenden Größe, der das Leben liebt und dessen Gebrauch kennet, übrigens gefällig, jeder Hora bequem, und dabei golden von Gemüth, fest wie ein Anker. Um einen solchen vertauschen wir gern das größeste Genie, den lustigsten Witzling, den tiefsten Denker. — Ein solcher ist Horaz; er lehrt und übt die wahre Philosophie, den Genuß und Gebrauch des Lebens auf die lieblichste Weise; er singet sie uns ein. Daher daß er zu allen Zeiten so viele und so treue Liebhaber fand, die sich an ihm erheiterten, stärkten, erquickten. Wo man aufschlägt, findet man Winke dahin; wenn man ihm in sein fröhliches Gesicht sieht, erinnert man sich wozu man lebe. Und darf man mit Hagedorn sagen:

Horaz, mein Freund, mein Lehrer, mein Begleiter,
Wir gehn aufs Land —

gönnte uns gar das Schickſal, Horazens ſeliges Loos, faſt unabhängig, frei von quälenden Sorgen und nutzloſen Geſchäften, ſich ſelbſt und den Seinen, ſeinen Freunden und den Guten jedes Zeitalters zu leben; freudig nennen wir alsdann ſeine Grazie unſere Schweſter.

Daher aber auch gegentheils daß Menſchen von wildem Gemüth, von ſtürmiſchen Leidenſchaften, an Horaz wenig finden; er iſt ihnen zu gemein und alltäglich. Menſchen ohne Gemüth, in barbariſche Hofetikette gehört er gar nicht; er macht die Seele frei von jedem Vorurtheil, von jeder Bürde und Aefferei des Lebens. Und zwar thut er dieß nicht ernſt und ſteif, wie Chryſipp und Crantor; ſondern als ob ers nicht thäte, mit geſchickten Wendungen, lyriſch.

Wer doch unſern abcirkelnden Pedanten geſagt haben mag „daß die Ode in einem Rauſch, in einer Trunkenheit beſtehe, da man zwar weiß woher man kommt, aber nicht wohin man will und wie man dahin kommt?“ Wer ihnen geſagt haben mag „daß dieſe Tollheit nüchtern erpreßt, mäandriſch affectirt werden müſſe; ſo fordre es die Ode.“ Einen Unſinn kann keine Dichtungsart fordern; auch die Wendung der Ode alſo, ihr Tanz, ihr mäandriſcher Gang müſſen Zweck und ihren Grund in der menſchlichen Seele haben; den haben ſie wirklich. Directe, gar aufgedrungene Lehre belehrt wenig; ſie ermüdet und beleidigt ſogar. Dagegen ein unerwarteter, aber vorbereiteter Wink, gleichſam eine ſtumme Lehre, eine Mine der Lebensgrazie, ſie trifft das Herz, ſie erweckt und belebet. Daher daß man faſt in jedem ſittlichen Vortrage nicht die kürzeſte Bahn, ſondern, angenehmer zum Ziel zu kommen, einen ſanften Umweg wählte. Von der Parabel, vom Epigramm an iſt dieß der Fall; wie denn nicht bei dem verſchlungenſten Herzensgedichte, der Ode der Leidenſchaft und ihrem kleinern Abbilde, einem Blumenſtrauß der lyriſchen Phantaſie und Empfindung? Sey es zu einer belehrenden Grabſtätte oder zu einer heitern Höhe; auf Umwegen führt uns die Grazie zum Ziel. Unvermuthet finden wir

uns da, und freuen uns oder weinen. Wie mancher der ſein Leben vergeudete oder verlor, lieſet den Horaz nur traurig!

Du, Jüngling, darfſt ihn noch fröhlich leſen, denn dein Leben iſt vor dir; fröhlich über jede Lebensführung und Situation des Lebens, die er ſchildert. Wenn bei wiederkommendem Lenz er zum neuen Genuß des Lebens, als ob dieſer Lenz der erſte und letzte wäre, zum Tanz, zur Freude ermuntert, [1] wenn er ſeinen Freund Plancus mit dem Beiſpiel Teucers aus der Trauer, [2] den Thaliarch, den Lamia aus Sorgen für die Zukunft weckt, [3] die Neobule aus Wahrſagungen, [4] die Tyndaris auf ſein Landgut ruft, [5] dem Varus Wein zu pflanzen empfiehlt, [6] oder ſeinen Mäcen und andere Freunde, jetzt Venus und die Grazien, zu ſich einladet. [7] Die mannichfaltigſten Formen wählte Horaz zu dieſen Lehren der Weisheit, wenn z. B. er jetzt das unſchuldige und durch ſich ſelbſt ſichere Gemüth wie einen heitern, ruhigen See ſchildert, [8] jetzt mit dem Knaben, jetzt mit ſeiner Leier ſpricht, [9] jetzt wünſchend vor den Apollo tritt, [10] jetzt in ernſterem Ton des Lebens Gebrauch lehret. [11] Oft erinnert er hiebei an die Kürze des Lebens, an die elende Nichtigkeit, Baufälligkeit und Zerbrechlichkeit aller menſchlichen Hoffnungen und Wünſche, [12] an das kommende Alter; [13] den Todtenſchädel des weiſen Archytas ſogar läßt er ſprechen, und hieran erinnern. [14] Kaum gibt es eine angenehme Weiſe die der Dichter zu dieſem Zweck nicht verſucht hätte; und oft iſt's Ein Wort, Ein vorübergehendes Bild das uns den ganzen Zweck und Umfang unſers Daſeyns anmuthig in Erinnerung bringt; nicht der ſcheidende Winter, der kommende Lenz allein, auch die letzte Roſe des Jahres, auch die zu bald verblühende Roſe. [15] Da dieſer Charakter in Horaz ſo

[1] I, 4.
[2] I, 7.
[3] I, 9, 26.
[4] I, 11.
[5] I, 17.
[6] I, 18.
[7] I, 20, 29.
[8] I, 22.
[9] I, 32, 38.
[10] I, 31.
[11] II, 3, 10.
[12] II, 14, 16 u. f.
[13] I, 11.
[14] I, 28.
[15] I, 38. II, 3.

wiederholt, laut und leiſe das Herz anſpricht, ſo iſt er keinem ſeiner vielen lateiniſchen Nachahmer und Nacheiferer unbemerkt geblieben; vorzüglich aber unſere Sprache kann ſich mehrerer Dichter freuen die ihn im reinſten Licht aufgefaßt haben: Hagedorn, Uz, Götz, Kleiſt, Gleim u. a. Laß dir dieſe Sänger der Lebensphiloſophie die man jetzt Verſificatoren nennt, nicht verleiden, guter Jüngling; ſie enthalten mehr als den neuern Klingklang in Schellen und Reimen. In ihrer alten Schale iſt ſüßer Kern, Anmuth des Lebens, ernſt-frohe Lehre.

Jetzo weißt du noch nichts von dem Elend,
Wie Grazie lacht das Leben dir;
Auf, und waffne dich mit der Weisheit!
Denn, Jüngling, die Blume verblüht.

Wie ſittlich übrigens Horaz ſeine Feierſtunden des Lebens anordne, deſſen ſind mehrere Oden Zeugen. Nichts iſt ihm mehr zuwider als der Rauſch, die Trunkenheit jedes Vergnügens; ſie iſt ihm eine barbariſche Entweihung dieſes Namens. Gern knüpft er daher dieſe Stunden an feierliche Tage des Staats, an die Rückkunft eines Freundes, oder ſonſt an eine freudige Begebenheit ſeines Lebens. In und um Rom erinnert ſo manches an den liebenswürdigen Dichter, der esquiliniſche Berg, der heilige Weg zum Capitol, der Berg Soracte, vorzüglich aber, mit ſeinen tauſend Annehmlichkeiten, Tibur. Es iſt als ob dort im Thal und auf Höhen Horazens Geiſt noch ſchwebe.

Vierter Brief.

Gefälligkeit, Liebe und Freundſchaft ſind die Huldinnen des Lebens. Wie treu Horaz der letzten ergeben geweſen, zeigen mehrere Oden desſelben, die Weihgeſchenke auf den Altar der Freundſchaft genannt zu werden verdienen. Da dieß holde Band edler Seelen ſich aber nicht mit Worten ausſpricht und An-

läſſe es allein ſind die den männlichen, wahren Freund zeigen, ſo hat Horaz auch dieß Kennzeichen nicht verſäumet. Er ſchweigt z. B. von Virgil, bis er hört daß dieſer auf dem Meere ſchwebe; da fleht er für ihn die Cypria, die brüderlichen Geſtirne, den Vater der Winde an, daß ſie ihm „die Hälfte ſeiner Seele" erhalten mögen.[1] Dieß Eine Wort iſt ihm genug; weiter ergießet er ſich nicht weder in Wünſche, noch in ein Lob des Freundes, das zwiſchen Männern ſolcher Art nicht ſtattfindet. Nur Unverſtändige haben es ihm übel auslegen können daß er weiterhin, wie ſie meinen, von andern Dingen rede. Von fremden Dingen redet er nicht; und wenn er gegen den Erfinder der Schifffahrt ſo hart ſpricht, ſo enthüllet er eben damit ſeine für das Leben des Freundes fürchtende, zart erregte Seele. Wenn er in dem Trauerliede, das wohl ſeinesgleichen unter allen Nationen ſuchen dürfte, über den Tod des Quintilius,[2] einen Freund ſucht, an deſſen Bruſt er klage, ſo iſt's Virgil; der Inhalt dieſes Geſanges bindet drei edle Seelen, deren eine den andern entrückt iſt. So wenn er den Tibull und andere tröſtet;[3] denn tröſten, den Muth erheben, gebührt dem Freunde. Ein Theil derer an die er ſeine Oden richtet, ſind berühmte Namen; der Weltkenntniß und dem Charakter Horaz dürfen wir's zutrauen daß der Inhalt jedes Stücks, das er ihnen weihte, ihnen angemeſſen war; ſo durchwandeln wir in ihm eine ſchöne Gallerie von Helden- und Freundenamen. Die Ode, da Horaz ſich der Wiederkunft des Numida freuet,[4] die, da er ſich mit ſeinem Jugendfreunde in Tarent dereinſt zu leben und zu ſterben wünſchet[5] (ein ſüßer Hauch herzlicher Kindheitswünſche!), die an ſeinen ehemaligen Mitkrieger, Pompejus Varus,[6] die an Cenſorinus, Icccius, Lollius u. ſ. ſind Denkgebilde des Horaziſchen Lebens; auch dadurch merkwürdig daß ſich in den letzten Büchern die Zahl der

[1] I, 3. [2] I, 24. [3] I, 33. [4] I, 36. [5] II, 6. [6] II, 7.

Freunde vermindert; dem Dichter bleiben bloß hohe Gegenstände, Patronen. Die Zeit der Jugendfreundschaft ist vorüber.

Aber auch das Verhältniß des Dichters zu diesen Patronen ist wahrlich nicht ohne Grazie. So viele sich des Namens der Mäcenaten angemaßt haben, so wird mit Horaz der Name Mäcenas immer ein einzelner Name bleiben. Horaz nämlich machte den Namen berühmt, und zwar mit einer Fülle abwechselnder kleiner Lebensumstände, ohne welche kein Lobpreis dem Fremden der daran nicht Theil nimmt anmuthig seyn kann. Jede Ode an Mäcenas lesen wir mit neuem Vergnügen, denn sie bietet einen neuen Inhalt dar. Und immer einen Inhalt angenehmer, fröhlicher Gattung, oft mit dem Scherze gewürzt der in Mäcenas Umgange selbst herrschte.

Sogleich die Zueignung dieser lyrischen Gedichte.[1] Hoch fängt der Dichter mit seiner „alten Königssprosse Mäcen" an, weiß sie aber bald so lieblich ins Leben zurückzuführen daß, bei allem Stolz des Ausganges der Ode, Horaz ganze Dichterei ein enthusiastisch-edles und süßes Spiel wird, ein Zeitvertreib wie es mehrere Zeitvertreibe anderer gebe. Horaz Einladungen an Mäcen[2] sind so ehrerbietig als schlicht und scherzhaft; nie hingeworfen und knechtisch, nie zudringlich und überweise; Staatslehren gibt er ihm nie.[3] Eben dieser anständige Rückhalt mit einiger Vertraulichkeit gemischt, bezeichnet den Mann der Grazie im Umgange wie in der Dichtkunst. Der Ode dieß leichte Cölorit, diese scherz- und ernsthaften Mitteltinten zu finden, ist wahrlich schwerer als ein Buch ausströmenden Lobes. So wird Horaz in der letzten Ode, mit der er die erste Sammlung seiner lyrischen Gedichte schloß, vor Mäcens Augen ein Schwan;[4] in der die diese Sammlung anfing, berührte er mit seinem Scheitel die Sterne.[5] Aber auch die Sprache des Herzens

[1] I. 1. [2] I, 20. [3] II, 12. III, 8, 29. [4] II, 20. [5] I, 1.

verſtand Mäcenas. Der Glückwunſch an ihn auf ſeine Reiſe, [1] vor allen aber das herzvolle Gedicht:

Warum mit deinen Klagen enſeelſt du mich? [2]

verbinden beider Leben untrennbar. Sonderbar daß die Parze dieſen Wunſch bekräftigte, oder vielmehr daß der Dichter ihn that als ob er ins Buch des Schickſals geblickt hätte; in demſelben Jahre, wenige Monate ſpäter, ſtarb Horaz am Ausgange eines böſen Novembers ſeinem Patron und Freunde Mäcen nach, im 57ſten Jahre ſeines Alters. Gewiß machte nicht der Patron den Dichter, ſondern der Dichter den Patron auf eine ſo ſchöne Weiſe unſterblich; dagegen ſey dem Mäcenas auch in ſeiner Aſche Dank daß er dem Dichter ein ſorgenloſes, angenehmes Leben gewährte, daß er ihm Schutz und Zier war.

Der Ernſt im Scherze, der Scherz im Ernſt, der zwiſchen Mäcen und Horaz, an jenes Tafel, in dieſes Schriften herrſchte, iſt vorzüglich das Salz das man jetzt die Horaziſche Laune nennt, und nicht ſo nennen ſollte. Es war die frohe, leichte Ironie aller Weiſen, nur ſo und anders gemiſcht, nach Gegenſtänden, Zeiten, Perſonen. Klopſtock hat ſie in einigen Oden unvergleichlich; in Horaz Sermonen und Briefen hat Wieland ſie congenialiſch interpretiret; Italien, Spanien, England, Frankreich haben in ihr treffliche Muſter. Daß uns ernſten Deutſchen dieſe Manier ſo fremd, oft ſo unverſtändlich iſt, rührt wohl daher daß uns im ganzen die Grazie des Umganges ſeltner beſuchet. Unſere Höfe und Patronate, unſere Mäcenatſchaften — doch wozu, Jüngling, dir dieß ſagen? Lies deinen Horaz frei und freue dich ſeiner. Manche ſeiner Oden iſt ein Billet, aber wie wohlgewandt, wie zierlich! Laß dir dieſe Artigkeit, den ſchönen Wortbau, die curiosa felicitas, die auch Petron in ihm fand, empfohlen ſeyn; ſie iſt die Würze des Geſprächs

[1] Epod. I, 1. [2] II, 17.

und Umganges. Und der Weg zu ihr? Nüchternheit des Sinnes, Leichtigkeit ſeiner Perſon, Entäußerung ſeiner. Sieh, wie der freie, ſtolze Horaz ſich auch in ſeiner Dichterkrone leicht gebärdet. So viel er auf das Geſchenk ſeiner Muſe hält, ſo hoch er's preiſet, es war ein Gunſtblick den ſie ihm unverdient in ſeiner Geburtsſtunde zuwandte; ſie, die ſtummen Fiſchen, wenn es ihr beliebte, Geſang geben könnte. [1] So beſcheiden dachte Horaz von ſich, beim ewigen Monument das er ſeinem Gefühl nach ſich errichtet; [2] auch im kühnſten Selbſtlobe graciös und artig.

Fünfter Brief.

Im Lobe Cäſar Auguſts zeigt ſich die Anmuth unſers Dichters auf ihrem Gipfel. Du weißt wie ſchwer es iſt Fürſten, Helden, Könige, Weltmonarchen zu loben; und damals den einzigen, wirklichen Herrn der Welt, der durch Blutſtröme und Proſcriptionen zwar nicht auf den Thron geſtiegen war, doch aber die Republik langſam ermordete für die Horaz unter Brutus die Waffen geführt und — bei Philippi weggeworfen hatte, als Glück und Sieg ſich zu Cäſar wandten; ihn ſollte der ehemalige Tribun des Brutus, in Grundſätzen der Republik erzogen, ſein ſelbſt und Auguſtus würdig, jetzt loben? Nicht etwa nur künſtlich zog ſich Horaz aus dem Spiel, ſondern würdig. In den zwei erſten Odenbüchern die Horaz zuerſt bekannt machte, ſind wenige Stücke ihm zugeſchrieben, und in gewählter Ordnung. Die zweite Ode des erſten Buchs ſchildert alles Unheil das über Rom gekommen war, alle Verſündigungen die auf ihm lagen, mit ſtarken Zügen. Das Grauſen wächst; ein Entſündiger iſt nöthig; wen ſenden die Götter? Einen Apollo? Nehmen Romulus und die Mutter der Römer ſich ihres Geſchlechts an? Beſcheiden überläßt es die Muſe dem Entſündiger, dem Friedeſtifter der Welt, in welches Gottes Geſtalt er unter den Menſchen weilen

[1] IV, 3. [2] III, 20.

wolle; er weile unter ihnen nur lang und glücklich! Eine anmuthigere Vergötterung iſt ſchwer zu denken; ihrer durfte ſich auch der republicaniſche Horaz nicht ſchämen. Eingeleitet war mit ihr alles fernere Lob Auguſtus.

Dicht an Cäſar Auguſtus ſtellte Horaz ſeinen Freund Virgil, dann einen Conſularen, dann den Agrippa, den Munatius Plancus, den Mercur ſelbſt; jetzt kommt Auguſtus wieder;[1] aber die ganze Reihe republicaniſcher Männer und Helden ziehet ihm voran. Die an der Ode ein Schulverzeichniß oder eine Pindariſche Nachäffung ſuchen und finden, verſtehn ſich ſchlecht auf die Seele des Dichters. Erſt hinter allen jenen hohen Geſtalten ſollte das Juliſche Geſtirn aufgehen, und indem der Dichter Anfang und Ende zuſammenknüpfet, weihet er dem höchſten Gott das Haus Auguſtus.

Möge die dem Paris geſchehene Weiſſagung des Nereus[2] eine Anſpielung auf den Antonius ſeyn ſollen oder nicht — die Ode an die römiſche Fortuna in ächten Römerzügen,[3] der Zuruf ans alte gebrochene Schiff das wieder ins Meer will,[4] der Geſang der Knaben und Mädchen an den Apollo und an die Diana, daß ſie das Ungemach des Staats abwenden mögen,[5] der Freudengeſang endlich, da Cleopatra beſiegt iſt,[6] ſind patriotiſche Stimmen aus der früheren Zeit unſers Dichters. Mit dem dritten und vierten Buch, das er ſpäter bekannt machte, welch eine Periode geht an! Seine Denkart iſt reif worden; die Blumen ſind in Früchte verwandelt. Gewöhnlich liebt man dieß bei Dichtern nicht; bei Horaz iſt dieſe Reife ſehr liebenswerth. Da ſtehen die großen Oden:

Odi profanum vulgus —
Angustam, amici, pauperiem pati —
Justum et tenacem propositi virum —
Descende coelo — [7]

[1] I, 12. [2] I, 15. [3] I, 35. [4] I, 14. [5] I, 21.
[6] I, 37. [7] III, 1—4.

die, wenn von Cäsar die Rede ist, ihm allenthalben Sanftmuth und Menschenhuld zusingen. Völker zu beglücken, ist er ein Gott hienieden; über ihm aber waltet der Götter Herrschaft, die alles Ungerechte, Uebermüthige beuget. Das lehren in der letztgenannten Ode die Titanen. — Jetzt tritt Regulus hohe Römertugend vor den alten Senat;[1] die Muse sieht die verwüsteten Tempel, Roms böse Sitten, die Ehebrecherin — wie ernst tönt ihre Lyra![2] Sanftere Stimmen unterbrechen sie; Wünsche für den abwesenden, den Staat schützenden Cäsar,[4] Hoffnung und Freude bei seiner Rückkehr,[3] Hoffnung goldner Zeiten, alter Sitten, Wünsche für Augustus und die ewige Sicherheit des Staats, ein säcularischer Gesang schließen.[5] Welcher römische Dichter hat edler gereift als Horaz? Wer hat sich und allen Zeiten einen schönern Kranz gewunden? Auch in der Zusammenordnung der Gedichte wie verschiedner Blumen in Einen Strauß ist Horaz angenehm und lehrreich. Man kann nicht schöner ordnen, sinnvoller wechseln. Kurz vor Ende der Arbeit kommt sein Freund Virgil wieder:

Misce stultitiam consiliis brevem;
Dulce est desipere in loco. —

Gewöhnlich hat man's nur für Höflichkeit gehalten, wenn Horaz mehrmals versichert daß er hohen Gegenständen nicht gewachsen sey, daß er nicht wie Pindar erhaben brause, sondern wie eine Biene geschäftig sammle; dieß höfliche Wort ist aber Wahrheit. Allen seinen sogenannt erhabnen Oden merkt man Mühe an; in der Zusammensetzung haben sie Härten und Spalten. Dagegen die sanftern wie organische Gewächse hervorsprießen; schöne Gebilde von der Wurzel an bis zur Blume. Schlachten, Kriege, Niederlagen der Völker zu singen, war dem erfahrnen Mann, der wohl sah auf

[1] III, 5. [2] III, 6. [3] III, 14. [4] IV, 5, [5] IV, 14, 15.

welchem Wipfel der Römer Reich ſtand, und wie hart es die Welt drückte, widrig, tödtlich.

Religiöſe Gegenſtände endlich betrachtete Horaz nur menſchlich. Merkur iſt ihm Schöpfer einer feineren Menſchenbildung in Sitten und Sprache; Apollo Geber der Gaben des Gemüths, der beſten Geſchenke. Uebrigens iſt ſein verrufenes Glaubensbekenntniß

Der Götter karger, ſeltner Verehrer —

über das man viel ungehöriges geſagt hat, eben ſo verſtändig als ſchön eingekleidet. Was macht uns auf eine höhere Haushaltung aufmerkſam als unvermuthet große Veränderungen in der Welt, der Blitzſtrahl Zeus am wolkenlos heitern Himmel? Auch in Gegenſtänden dieſer Art kam dem Horaz eine hohe Grazie zu Hülfe.

Lies nun, Jüngling, den liebenswürdigſten der römiſchen Dichter, und ſchreibe mir was du von ihm denkeſt. Meine Antwort ſoll dir nicht entſtehn; lange Weile hat man nie in Horaz Geſellſchaft.

Sechster Brief.

Guter Wille verdient immer Lob, und, wenn er mit mühvollen Beſtrebungen verknüpft iſt, Achtung. So die vielen Ueberſetzungen des Horaz oder aus Horaz in unſere Sprache, der, wie ſchon bemerkt worden, an Fähigkeit hiezu keine europäiſche gleichkommt. In der italieniſchen, ſpaniſchen, franzöſiſchen, engliſchen muß ſich der römiſche Dichter gewohnten Sylbenmaßen, die ihm fremd und widrig ſind, bequemen; ſein Rhythmus, ſeine Strophe, ſein lyriſcher Tanz, mithin die ganze Compoſition, auf die er es anlegte, verſchwindet. Unſere Sprache, ihre Schweſtern mit eingerechnet (die ſlaviſchen Sprachen kenne ich nicht), ſie iſt es allein in der Horaz, Virgil, Homer und Pindar gleichſam mit eigner Stimme vernehmbar die Phyſiognomie ihrer Compoſition und Seele zeigen.

Dieß eben und das Gefühl hierüber unterſcheidet unſere Literatur von jeder andern; es macht uns in Anſehung der Kunde des Alterthums ſowohl als fremder Sprachen zu einer einzigen Nation in Europa.

Wenn nun aber die meiſten Ueberſetzungen Horaz, die ſeinem Wort und Sylbenbau nacheifern, in Stellen ſchwerfällig und hart ſind, ſo iſt auch dieß in der Ordnung. Zwangloſe Leichtigkeit iſt die erſte Eigenſchaft der Grazie; Harmonie in der Bewegung die zweite; endlich das Unnennbare (das Je ne sais quoi) der Anmuth, meiſtens verknüpft mit hoher Einfalt, iſt das dritte innigſte Kennzeichen ihrer himmliſchen Erſcheinung; alle drei, zumal auf der Schwinge lyriſchen Geſanges, ſind in ein fremdes Idiom ſchwer zu übertragen. Es gehörte dazu ein dem Horaz gleichſam ebenbürtiger, ihm gleichgeſtimmter Geiſt, eine glückliche Natur und die äußerſte Gewandtheit der Sprache. Klopſtock, wo er den Römer ſtellenweiſe nachgebildet oder überſetzt hat, iſt ihm in dieſer Congenialität vielleicht der nächſte; ja im Schwunge ſowohl als in leichter Wendung ihm oft überlegen, am meiſten in anmuthreicher, ſüßer Einfalt. Ramler, ſo glücklich er den Römer oft ausgedrückt, ſo fleißig er ihn ſtudirt hat — die Mühe ſeines Fleißes hat er nicht allenthalben gnug verborgen. Wer z. B. wird das Auffliegende des Jammerns

Miserar' est, nequ' amori dare ludum

in dem lamentabeln:

Welch ein Jammer!
Wenn man weder
Sich der Liebe
Spiel erlauben u. ſ.

(denn anders wird man im Deutſchen die Sylben nicht leſen wollen) wiederfinden? Seine kunſtreiche Mühe indeß verdient gewiß Achtung.

So ſelbſt die Mühe einiger ungleich härtern Traductoren, bei welchen es oft ſchwer wird, Bilder die im Tanz von der Lippe hinſchwegſchweben ſollen, mittelſt Anwendung aller Sprachorgane nur hervorzuzwingen; da man denn nicht, wie man gewöhnlich thut, die Härte unſerer Sprache, ſondern die Unfähigkeit ſie leicht zu gebrauchen, und den falſchen Geſchmack der Ueberſetzer anklagen müßte. Indem ſie nämlich den lyriſchen Dichter voll und erhaben zu machen gedenken, nehmen ſie den Mund voll und ſprechen centnerſchwere Worte, oder ſetzen ihn auf Stelzen, ſiegprangend und göttlich. Blickt man von ihren Ueberladungen in den alten lateiniſchen Horaz, ſo findet man gerade in ſolchen Stellen die natürlichſte Einfalt. Die war ihnen aber zu natürlich; erhabner ſollte und mußte er als Odendichter erſcheinen, nach einem traurigen Mißverſtändniß dieſes Wortes. **Hinc illae lacrimae!** Glaubſt du wohl, Freund, daß wenn uns jemand eine glückliche, aber ſchlichte Ueberſetzung des Horaz ohne fremden Schmuck, ohne barbariſche Schminke gäbe, der große Hauſe ſagen würde: „Nur das iſt Horaz? nur das? O wie erhabner iſt er in unſern Dichtern!“ [1] Alſo überſetze du dir den Horaz ſelbſt, zwei-, dreimal mit immer friſchen Gemüthskräften; die beſte Ueberſetzung bleibt doch immer die in unſerer Seele.

Worauf ich dich hiebei nicht genug aufmerkſam machen kann (ich wiederhole es nochmals), iſt das wenig beachtete Kunſtwerk des Dichters in jeder Ode; ihr **ambitus** und **periodus**, ihr

[1] Eine ziemlich unbekannte Ueberſetzung verdient viel Lob: Sechzig gewählte Oden des Horaz, Görlitz, 1795. Verbeſſerte Ausgabe. Auch Maſtalier, Schmidt, ſelbſt Lange bei ſeinen Fehlern ſind Stellen und Oden wohl gelungen; man freuet ſich oft des Dichters in unſerer ihm congenialiſchen Sprache.

Standpunkt und ihre Wendung, ihre Anlage und Ausführung; hier herrſcht Lebensverſtand, Grazie und Anmuth. Vom kleinen Compliment einer Einladung, eines Glückwunſches an, durch alle Stufen mehrerer, künſtlich geordneter Glieder der Ode, z. B. des Gegenſatzes, der Erweiterung unſers Sinnes durch Beiſpiele, Sprüche, oder endlich durch einen kühnen Auslauf in ein großes Beiſpiel — allenthalben bleibet Horaz ſeiner Sitte treu, ob er wohl von Vorbildern ſo mancher Art, von Alcäus, Sappho, Pindar, den Epigrammatikern borgte. Daß wir in ihm, und durch ihn faſt allein einen Garten der lyriſchen Grazie Griechenlands haben, macht ihn uns ſiebenfach werth, indem wir, da das böſe Schickſal jene Denkmale vertilgt hat, ihn, wie Terenz, Catull, Properz u. ſ. ſtatt der Griechen leſen.

Petrarca ſagte daß er bei keinem lateiniſchen Dichter ſo beſſer worden ſey als bei Horaz;[1] Shaftesbury, Hageborn, Uz und wie manche andere ſagten ein gleiches. Horaz Geiſt und Gemüth lebte gleichſam fort in dieſen Männern; vielleicht hat ſich kein Dichter lieblicher und öfter als er metempſychoſirt. Lies Hageborns Stück das Horaz Namen führet, und lerne es. Voll der Geſinnungen des Horaz, voll ſeiner Seele iſt es zugleich ein Monument der innigſten Dankbarkeit ſeines Jüngers und Freundes. „Dein weiſer Rath, redet Hageborn den Dichter an:

Dein weiſer Rath lehrt Vorurtheile haſſen,
Erhellt den Geiſt und macht das Herz gelaſſen.
Zufriedenheit beſänftigt unſern Muth,
Und ſie allein nennt jede Fügung gut.
Selbſt im Palaſt, wie in beſchilften Häuſern,
Iſt keine Zeit ihr gülden oder eiſern.

[1] Franciscus Petrarca, sui seculi vir doctissimus, dicere solitus est, se ex nullo poeta latino *evasisse meliorem* quam ex Horatio; quod dictum *Lasarum Bonamicum* audivi mirifice praedicantem. *Georg. Fabricii* in praef. Horat. Erf. 1600.

Das was uns mehr als aller Beifall ehrt,
Mein Freund Horaz, iſt unſer eigner Werth.
Mit eignem Werth, als einem Schirm umgeben,
Heißt jeder Tag dich ſonder Aufſchub leben. [1]

Wenn werd' ich einſt in unbelauſchter Ruh,
Nicht ſo berühmt, nur ſo vergnügt wie du? [2]

Siebenter Brief.

Eben wollte ich dir des Herzogs von Nivernois Anmerkungen über das Genie des Horaz, Deſpreaux und Rouſſeau [3] vorführen, in denen (ſeltne Unparteilichkeit!) in der Kunſt des Weltumganges, zu loben und zu tadeln, mit ſich und andern, ja mit den Göttern ſelbſt umzugehen, Horaz vor den beiden Landsleuten des Herzogs einen großen Vorſprung gewinnt; und wollte, mit gleicher Unparteilichkeit, wenngleich nicht mit gleicher Feinheit, Horaz mit zweien ſeiner Nacheiferer, Klopſtock und Ramler, zuſammenſtellen, da mir die Nachricht von Klopſtocks Hingange aus unſerm Erdenleben zukommt. Sogleich entfällt mir die Feder zu jeder Vergleichung; die Verdienſte des ſeltnen, einzigen Mannes, ſeine heilige Muſe tritt vor mich und ſpricht mir zu, freundlichbeſcheiden: „Als ich erſchien, klimpertet ihr auf einem hölzernen Hackbrett von Alexandrinern, gereimten Jamben, Trochäen,

[1] Ille potens sui
Laetusque deget, cui licet in diem
Dixisse: *Vixi.* L. III. Carm. XXIX, 41.
— — Mea
Virtute me involvo, probamque
Paupertatem sine dote quaero. v. 54.

[2] Hagedorns moraliſche Gedichte. Horaz. S. 124.

[3] Ueberſetzt ſind ſie in den Hamburgiſchen Beiträgen zu den Werken des Witzes und der Sittenlehre. St. 1. S. 132.

allenfalls Daktylen, wohlmeinend, treufleißig und unermeßlich; ich kam, und ließ aus meiner Region euch neue Sylbenmaße hören. Dieſen waren ſie Spott, jenen unverſtändlich; mich kümmerte weder Spott noch Klage, denn ich war mir bewußt daß ich in ihnen die höchſte Einfalt, die reinſte Anmuth ſuchte, unbeſorgt über das was der Pöbel proſaiſch oder poetiſch nennen möchte. Die höchſte Poeſie war mein Ziel, die Poeſie des Herzens und der Empfindung. Ich zählte und maß nicht nur, ich wägte die Sylben im Fluge des Wohllauts; auf eine vorher ungeahnte Weiſe machte ich euch eure ganze Sprache melodiſch. Was kümmerte mich wofür ihr meinen Meſſias haltet? Was er wirken ſollte, hat er gewirkt und wird es wirken; nächſt Luthers Bibelüberſetzung bleibt er euch das erſte claſſiſche Buch eurer Sprache. Meine lyriſchen Gedichte haben eure Saitenſpiele tauſendfach belebt; ſtatt des ſchmalen Brettes von vier eintönigen Saiten gaben ſie euch ein reiches Pſalterion, Apollo's Köcher voll muſikaliſcher Pfeile. Keine meiner Oden iſt der andern gleich; jede blühet, eine eigene lebendige Organiſation an Geſtalt, an Duft und Farben. Die Töne meiner geiſtlichen Lieder waren für euer Jahrhundert eine neue Harfe des Iſaiden; ſie erquickten den Kranken, ſtärkten den Matten, beſeligten die Sterbenden, und werden es thun ſo lange das Menſchenherz was es iſt bleibet. Eure Barden, euren Hermann ſuchte ich euch wiederzugeben; er war euch zu fern; er wird euch näher werden, und ihr werdet mir auch für dieſe Töne danken." Noch ſteht die Geſtalt liebreich da, und ſpricht mir von ſo manchem andern. Verhalle nicht, liebliche Stimme unſers Selma; doch du kannſt nicht verhallen aus unſerer Sprache, ſo wenig als aus Hainen und Bergen die tauſendſtimmige Echo. Dreifache Kränze ſchmücken dein Grab, guter Klopſtock; zuvörderſt dein Jugendkranz, Myrthen und Lorbeer; dann die Palme Zions, dann das prophetiſche Eichenlaub deines Vaterlandes. Deine ſtille Seele aber wohnt droben.

Eine andere Geſtalt ſchwebet mir vor, ſein und mein Freund, der wenige Wochen vor ihm hinwegging, der preußiſche Kriegesſänger, der Mann von deutſchem Gemüth, der biederſte Mann und Freund, Gleim. Klopſtocks Ode, die ſeinen Namen trägt, hat ihn der Perſon nach unverkennbar und unvergeßlich gezeichnet; ſeines Geiſtes Bild, ſeines Herzens Sprache lebt in ſeinen kleinſten Sprüchen und Gedichten. Hagedorn und er gaben uns das leichte, fröhliche, naive Lied; er vor Hagedorn und allen andern die wahre Kindesfabel, die ſpielende Romanze, den archilochiſchen Jamb, das tyrtäiſche Kriegslied. Als ſolchem ſetzte ihm Leſſing längſt die Ehrendenkſchrift:

Εἰμὶ δ' ἐγὼ θεράπων μὲν Ἐνυαλίοιο ἄνακτος,
Καὶ Μουσέων ἔραστον δῶρον ἐπιστάμενος.

Als einem Vater der Jünglinge, als Freunde der Menſchen lebt ſein Andenken in den Herzen aller Guten und Edlen. Zwei wackere Männer ſind hinweggeſchritten, Freunde im Leben, auch im Tode nicht geſchieden, beide Deutſchland und ihren Freunden unvergeßlich.

Zu einer andern Zeit wollen wir Horaz und Klopſtock gegen einander halten, zu ſehen weſſen der Preis ſey.

Diderot in ſeiner Notiz über Lafontaine ſagt: [1] „Jedes Jahr will ich an einem gewiſſen Tage ſein Grab beſuchen; an dem Tage zerreiße ich jedesmal eine Fabel von la Motte, ein Märchen von Vergier oder einige der beſten Seiten von Grecourt.“ An Klopſtocks und Gleims Grabe wollen wir nichts zerreißen, aber manches verachten.

Diderot fährt fort: „Auf dem Kirchhofe St. Joſeph liegt Lafontaine neben Moliere begraben; Dichtern und Menſchen von Geſchmack wird die Stätte immer heilig und werth ſeyn.“ Von den Gräbern beider, die wir genannt haben, können wir dieß in reicherem

[1] Oeuvres de Diderot. T. XV, p. 482.

Sinn ſagen. Die Städte beider Dichter haben ihr Begräbniß geehrt; die Nachwelt wird ihre Gruft ehren.

Man ſagt, beide ſtarben als Dichter. Klopſtock ſah ſeinen und ſeiner Meta Sohn, „den Genius der Morgenröthe," wie er in einer Ode ihn genannt hatte; Gleimen rief ſein Vater hinüber.

Lebe wohl, Jüngling, und erfreue dich beider.

4.

Ueber Horaz und über einige Horaziſche Rettungen und Erläuterungen.

1.

— Man kennet Harduin und ſeine, es ſey nun aberwitzigen oder leichtſinnigen Behauptungen, daß das meiſte Alterthum kein Alterthum ſey. Mag aber hinter ſeinen gelehrten Narrheiten auch ſo viel Jeſuiterei ſtecken als da will — ich glaube man hätte nur immer ſummariſch gegen ihn verfahren, auf einzelne Einwürfe ſich dann nur einlaſſen dürfen wo dieſe durch Sonderbarkeit und falſchen Anſtrich blenden könnten. Viele von ihnen ſind völlig unter einer Widerlegung, keiner Aufmerkſamkeit, keiner Antwort werth. Viele ſind Bäche die ſich von ſelbſt im Sande verlieren wenn man die Quelle verſtopft. Viele fallen auf die Erde wenn man nur den statum causae, den Punkt der Frage, nicht aus der Acht läſſet; und das letzte muß keiner der einigermaßen gegen einen Harduin würdig ſchreiben will. Bei einem lebenden, noch ſchreienden Autor kann man es nöthig haben auf einzelne nugas ſich kritiſch herablaſſen zu müſſen, wenn er nämlich eine Zunft hat die ſolche nugas anbetet; aber über Harduin iſt ſchon gerichtet. Die Nachwelt, ſo viele würdige Männer die über einen unſinnigen Todten urtheilten, haben das Urtheil ſchon gegen ihn geſprochen; das Urtheil iſt allgemein angenommen; der Zuſtand unſerer Literatur macht, wenn auch hier und da noch eine neue Pilze, ein junger Harduin, aufſchöſſe, eine lange formelle Widerlegung in allen Nichtswürdigkeiten langweilig,

nichtswürdig, ekelhaft. Ich ſehe ein kleines kindiſches Mädchen, das, nachdem einmal der Saal aufgeräumt worden, ſich hintennach damit abgibt in einem Winkel unnützen Staub wegzuwiſchen, und glaubt ſie habe den Saal aufgeräumet.

Ich kann nicht verhehlen daß bei den **Vindiciis** [1] die vor mir liegen, dieß mehr als einmal mir eingefallen.

Wie klein hätten die **Vindiciae Horatii** ſeyn müſſen! Harduin da widerlegt wo er's verdient; ihm den Weg gleich anfangs verhauen; nur die ſcheinbarſten ſeiner Einwürfe entblößt (denn die ſchwächſten am weitläufigſten widerlegen iſt Papier- und Zeitverderb); jedesmal in den Punkt der Frage ohne Umſchweife eingedrungen; ſo ſpreche man. So hat neulich (denn die ältern will ich nicht anführen), neulich noch gegen Harduin Michaelis [2] geſprochen; aber als Michaelis, als gegen Harduin, würdig, kurz, bündig.

2.

Accedit Commentarius in Carmina poetae. Freilich könnten ſchon einige Harduiniſche Streitigkeiten dem Rächer Horazens Gelegenheit ſchaffen ihn zu erläutern, und ich wollte daß Hr. Klotz keine ſolche Gelegenheit verſäumt hätte. Indeſſen wünſchte ich den **Commentarius** immer von den **Vindiciis** lieber abgeſondert; denn nun wenn Hr. Klotz ſeine Streitigkeiten mit Harduin, und ſeinen Commentar über Horaz, und dann noch manche liebe Beiſeitgedanken untereinander fortlaufen läßt, die Citationen des Dichters unter hundert andere Citationen vergräbt, bei Harduin Gelegenheit zu commentiren, und beim Commentar wieder Gelegenheit nimmt auszuſchweifen — welche Verwirrung! welch ein Chaos von Buch!

Ueberdem iſt eine Fechtſchule nie der rechte Platz einen Dichter ruhig zu leſen, mit ganzer Seele zu fühlen, und gleichſam mit

[1] Klotzii Vindiciae Hor.
[2] Einleitung ins N. T. S. 15.

neuer Heiterkeit der Seele zu erläutern; die Exegeten des heiligſten Buches haben von dieſer Wahrheit zu betrübte Beiſpiele gegeben.

Ja ich habe noch eins auf dem Herzen, das ich beim Leſen der Klotziſchen Schriften über Horaz mehr als einmal empfunden. Niemand in der Welt ſpricht bei aller Gelegenheit vom **ingenio amoeno**, vom **sensu boni et pulcri** lieber als Hr. Klotz, und niemand in der Welt hat die Kritiker mehr, und bis zum Ueberdruſſe mehr getadelt, **tamquam omnis venustatis expertes**, als er. Bei dem Anfange eines jeden Schriftchens, in der Mitte und am Ende findet er immer Gelegenheit und Platz ſein **ingenium venustum, elegans, pulcrum** zu preiſen, gegen die **Criticos** aller Zeiten zu preiſen, es ſeiner Zeit als eine Ausnahme, als den Anfang einer Epoche, als den Stifter einer neuen güldnen Zeit des Geſchmacks anzurühmen; indeſſen ſehe ich doch dieß **ingenium venustum** nicht immer wo ich's ſehen will. Hr. Klotz, den ich nicht die Ehre habe von Perſon zu kennen, ſcheint eine feurige, zarte Seele zu haben, die den Eindruck des Schönen lebhaft fühlet, und mit der Einbildungskraft oft ausbildet. Will man mir indeſſen ein Aber erlauben, ſo glaube ich dieſe Eindrücke ſeines Gefühls noch zu ſchnell, zu vorübergehend, als daß ſie Grundſätze, ſelbſtgefühlte Grundſätze des Schönen zurücklaſſen, und einen gewiſſen und feſten Geſchmack bilden könnten. Er erhaſchte was ihm auf der erſten Flucht begegnete; allein ſelten ſcheint dieß Empfundene noch zu der Feſtigkeit der Seele gediehen zu ſeyn die man nur durch eigenes reifes Nachdenken, und durch Selbſtprüfung erhält. Ueber einzelne Bilderchen, über die Oberfläche des Geſchmacks, ſoweit Wortkritik, eine flüchtige Empfindung oder Gedächtniß hinreicht, mag ihm ſein Urtheil gelingen; wo aber die Empfindung in den Verſtand gleichſam übergeht, wo es auf ein reifes, ſelbſtgebildetes Urtheil über ein Ganzes, kurz! wo es auf Grundſätze ankommt, da kenne ich wenige die ſich im Urtheile ſo untreu werden könnten als er ſich ſelbſt. — — Doch ich will ohne

vorgefaßte Meinung zu ſeinem Commentar; wie ſchwer wird's in dieſem Staube Gold zu ſuchen.

Hor. L. I. Od. 1. Ich beklage daß Hr. Kl. uns mit ſeiner gelehrten Erläuterung ganz aus dem Tone, der im Ganzen der Ode herrſcht, wegerläutert, uns mit ſeinen furchtbaren Citationen den ganzen Sinn des Liedes, die ganze ſchöne Stimmung der Seele, in der Horaz ſang, wegcommentirt — und wer könnte gefährlicher commentiren? — Baxter hat dießmal den Hauptton der Ode mit ſeiner Ueberſchrift ſehr gut ausgedrückt: **Horatius fatetur, se cum caeteris mortalibus *insanire*.** Er zählt nämlich ſeinem Mäcen die ganze Mannichfaltigkeit der menſchlichen Beſtrebungen her, daß freilich jeder ſeine Neigung habe, daß es aber keiner an ihrer kleinen Doſis von Thorheit fehle. Der ſammelt ſich olympiſchen Staub; dem iſt's ſein höchſter Wunſch ein Ziel umzufahren; den macht ein Palmenzweig ſelig wie die olympiſchen Götter, groß wie die Herren der Erde. Dieſer wenn ihm der wandelbare Pöbel ein Paar, ein Drei Ehrenſtellen zuerkennet; jener daß was in Libyen geerntet wird eben in ſeiner, und in keines andern Menſchen Scheure liege u. ſ. w., kurz jeder hat ſeinen Kopf, und der iſt ihm ſein Glücksgott, warum ſollte ich nicht den meinen haben? Der kann eines wilden Schweins wegen Nächte lang unter freiem, kaltem Himmel dauern, und ich —

Me doctarum hederae, praemia frontium
Diis miscent superis: me gelidum nemus etc.

Wenn jeder auf ſeine Art ſchwärmt, warum ſollte ich nicht auch auf die meinige ſchwärmen? Man laſſe mir das Glück daß ein paar Zweige auf meiner Stirne mich in meiner Empfindung unter die Götter verſetzen, daß ich in kalten Hainen mit Satyren und Nymphen Umgang pflege, daß ich alles habe wenn meine Muſe mir eine Dichterſtunde gönnet, und wenn du mich, o Mäcen! würdigeſt mich unter die lyriſchen Dichter einzutragen — o ſo reicht mein er-

habener Scheitel bis an die Stirne! — Leſer von Horaziſchem Gefühle werden im Ganzen dieſer Ode den von mir angegebenen Ton nicht verkennen; ſie werden finden daß ſich eine kleine Schattirung in die Farbe des Lächerlichen, über die Charakteriſtik menſchlicher Neigungen in dieſer Ode ausbreite, daß es eigentlich der Zweck Horazens ſey jede derſelben eigentlich bei einer feinen Schwachheit zu faſſen, nur ſo gelinde zu faſſen als es überhaupt Horazens Art iſt nur weiſe, nur mit ehrbarer Miene zu lächeln, zu ſpotten, als ob er die Wahrheit ſage. — So redet er von andern, ſo auch von ſich.

Nun denke man ſich den komiſchen Auftritt wenn der Commentator, der dieſe ganze Horaziſche Manier nicht fühlt, dazu kommt, um ein ſolches Liedchen ſeiner Laune, ſeines ſtillen vergnügten Anlächelns, als ein Lehrbuch voll ernſthafter, dictatoriſcher Sprüche annimmt, ihm recht gelehrt aufhorcht, und was er noch nicht gelehrt genug geſagt, noch gelehrter umſchreibet. —

Vielleicht daß man ſich in der muntern Geſellſchaft Mäcenas über den poetiſchen Paroxysmus, über ſein Gefühl für eine Dichterſtunde, über ſeine Liebe zur Einſamkeit und poetiſchen Stille, über ſeine Begierde nach Dichterlob, kurz über ſein poetiſches Temperament luſtig gemacht; und da rächet ſich Horaz. Er bringt ſeinem lieben Mäcenas ein Gedichtchen das ganz unſchuldig und ehrbar anfängt; freilich ſind Leute die anders denken, der ſo und jener ſo; der liebt dieſe und der jene Thorheit; etwas Schwäche muß man ja jedem Liebhaber ſeiner Sache verzeihen; warum mir nicht das bißchen Thorheit bei der meinigen? — So launig aber, mit ſo halblächelndem Ernſte, ſo unwichtig wichtig in der Charakteriſtik jeder einzelnen Neigung, und ſeines eigenen Temperaments das eben dieſe Miene, ja der Ton des ganzen Stücks wird. Wie würde ſich nun der urbane Römer freuen wenn er ſein ſchalkhaftes Selbſtlob ſo Ciceronianiſch commentirt läſe: **Si tuum, inquit, docte Maecenas, judicium accesserit, si tibi placuerint carmina mea, tuque**

me in lyricorum, quos Graecia admirata est, numerum retuleris, tum mihi beatissimus videbor, tum nihil ad gloriam, ad laudem, ad felicitatem meam addi poterit: quemadmodum simili sensu dicitur: *coelum digito attingere.* Vide de formula *Schraderum* in observ. ad Musaeum c. 10. p. 203. etc. Wenn er ſich ſo ehrbar ausgelegt ſähe, [1] wie würde er lächeln? oder vielmehr wie würde er uns über unſere gelehrten Ausleger bedauern?

Denn nun wird der Ode ihr Geiſt, die lebendige Grazie der Anſchaulichkeit genommen, der Ton eines Liedes verfehlt, und Sinn und Leben, und Affect und alles verfehlt. Was iſt unangenehmer als ein muſikaliſches Stück in einer widerſinnigen Temperatur, und ein Gedicht in widerſinnigem Tone zu leſen! Weg mit dem Leiern! Hat Horaz ein ernſthaftes, vollſtändiges, gründliches Bild von der Mannichfaltigkeit menſchlicher Charaktere geben wollen, wie ungründlich, unvollſtändig, wie ſehr von einer Nebenſeite, wie oft nahe am Kindiſchen hat Horaz ſeine Dichtergabe und ſeine Dichtergeſinnung ernſthaft und vollſtändig ſchildern wollen! unausſtehlich! kleingroß, kindiſch! Ein Lorbeerzweig ſoll ihn unter die Götter verſetzen; die Nymphen und Satyren ſollen poetiſche Phraſes für ſeine lyriſche Begeiſterung ſeyn; wenn Mäcen ſeinen Namen in ſein Dichterbuch einträgt, will er mit ſeiner Scheitel an die Sterne! — O der Thor! und mit aller phraſeologiſchen Auslegung noch ein Thor! Die Laune der ganzen Ode iſt weg; ſie iſt ein unausſtehliches Dichterexercitium! — —

Kurz! Horaz muß ſo nüchtern, ſo zuſammenhängend, ſo kleingroß in der Ode, in ſeiner erſten Ode werden, als ich ſchon nicht zuerſt dieß bemerkt, als jeder aber werden muß wenn man ein launiges Stück von ihm ernſthaft umſchrauben will. — Da heißt's:

Ein Thor ſagt lächerlich was Cato weislich ſprach.

[1] p. 66.

Der arme Horaz! seine erste Ode bildet alsdann wohl kaum das *πρόσωπον τηλαυγές*, was Pindar zur Ehrenpforte eines lyrischen Gebäudes wollte.

Noch ein Wort über die erste Ode, denn wer wird nicht von Horaz wenigstens die erste Ode inne haben? Hr. Klotz referirt [1] das dimoveas sechs Verse rückwärts, bis auf hunc et illum; oder umgekehrt das hunc et illum auf dimoveas; allein die Relation dünkt mich dem Baue der Horazischen Perioden in diesem Sylbenmaße entgegen; sie macht den Flug des Choriamben matt. Man erinnere sich des Bildes das das stolzhörende Klopstock'sche Ohr [2] von dieser Art choriambischer Ode hinwirft: „mitten im Fluge schwebt sie, und setzt alsdann mit einemmal wieder den Flug fort." Nun fliege man einmal auf den Fittigen dieser Ode; man fühle wie Horaz die Absätze seiner Materie und seiner Perioden so recht in den Sylbenklang einfüge, wie beinahe jedes Wort und jeder Gedanke von seiner Stelle Stärke empfange, wie in jedem Verse Anfang, Cäsur und Ende auch den Sinn jedesmal unterscheide, aufhalte, stütze, hebe, wie die Einpassung aller einzelnen Redeglieder das Ganze zu einem künstlichen Gebäude, auch in Absicht des lyrischen Ausdrucks mache? — Wer dieß empfindet, dem wird der lyrische Bau, das Symmetrische: Sunt, quos — hunc — illum wohl nicht Zeit lassen, in einem zweiten Stücke des Gebäudes, das sich mit einem Participium schon wieder als ein eigenes Ganze anfing, hintennach ein dimoveas zu suchen: sollte auch im Fluge der Choriambe das hunc, illum, mitten inne zwischen iuvat und dimoveas ohne eigentliche Kuppel stehen bleiben. Immer römisch, poetisch, choriambisch; da jenes zwar gut prosaisch und constructionsmäßig, aber die Fülle, den schwebenden Flug des Sylbenmaßes zerstört.

[1] p. 62.

[2] Von Nachahmung der griech. Sylbenmaße. Messias. B. 2.

3.

Horat. L. I. Od. 2. Alles Unnütze und Nebenwerk bei Seite!

Horaz fängt mit einer Erzählung schrecklicher Zeiten, grausamer Vorbedeutungen einer göttlichen Rache, trauriger Wunderzeichen, und noch traurigerer Vorfälle an. Er wendet sich: wem wird Jupiter das Amt auftragen das Volk zu entsündigen? Wird Apollo, oder Venus, oder Mars, oder Merkur erscheinen? Plötzlich bricht er ab, und wendet sich an Augustus, aber so geschickt daß selbst der strengste Republicaner das Lob billigen, die Wendung schön finden konnte. Der schnelle unvermuthete Uebergang von Göttern auf den Kaiser, von rächenden, drohenden, schrecklichen Göttern auf den Vater des Vaterlandes, von Göttern die am Blute der Römer Rache genommen, auf den der sein Schwert gegen die Barbaren wandte. — Dieß ist der Gang der lyrischen Muse, dieß ist der Hauptzug des Horazischen Lobes.

Und wie schön weiß er die beiden Stücke des lobenden Gegensatzes zu verschränken! Das Land ist voll schrecklicher Vorboten, und voll Strafe der Götter gewesen; das Strafwetter ist vorbei; wer wird sich der Römer sie zu entsündigen annehmen; Apollo? Er ist **augur Apollo.** Venus? Sie ist die Mutter der Römer. Mars? Er ist der Vater derselben. Merkur? Er ist der Bote der Götter mit seinem Caduceus. Einer steige herab Rom zu entsündigen. Wer ist's? Hier ein verstohlner Wink auf Augustus thut große Wirkung; der Bote der Götter ist da! Merkur in der Gestalt Augusts. Als Bote der Götter also hat er Cäsars Tod gerächet:

— patiens vocari
Caesaris ultor.

Als Bote der Götter gibt er jetzt Rom Entsündigung und Friede. Sogleich verschwinden Wunderzeichen, Götter und Rächer. „Lang, o Kaiser, und glücklich sey unter deinem Volke; und wende deinen

Arm (von den Feinden deines Vorgängers und Hauſes ab, lieber) auf die Feinde Roms, die Barbaren! Das ſind Kriege (nicht wie die die du im Namen der Rachegötter geführet haſt, **bella non habitura triumphos**, ſondern) die dir Triumphe bringen können; dann biſt du ein Vater deines Vaterlandes. — Irre ich nicht, ſo iſt das der Ton der im Ganzen der Ode herrſcht, und die Feinheit, die vorige Rache des Cäſars den ſtrafenden Göttern, die jetzige entſündigte Ruhe Roms dem Kaiſer zuzuſchreiben, iſt gleichſam die lebende, die römiſche Grazie der Ode.

Nun komme jemand und ſchreibe ſeitenlang den mythologiſchen **locus communis** aus.

Seine Schrift, **de felici audacia Horatii**, [1] iſt nach dem Fachregiſter des lieben Batteux gezimmert, wie man bei einer Ode Sprung, Abreißung, Umſchweifung, Anfang und Ende u. ſ. w. bemerken und ſich abſtecken müſſe, [2] eben als wenn Horaz je nach ſolchen Abſtechungen wie über ein Schulthema gearbeitet hätte. An ſich iſt ſolch Fachwerk, eine ſolche Topik der Ode, immer gut, ſofern es nur den Bemerkungsgeiſt bei einzelnen Oden ſtärken will. Sobald es aber ordentliches Gerüſt und nothwendige Erklärungsart der Ode wird, ſo iſt's mir zuwider. Ich weiß daß ich hier gegen die Mode ſchreibe, denn ſeit einiger Zeit cirkeln wir Deutſchen kein Gedicht ſo gern ab als eine Ode, ſowie die Franzoſen ihr Drama nach allen drei Einheiten nur abcirkeln können; und das heißt denn die Manier Horaz. Und ich kenne keine Manier in der Horaz mehr zerriſſen und ſeichter nachgeahmt werden könnte als dieſe.

1. **Abrupta carminum initia.** Nur von wenigen Horaziſchen Oden kann man eigentlich dieſe plötzliche Abgebrochenheit des Anfanges ſagen, und bei jeder wo ſie ſich findet hat ſie eine Art von Beſonderheit in ihrer Urſache. Das ſo oft mißbrauchte: quo

[1] Opusc. var. argum. p. 114.
[2] p. 130—40.

me, Bacche, rapis? ist kein allgemeines Gesetz, es ist ein einzelnes, und darf ich sagen, sonderbares Beispiel. Der Poet dichtet die ganze Ode durch eine förmliche Trunkenheit, voll seines Bacchus in Höhlen und Wälder getrieben, weiß er selbst nicht wie ihm geschieht; sein Geist schwebt umher, oder vielmehr wird hinweggerissen, nichts großes, nichts sterbliches zu singen und — er singet August. Schöne Lobeseinkleidung! Wie Plato seinen Sokrates vom trunkenen Alcibiades loben läßt, so kann hier der trunkene Flaccus dithyrambisiren; es stimmt mit dem ganzen Tone der Ode. In Absicht auf diesen ist der Anfang nicht abgebrochen, weil alles in der Ode abgebrochen, hingeworfen, trunken ist; ja, die ganze Ode, kurz und bündig, ist ein abgebrochenes Stück eines poetischen ἐνθεσιμοῦ. Nun komme ein nüchterner Classificator, und mache ihn folgendergestalt zum locus communis:[1] **Poeta admiratus egregia facta Augusti, atque plenus hac cogitatione, Augustique magnitudine excitatus a Baccho abripi videtur**, so ist die Harmonie der ganzen Ode zerstört. Welcher Zusammenhang, die Thaten Augustus bewundernd überdenken, und vom Bacchus fortgerissen werden? Nüchterne Trunkenheit! unhoraziſcher Horaz! Nein! mein Römer berauscht sich nicht gesetzmäßig um Augustus zu singen, er singt August weil ihn Bacchus treibt, weil er sich begeistert fühlt. Das Lob des Kaisers verliert alles, wenn es ein studirtes Lob ist; es ist also nur ein hingeworfener, mitten in der Begeisterung gefühlter Gedanke, und Horaz folgt seinem Bacchus weiter, ohne an August zu denken.

Jeder unvermuthete Anfang scheint abgebrochen; sobald aber der abgebrochne Anfang merkbar wird, und den Ton der ganzen Ode überschreiet, so ist er keine Schönheit mehr, er ist ein Fehler der Ode. Er frappirt nicht mehr angenehm, sondern er bestürmt unser Ohr entsetzlich. So sind die neuern Horazianer oftmals: sie

[1] p. 131

fangen an als wollten ſie mit ihrer Ode den Olymp beſtürmen, und ſiehe da! ſie liegen im Sande. Zeus niest, es blitzt! fing jener an, und ich — wünſche ihm ſich auszunieſen.

Kein Anfang alſo kann ohne den Ton des Ganzen in Betracht kommen; kein abgeriſſener Anfang an ſich iſt ein Zeichen der Kühnheit, wenn er nicht verfolgt, wenn er nicht ausgeführt wird. Und eine durchhin ausgeführte Abgebrochenheit der Gedanken hat Horaz nur bei wenigen Oden, etwa wo eine Dichtung, ein Geſicht (II. 19. Epod. 7.), ein ſchneller Vorfall, eine auffordernde Stimme dazu Gelegenheit gibt. Und ſolche Oden unterſcheiden ſich durchaus im Ganzen.

Andernfalls macht Horaz ſolche ſchreiende Anfänge ſich wohl nicht zur Gewohnheit. Die mehreſten ſeiner auch erhabenen Oden fangen ſich mit einer langſamen Geſetztheit, ſeine lehrenden Oden ruhig, und ſeine Oden der Freude meiſtens ſanft an. Wo in der Ode: **quis desiderio sit pudor aut modus etc.** der kühne abgebrochene Anfang ſey,[1] ſehe ich nicht. Was iſt ſanfter und beinahe elegiſch als wenn ein Gleim um ſeinen Stille anſtimmt:

Wer mäßigt ſich in ſo gerechtem Leide?
Der meine Freud' und aller Menſchen Freude,
Der Muſen Ehre war,
Der iſt nicht mehr!

Die erhabenſten, die kühnſten der Uziſchen Oden fangen ſich mäßig an; nur dann iſt der Anfang abgebrochen, wenn etwa ein lyriſcher Ueberfall, ein lyriſches Blendwerk uns bereitet werden ſoll, und das iſt meiſtens kurz, außerordentlich. Die abgebrochne Hymne des Callimachus iſt ἐνθεισμός, und die vortrefflichſten Pindariſchen Oden ſind dem Anfange nach ſehr geſetzt und mäßig. Ich kenne keine Regel die als **locus communis** von Horaz abgezogen, und ohne Verbindung zum erſten Stücke ſeines lyriſchen Odenbaues

[1] p. 132.

erhoben, auch abgebrochner, das ist halbirt und mehr zu mißdeuten sey als die: „er schreit abgebrochen, ohne erst Worte zu suchen, auf!"

2. **Longae disgressiones.** Ein neuer Canon der Horazischen Ode, und oft ein sehr mißbrauchter Canon. Meistens liegt in Horaz bei dem Anscheine einer solchen Digression etwas wichtigeres zum Grunde, das er mitnehmen, aber nicht zum Gesetze, sondern nach der Individualsituation seiner Ode so mitnehmen wollte; oft ist's auch wirklich keine Digression, was wir so zu nennen belieben. Horaz ermuntert den Thaliarchus zur Fröhlichkeit: sey guten Muths, und **permitte Divis cetera, qui simul stravere ventos etc.** Wenn Thaliarch zur Freude ermuntert werden mußte, was natürlicher als daß er mißvergnügt war daß er Unglück hatte? Und was für ein poetischer Bild vom Unglücke als Sturm, Seesturm? Und was für ein paßlicher Bild in das Ganze dieser Winterode? Wer fühlt nicht sein Kaminfeuer mit doppeltem Freudenschauer gleichsam, wenn der Wind um die Fenster raset, wenn man sich Seestürme dabei gedenkt, wenn von Meeresgefahren daneben erzählt wird? Wo ist hier die mindeste Digression vom Thema der Ode?

Es ist keine Digression,[1] wenn Horaz in seiner zweiten Ode eine kurze Beschreibung der Zeiten Deukalions gibt; denn so sollen die damaligen Schreckwunderzeiten in Rom gedacht werden. Er vermehrt also das Grausen im Zurückdenken an sie, wo er's nicht durch ihre eigene Schilderung thun konnte, durch ein ausgemaltes Gleichniß alter, grauser, schrecklicher Zeiten. Die Empfindung, der Ton der Ode wird mit dem Zuge der grausen Unordnung verstärkt, und ist das Digression?

I. 22. **Ubi lupum, qui ipsi pepercerat, nominat.** Digression?[2] Eben das Abenteuer mit dem Wolfe ist ja die Veranlassung der Ode; eben darüber macht ja Horaz die poetische Be-

[1] p. 136.
[2] p. 136.

merkung mit der er anfängt, und eben darüber faßt er ja den poetiſchen Entſchluß mit dem er endigt. Es iſt doch grauſam uns vor ſehenden Augen den Mittelpunkt des Cirkels zum Berührungspunkte der Tangente machen zu wollen.

Wer die griechiſchen Zeiten und das National- und Stadt- und Familien- und Perſonal-Intereſſe der griechiſchen Spiele und Sieger kennet, der wird jede Pindariſche Ode für nichs als wofür ſie Pindar gibt, für ein Individualſtück halten; und oh! welch ein Thema iſt je reicher als ein ſolches Individualthema! welch Thema reicher als das Lob eines edeln griechiſchen Jünglings, eines Helden, eines Siegers! und von allen ſeinen lobwürdigen Seiten! und nach jeder Ausſicht griechiſcher Schätzbarkeit! Hier ein National-, dort ein Familien-, dort ein perſönliches Lob! — Wer kann nun mit dem der das Hauptthema Pindars in ſeinen Zeiten, und in ſeinem Individualfalle für eine wüſte und wilde Ausſchweifung ſeines aufgebrachten Gehirns hält, wer mag mit dem weiter über eine Digreſſion ſtreiten, einzelne Exempel unterſuchen?

3. Saltus in carmine ab alia re in aliam. Der Ton der ganzen ſiebenten Ode wird zerſtört, wenn man ſie in der Paraphraſe des Verfaſſers lieſet.[1] Wie? Horaz wollte es dem Plancus vorräſonniren daß zuverläſſig Rhodos, Mitylene, Korinth und eine ganze Geographie ſchöner Gegenden nicht ſo viel Reize habe als die tiburtiniſche Villa des Plancus? Das wollte mein läſſiger Horaz behaupten wollen? Nichts minder! er läßt jedem Orte ſeine Vorzüge; er läßt jeden, was er will, loben: „mir gefällt meine Villa, und auch du ſey in deinem Tibur vergnügt; es wird ſchon alles gehen, alles Schlimme ſchon mit der Zeit beſſer werden.“ Ich ſehe hier keinen poetiſchen Sprung, keine Stapelgerechtigkeit der Ode; es iſt ein politiſcher Uebergang, die artige Wendung eines Hofmannes, der ſich nach ſeinen Zeiten

[1] p. 138.

richtet. — Wer wollte daraus einen locus communis der Odenkühnheit machen?

Weiterhin will ich nicht nachſuchen. Ich ſage überhaupt daß ich mir meinen Horaz ſelbſt in ſeiner lyriſchen Kühnheit nicht nach ſolchen Allgemeinfächern will zerhacken laſſen, ſo ſehr ſie unter uns Mode geworden. Seitdem wir in Deutſchland dieſe künſtliche Odenform mit ihrem abgebrochenen Anfange, und ihrer ſchönen Digreſſion, und ihrem künſtlichen Sprunge, und ihrer künſtlichen Unordnung, und ihren ſchönen Strophen-Uebergängen, und artigen Enjambements recht handwerksmäßig geformet und gegoſſen, ſeitdem iſt wenig neues im Geiſte hoher Oden erſchienen. Glückliche Theorie von der hohen Kühnheit eines Dichters, die uns das eigene Gefühl ſolcher Dichterkühnheit einſchläfert.

4.

Der zweite Abweg Horaz zu leſen, iſt, wenn ſie Hauptgeſchmack wird, die Parallelenmacherei. — Eine ſolche Arbeit iſt bei einer mäßigen Beleſenheit, oder einem mäßigen Gebrauche von Regiſtern, Anthologien, Florilegiis, und wie die Sammelplätze mehr heißen, ziemlich leicht; ſie kann auch bei Anfängern, oder bei dunkeln, verdeckten Stellen manchmal nutzbar ſeyn; im ganzen iſt ſie verderblich. Schade um die Schönheit die ich erſt aus hundert Vergleichungen ſchön finden ſoll; ſchade um die Schöne die mich erſt durch ihren Namen reizet, die mir nur dann gefällt wenn ſie neben andern ſtehet. Der Anblick, das innere ſchnelle Gefühl eines poetiſchen Bildes muß das Herz entwenden; wer bloß durch Vergleichungen, durch Parallelen Empfindung bekommt, dem ſchadet's nicht wenn er keine habe.

Das ſchönſte Bild eines Autors muß mit den Worten an der Stelle das ſchönſte ſeyn, da er's ſaget, da es ſtehet: eine Blume die in ihrem Erdreiche die natürlichſte, die ſchönſte iſt. Man wurzle ſie aus, man verpflanze ſie unter zehn andere Gattungen ihres Ge-

ſchlechts, aber nicht ihrer Art, ihres Himmelſtrichs, ihres Bodens, und man hat ihren Platz, ihre Natur, ihre beſte Schönheit genommen. Jede Gattung der Poeſie, jeder eigenthümliche Zweck gibt auch dem Bilde Geiſt und Leben, nicht bloß Colorit und Gewand; man reiße es aus ſeinem Orte, aus ſeiner Verbindung, aus ſeiner Localwirkung — und es iſt ein Schatten. Immer iſt's ein Verderb der Dichtkunſt geweſen aus ihr Anthologien zu ſammeln, und faſt immer ein kalter Gebrauch des Dichters ihm einzelne Federn zu entrupfen, ſie mit andern zuſammenzulegen; da wird, nach der alten Fabel, die weißeſte Schwanfeder von der ſtruppigen Adlersfeder verzehrt. — Solche Bilderchen an ſich ſind Spielwerk; ſo hinter einander geſtellt, wer mag ſie leſen? Es iſt auch ſehr unſicher. Der epiſche Dichter gibt ſeinem Gedanken ein epiſches, der lyriſche ein lyriſches, der dramatiſche ein dramatiſches Gewand; jede Zeit, jede Sprache, jeder Zweck gibt dem Bilde wieder ſeine eigene Farbe. Nun flicke ein beleſener Mann von Geſchmack eine Reihe ſolcher Bilder ohne Abſicht und Zweck aneinander — ein Bettlerrock! ein Harlekinsputz! Es iſt auch ſelten weder erläuternd noch poetiſch. Ich könnte Beiſpiele geben wie weit man uns mit ſolchem Geſchmacke wegerläutern, und vom Tone des Poeten fortleiten könne. Man wird nie das Ganze eines Dichters, eines Gedichts recht innig fühlen, recht mit ſeiner Seele verfolgen, wenn man an Stellen klebt. Mitten im Sonnenlichte wird man blind wenn man mit einer Menge Lichter, Lampen, Fackeln, Kerzen kommt, unter dem Vorwande daß eine Reihe ſolcher Blendwerke hinter einander doch recht ſchön laſſe.

Noch weniger kann ein Genie mit der geſchmackvollen Erklärungsmethode zufrieden ſeyn, die ich den edeln Gemmengeſchmack nennen will. Ich lobe die ſtillen, die edeln Verdienſte eines Lipperts um den Geſchmack an den Antiken in Deutſchland; aber welcher leidige Kram der meiſten Gemmengelehrſamkeit! Selten daß er eine wich-

tige Stelle neu erläutert; oft daß er müßig daſteht, und oft daß wir ihn gar wegwünſchen; denn er bringt uns aus dem poetiſchen Tone des Ganzen.

Ohne daß man mir's vordemonſtrire, erkenne ich den vielfältigen, nutzbaren Gebrauch der geſchnittenen Steine, und wünſchte daß der Nutzen der Lippertſ'chen Daktyliothek in manchen Proben ſo gezeigt wäre wie Demokrit die Bewegung demonſtrirte: nämlich, ich bewege mich ſelbſt! Aber das müßte uns Hr. Klotz doch nicht bereden wollen daß bei Leſung der Dichter der Anblick der Gemmen uns eigentlich poetiſchen Anblick gewähre. Eine Hauptfigur, eine Stellung, etwa ein Charakter, ſofern er ſich körperlich äußert — das kann die Kunſt ſchildern. Aber dem Dichter, deſſen Blick immer aufs Ganze geht, wie der freie Blick der Juno, der mit jedem einzelnen Bilde nur auf die Hauptwirkung ſeiner Energie fortarbeitet, der nicht für das Auge artige, ſpielende Figuren und Puppen, und Bilder und Tändeleien (wohin unſere Zeit verfällt), ſondern für die Seele, für die Einbildungskraft, für den Verſtand, für die Affecten feurige Gedanken reden will, dem berührt ſie nur immer den Saum ſeines Kleides, will ſich an ihn hängen. Soll ich bei jedem Bildchen Homers, Pindars und Horaz erſt nachſehen wie denn dieſer und jener alte Künſtler das Figürchen gebildet? Hinderndes Säumniß! Es hält den Dichter auf, und zerſtückt ihn mit ſeinen Erläuterungen; oder dieſer gewaltige Läufer reißt ſich los, und eilt zu ſeinem Ziele unaufhaltſam; der Gemmenzähler aber — da liegt er längelang auf dem Rücken!

Inſonderheit bitte ich für den poetiſchen Jüngling im erſten feurigen Leſen eines Dichters, daß man ihn doch da nicht mit ſchönen Münzerläuterungen und Gemmeneinſichten in dem poetiſchen Laufe ſeiner Einbildungskraft ſtöre, daß man ihn doch nicht jeden Augenblick zurückhalte, um doch ein Steinchen zu bemerken, und ihn vom ſüßen fortwallenden Traume ſeiner Lieblingsidee zu wecken, und die

unaufhaltſame Ergießung ſeiner Seele augenblicklich zu verſtopfen. Ich mag nicht Caylus in der Hand haben, wenn ich Homer leſe, und noch weniger wünſchte ich ihn zur Hand gehabt zu haben, da ich ihn das erſtemal las. Hr. Klotz [1] freue ſich in der Idee, wie ſchön ſich Virgil mit allen Erläuterungen aus geſchnittenen Steinen müſſe leſen laſſen; ich will ihn mir nicht ſo vorleſen laſſen. Iſt's denn nicht einmal Zeit, Gelehrſamkeit, Beleſenheit und Kunſtgeſchmack ſchätzen, und doch die Schranken ihres Gebrauchs beſtimmen zu dürfen?

Damit der nicht ein Barbar heiße der ſo etwas ſagen darf, ſo rede der Quintilian Deutſchlands, der gelehrte Geßner: [2] „Seitdem die aus den Quellen ſelbſt geſchöpfte Gelehrſamkeit abzunehmen anfing, die ſeltner wurden, die jede Gattung alter Schriftſteller ſelbſt nachſchlugen, noch aber ſolche übrig waren die etwa einen derſelben kennen und verſtehen mochten: ſeitdem entſtand das Auslegergeſchlecht, das aller Orten her aus Gedächtniß- und Denkmalen zuſammenſchleppte was nur etwa zur Erläuterung desſelben dienen könnte, ſo daß die denen der übrige Vorrath von Gelehrſamkeit fehlte, die ſich nicht alles ſelbſt verſchaffen konnten was zur Erklärung ſeines Sinnes gehörte, durch die Arbeit anderer unterſtützt, nichts miſſen dürften. — — Bei Wiederauflebung der Wiſſenſchaften fanden ſich Gelehrte, die durch weitläuftige und nach dem Geſchmacke der damaligen Zeit weit und breit beleſene Vorleſungen die alten Schriftſteller erklärten. Des **Mancinelli, Pomponii, Beroaldi, Calderini, Ascensii** Vorleſungen wurden mit großem Fleiße gehöret, und noch jetzt füllen ihre Bände ganze Bibliotheken. Vor andern iſt hier die Mühſamkeit des **Nic. Perotti** bekannt, der, um Ein Buch Martials zu erklären, ganze Schätze lateiniſcher Sprache und Gelehrſamkeit ausſchüttete, und ein **Cornu copiae** gab aus dem faſt alles

[1] Ueber den Gebrauch der geſchnittenen Steine hin und wieder.
[2] **Praef. in Liv.**

geſammelt werden kann was man jetzt aus Wörterbüchern ſammelt, und aus dem ſich auch die Wörterbücher ſehr bereichert. — — Nachher gab Salmaſius uns ſein ungeheures Werk über den Solinus, in dem er aber weder mit Gelehrſamkeit, noch Digreſſionen Maß wußte u. ſ. w. — — Dieſer Gewohnheit folgen oft die Lehrer der Philologie, die zur Erklärung eines Buchs, ſo viel ſie nur können, den größten Apparat von Gelehrſamkeit zuſammentragen, und nichts unangeführt laſſen was ſich nur einigermaßen, auch nur durch Umſchweiſe, dahin wohl könnte ziehen laſſen. Fehlen einigen hiezu eingeſammelte Hülfsmittel — ei! die nehmen die Commentarios anderer, Wörterbücher und ſolche Tröſter zu Hülfe, und wiſſen es ſo weit zu bringen daß man ihre Aufſätze für große Schatzkammern anſehe. Mögen ſie doch! (Neque carbones esse dixerim equidem, ſagt Geßner: wer will, ſage es nach) oft aber kann man ſich ſolchen Reichthum mit minderm Zeitverluſte ſammeln.“ Statt zu deuten, fahre ich in Geßner fort; er redet jetzt eigentlich vom Zerbröckeln eines Autors in der Schule; allein der Schade iſt überall derſelbe.

„Wir wollen uns alſo einmal die Fabel jenes von ſeiner Schweſter zerſtückten Abſyrtus gedenken, und ſie uns vorſtellen daß ſie ihren Bruder nicht glieder-, ſondern gelenkweiſe zerhacket, und hier ein halbes Auge (die andere Hälfte liegt weit ab), dort die Hälfte vom rechten Ohr, hier den dritten Theil der Naſe, dort ein Stück vom Augenbraune u. ſ. w. hingeworfen, alles weit auseinander geworfen hätte. Wie doch? Hätte der Vater auch wohl argwöhnen können, das ſey ſein Sohn? Eben ſo wenig als ein der Optik Unerfahrener eine Anamorphoſe ſich wird ſammeln, und recht vors Auge bringen können. Iſt's aber nicht eben ſo mit der heutigen Erläuterungsmethode der claſſiſchen Schriftſteller? Jedes einzelne Wort erklärt, die Perioden auseinandergezogen, jeden vierten Tag ein kleines Penſum auf die Art in kleine Brocken zerſtückt. Iſt's möglich daß ein Jüngling auch von Seelenkräften und gutem

Gedächtniſſe dieſe mit Erklärungen überladenen und aufgedunſteten Theile ſich ſo gegenwärtig erhalten, ſie ſo verbinden könne daß ein Körper, ich will nicht ſagen ein ſchöner Körper, nein! nur allenfalls ein Körper daraus werde; daß er nur, was er leſe, behalte und darüber Rechenſchaft gebe?" Geßner gibt Beiſpiele die eigentlich nicht für mich gehören; ich erinnere meine Leſer daran, wie oft es möglich ſey ſolchergeſtalt ſeinen Schriftſteller ſo ganz aus dem Geſichte zu verlieren daß man endlich nichts minder als ihn erläutert, anführet und kennet. Er fahre fort:

„Auch daher, oder ich müßte mich ſehr irren, auch daher unter andern rühret der **stupor paedagogicus**, der faſt zum Sprüchworte geworden, daß man Leute ſieht die einen guten Theil ihres Lebens unter den weiſeſten Geiſtern von der Welt zubringen, und doch daher nichts als Worte mitbringen, ſtatt ihnen gleich zu werden, ſtatt, wie ſie, denken, ſchließen, reden zu lernen.

„Um ſo minder kann jemand bei ſolcher Langſamkeit von der wahren Geſtalt und Schönheit eines Buchs einen Eindruck bekommen; denn je lebhafter, um ſo verdrießlicher wird's ihm ſeyn ſich zu bewegen und nicht weiter zu kommen (**se movere quidem, sed non promovere**), inſonderheit da er, der Umſchweife wegen, eine Stelle, ein Bild, zwei-, drei-, viermal hören mußte.

„Sowie aber bei ſolcher Zerſtückung und Zertheilung der Begriff der Sache verloren geht, ſo ermattet, oder erlöſchet auch die Luſt zu leſen, die ſonſt vorzüglich dadurch erhalten und angefeuert wird daß wir zu Ende eilen, daß wir den ganzen Verlauf zu wiſſen verlangen. Schon dieſer Reiz macht daß Leute die ſonſt übrigens keine Leſeſucht haben, einen Telemach, Robinſon, Gulliver gleichſam verſchlingen, und ſie nicht weglegen ehe ſie zu Ende ſind; einen Homer, Virgil, Plautus, Terenz, Ovid, Sueton, Curtius hingegen, eben ſo angenehme Schriftſteller, erregen der Jugend Schauder, weil ſie nie ein beträchtliches Stück, gleichſam in einem Odem weg-

lieſet, um vom ganzen Körper zu urtheilen, um durch die Erwartung des endlichen Ausfalles angefriſcht zu werden. — —

„Und gewiß durch ein ſo ſtätiges, mühſames und ängſtliches Leſen wird man kaum die Alten verſtehen lernen. Wenige Worte haben einen ſo gewiſſen und beſtimmten Sinn daß ſie überall einerlei bedeuten; aus der Nachbarſchaft, aus dem Zuſammenhange der ganzen Rede, aus der Reihe der Sachen bekommen ſie ihren Werth; anderswo, im Munde anderer Perſonen, in anderer Materie bedeuten ſie anders. Um dieß überall zu verſtehen, um es ſogleich zu erreichen, nicht was ein Wort bedeuten könne, ſondern bedeute, kann nicht anders als durch vielfaches Fortleſen vieler Bücher geſchehen u. ſ. w."

Geßner redet noch weiter vom Schulgebrauche fort; ich will nur hinzuſetzen, daß wenn kaum der Wortverſtand, kaum der gewöhnliche hiſtoriſche Sinn bei ſolchen Commentarien und Erläuterungen erreicht werde: ei der erſte feurige ſchnelle Anblick, der da bildet? ei das poetiſche Auge das mit einem Adlersblicke aufs Ganze, nnd vom Ganzen auf Theile hinläuft? ei der edle unennbare Sinn der allen fremden Plunder wegwirft, und hinzueilet das nackte ganze Bild vom Geiſt eines Autors zu umarmen, zu lieben, anzubeten? Ei der? —

Er höre den ſüßlallenden Autor: [1] „wenn man einem jungen Menſchen dem die Natur eine feine Seele und ein empfindliches Herz gegeben dieſe Steine zeigt, erklärt, und ſie mit den Homeriſchen Verſen vergleicht, welche Früchte kann man ſich nicht von einem ſolchen Unterrichte verſprechen! Die Erzählung geht ſelbſt in Handlung über; wir glauben nicht mehr die Geſchichte zu leſen, wir ſehen ſie ſelbſt mit an; wir wohnen den Auftritten bei; in der Einbildungskraft verſetzen wir uns nach Troja, in das griechiſche Lager und ſchauen die unſterblichen Helden von Angeſicht. Auf dieſe Art fühlen

[1] Ueber die geſchnittenen Steine.

wir das Nachdrückliche, das Erhabene, das Schöne der alten Dichter doppelt, und ein zartes Gemüth nimmt einen Eindruck an den es beſtändig behält, und der ſich in den edelſten Wirkungen äußert. Seitdem ich den Neptun geſehen, wie ihn die göttliche Kunſt eines alten Steinſchneiders abgebildet, hat der Virgilianiſche Neptun in meiner Einbildung Leben und Seele bekommen. Vier Pferde" — — o wer kann den ſüßen Ton weiter hören! Das alles wird der poetiſche Jüngling ſagen, das alles erſt ſeit du das Steinchen ſaheſt? So hatte der Virgilianiſche Neptun vorher nicht Leben und Seele? So ging bei dir die Homeriſche Erzählung nicht in Handlung über? Du ſaheſt ſie nicht ſelbſt? du wohnteſt nicht den Auftritten bei? du warſt nicht in Troja? im griechiſchen Lager? kannteſt die griechiſchen Helden nicht bloß von Angeſicht? ſondern von Seele, von Seele? ſaheſt ſie ſprechen, affectvoll ſprechen, handeln, wüthen — — das alles ſaheſt du leſend nicht? Nur vom Steine bekameſt du Eindruck? O du hätteſt Homer nicht leſen ſollen! Bei mir lebte da ich las — Doch warum wollen wir den poetiſchen Jüngling weiter reden laſſen? Bei wem wird denn die Schilderung Homers in allen Stellungen, Empfindungen, Reden, Handlungen, im fortgehenden Strome des Epos, mit den einzelnen Bilderchen die uns ein Abdruck gewährt, einerlei Wirkung thun? auch nur zu vergleichen ſeyn? Und die ganze poetiſche Energie Homers? —

5.

Nochmals geſagt: man müſſe auch in Poeten den Gebrauch, wie aller, ſo auch der Kunſtbeleſenheit ſehr loben, wo er zu rechter Zeit kommt; aber daß eine Iliade in Steinen mehr als die in Verſen des poetiſchen Anblicks fähig, mehr als jene zur Bildung eines Poeten, oder auch nur zur poetiſchen Illuſion mit jener gleich energiſch ſey, das wolle mich niemand bereden. Kunſt gewährt Kunſtanblick; der iſt mit der ſucceſſiven Energie des Dichters gar nicht einerlei, kaum zu vergleichen.

Ich ſchreibe über Horaz; wer will, der höre mich von meiner Erklärungsmethode dieſes Dichters ſchwatzen. Zuerſt iſt das ausgemacht daß keiner meiner Horatianer aus Horaz Latein oder römiſche Alterthümer lernen ſolle. Lieber komme ich jedem zuvor; lieber mache ich ihn unvermerkt mit der Welt bekannt, in die ich ihn führen will, mit der Sprache in der der Dichter ſprechen wird; unvermerkt ſuche ich ihm die ganze Situation unterzuſchieben, ihm den Pfad von Gedanken und Bildern von weitem zu zeigen, wo wir den Dichter finden werden. Ich fange an, und ohne Bemerkung einzelner Schönheiten, ſchöner Ausdrücke, gewählter Phraſes, jage ich ſeine Ode hinab; ich fliege mit ihm, oder ſchwimme den Strom ſeines Geſanges hinunter. Unlieb wenn mich mein Zuhörer ſtörte, unlieb wenn ſein Auge an Kleinigkeiten hangen bliebe; denn ſo würde der ganze Zweck des Dichters, die Art von Täuſchung geſtört in die mich ſein Geſang ſetzen ſoll. Ich bin darin geſetzt, ich bin zu Ende; das Ganze der Ode, Ein Haupteindruck, in wenigen, aber mächtigen Zügen, lebt in meiner Seele, die Situation der Horaziſchen Ode ſteht mir vor Augen, und — mein Buch iſt zu. Nicht vom Papiere, aus dem tiefen Grunde meiner Seele hole ich dieſe wenigen, mächtigen Eindrücke hervor; mir iſt die Ode ein Ganzes der Empfindung geworden. Dieß bewahre ich; die wenigen zuſammenfließenden Züge des Bildes bleiben in meiner Seele; dieß iſt Energie die mir die Muſe ſucceſſiv bereitet.

Das Buch wird wieder aufgeſchlagen, und nun habe ich kleine Ruheplätze, Ausſchweifungen, Umwege aber nicht. Der Lauf des Dichters iſt mir Augenmerk, und ich ſage mir: hier war der Geſichtspunkt — wie reich, wie prächtig, wie anlockend! das alles nahm der Dichter ins Auge; ſo mußte er anfangen und fortfahren. Jenes und dieß kam dem Dichter in ſeinem Laufe zur Hand, und wie ein Strom in den ſich Ströme ſtürzen, wälzt ſein Geſang ſich prächtiger fort. Hier ein Fels: anprallend nahm er andern Weg, oder

ſchlängelte ſich durchs geblümte Thal; überall aber der Römer, der Römer ſeiner Zeit als — Dichter. Wenn ich mir dieß jetzt deutlicher ſage, ſo denke ich an keine Allgemeinregeln, an keinen Longin und Batteux, an keine Fächer der Odenfabrik. Dieſer Römer, und dieſer Dichter, und dieſe Situation, und dieſe Ode iſt mein alles jetzt. So weit das Oden-Genie und —

Noch denkt's an keine Gelegenheit, ſelbſt — wie? etwa Wortkritiken zu machen? etwa über einen Geßner, eines kleinen Fehltritts wegen, ſeitenlang die Achſeln zu ziehen? etwa die Bentley's und Baxters und Sanadons zu verleumden? — o wer wird noch an ſo etwas denken? Es denkt ſelbſt noch nicht an — eine Gelegenheit dieſe Ode nachzubilden. „Das iſt viel!" wird man ſagen, ja das iſt viel! und vortrefflich daß es an ſo etwas nicht denkt. Einſt ſtoße ihm eine Situation auf: Apollo wecke ihn mit der Leyer: er wird ſingen, Horaziſch oder — vielleicht mehr als Horaziſch ſingen; ohne aber daß dem geneigten Leſer dabei nichts als Purpurlappen des Römers zu Geſichte kämen, ohne ihm die proelia virginum, und die iras faciles und das mea virtute me involvo etwa nachzulallen. —

Wer aber kein Oden-Genie iſt, der ſoll wenigſtens ein Jüngling von Geſchmacke werden. So ſang der Römer, das iſt ſeine Welt; ſo wir nicht — wer hat Vorzüge? So ſang Horaz, das iſt ſein Wortbau, ſeine Lieblingsgegenſtände, ſeine beſten Uebergänge, die Compoſition ſeiner Gemälde, die Einpflanzung derſelben in dieß und jenes Sylbenmaß: dieß wählt er jetzt, dieß irgendwo anders. Nun endlich — wie ausgeſucht alles! Gedanke, Wendung, Ausdruck, Wort! das iſt ſeine Manier, das iſt mein lieber Horaz! — Und wenn mein Jüngling auch von der Kritik Profeſſion machte; wenn ich ihm auch nachher vollſtändiges kritiſches Geräth zur Hand legte, und die vornehmſten Abwege der Kritiker zeigte — niemals weiche er doch aus dem Gleiſe, aus der Oden-Illuſion des Dichters. — —

5.

Satiren von Perſius.

Roms goldenes Zeitalter der Dichtkunſt unter Nero.[1]

Perſius Einleitung zu ſeinen Satiren.

Nicht in dem Roßquell[2] hab' ich mir den Mund
Gebadet; auf dem gipfligen Parnaß
Entſinn' ich mich gar keines Traumes, der
Mich plötzlich zum Poeten ſchuf. Ich laſſ'
Euch Helikoniaden und die trübe
Pirene[3] jenen, deren Bildniſſe
Der feingeſchmeid'ge Epheu rings umleckt.
Ich, halb ein Landmann, bringe mein Gedicht
Zum Heiligthum der Sänger blöde.
Wer
Gab jenem Papagai ſein „Grüße! Grüße!"
Dem Staar dort daß er Menſchenworte wagt?
Der Meiſter aller Kunſt, der mächtige
Genieverleiher that's, der Bauch. Der Künſtler
Lehrt Laute, die nicht unſer ſind, nachpfeifen.

[1] Nero war bekanntermaßen ein Dichter, Muſicus, Schauſpieler, Kritiker, Redner, Renner und Fechter; er ſtarb mit den Worten: „o welch ein Kunſtgenie geht mit mir unter!" Natürlich war's daß unter dieſer Sonne ſich das Zeitalter erzeugte, über welches Perſius faſt zu herzlich zürnet.

[2] Die aus dem Hufſchlage des Pegaſus entſprungene Dichterquelle, genannt Hippokrene, welcher Name eben nichts als Roßquell, Roßbach ſaget.

[3] Pirene, eine trübe Dichterquelle. Helikoniaden, Bewohnerinnen des Helikon, die Muſen.

Die trügeriſche Münze blinke nur
In Hoffnung auf; ſo wird der Rab' ein Dichter,
Die Elſter Dichterin, du glaubſt zu hören
Ein hocherhabnes Pegaſeiſch Lied.

Erſte Satire.

(Geſpräch zwiſchen Perſius und einem Freunde, der eben ſein Buch geleſen.)

A. „Ach der Menſchenſorgen! In allen Dingen, wie viel iſt Leere Mühe! Wer wird dieß leſen?"

P. Da frageſt du mich drum? Niemand!

A. „Niemand?"

P. Zwei oder keiner!

A. „Jammer und Schande!"

P. Und warum? Daß etwa Polydamas, [1] daß die Trojaner-Weibchen mir ja nicht einen Labeo vorziehn? Poſſen! Wenn das wirbelnde Rom lobjauchzet, mußt du ſogleich nicht Mit aufjauchzen. Du darfſt die Goldwag' nehmen! Du mußt dich Selbſt nicht auswärts ſuchen! In Rom? O wer wollte in Rom nicht —

A. „Ach, wenn es nur erlaubt zu reden wäre!"

P. Das darf ich! Bis zum Altar hinan, von jenen Jahren in denen Wir das Spielzeug laſſen, zu Jahren da wir ergrauen,

[1] Polydamas, ein trojaniſcher weiſer Held, hier Nero, der geſcheidteſte Weiſe. Labeo, ein ungeſchickter Ueberſetzer und Nachahmer Homers, ein ſchlechter, damals aber berühmter Dichter. Trojaner-Weibchen ſind die Römer, die ſich bekanntermaßen vom Helden Aeneas herſchrieben. Unter Nero war der trojaniſche Geſchmack hohe Mode.

Hab' ich die Sitten meines Geſchlechts, und wie wir erbärmlich
Leben, und was wir treiben, mit angeſehen. Catonen
Spielen wir, und dann — verzeiht! Ich wollte nicht ſpotten,
Aber ich muß; ſo ſchwillt mir die Milz von lautem Gelächter.
Wir Catonen ſchließen uns ein, und ſchreiben begeiſtert,
Jener in Verſen, dieſer in Proſ', ein Hohes, Erhabnes,
Das voll Athem die weiteſte Bruſt bis zu Ende zu keuchen
Kaum zureichet. Du ziehſt dann, niedlich gekämmet, die neue
Toga an; du ſteckſt den geburtstagsfeſtlichen Onyx
Dir an die Hand, und ſteigſt zum erhabenen Sitze; von dem du
Mit gar lieblicher Kehle, die du mit fließendem Säftchen
Erſt geſchmeidig gemacht, mit ſüßgebrochenem Auge
Lieſeſt dem Volke dein Werk. Des hohen Tatius Abkunft [1]
Zittert ſchnöde vor Luſt; mit ſchändlich-heiſerer Stimme
Schrein ſie dir Beifall zu, wenn deine Verſe die Lenden
Ihnen durchjucken und kitzeln ihr Inneres. O du verlebter
Cato, für ſolche Ohren erjagſt du leckrige Speiſe?
Ohren, denen du ſelbſt zurufen müßteſt: „genug nun!
Gnug! Ihr tödtet mich ſonſt."

A. „Doch wozu lernte der Menſch dann,
Wäre nicht dieſe Gährung in uns, dieß mit uns geborne
Wilde Feigengewächs, das den Fels zerſprenget und ausbricht?"

P. Dazu alſo ſtudirſt du dich blaß und alt? So ein Nichts iſt
Alle dein Wiſſen, es wiſſ' denn ein andrer daß du es
wiſſeſt?
Zeiten! Sitten!

A. „Und doch iſt's ſchön, mit dem Finger gezeiget,
Hinter ſich ſagen zu hören: „Der iſt's!" Hältſt du es für nichts dann,
Hundert zierlich-gelocketen Knaben dictiret zu werden?"

[1] Die vornehmen Römer.

P. Und noch mehr! An der Tafel dort, wie zwiſchen den Bechern,
Wohlgeſättiget, ſich die hohen Römer erkunden
Was die göttlichen Dichter beſagen? Da bringet ein Herrchen
(Um die Schultern den Purpurlappen), mit liſpelnder Naſe,
So was ranziges vor, von den Phylliſſen und Hypſipylen, [1]
Auch was weinerliches aus Dichtern — — ſtützet die Worte
Mit gar zärtlichem Gaum. Die Helden jauchzen ihm Beifall! —
Iſt des Poeten Aſche nun nicht hochglücklich? O leichter
Wird ihm der Grabſtein jetzt! Es lobt ihn alles was mitſpeist.
Werden aus ſeiner Gruft, aus ſeiner ſeligen Aſche
Nicht Violen nun ſproſſen?

A. „Du lachſt und rümpfeſt die Naſe
Zu ſehr. Wäre wohl einer der nicht im Munde des Volkes
Gern verdiente zu leben? Der, was er würdig der Cedern-
Tafel ſprach, es ungern nachließe, keinen Gewürzkram,
Keinen Fiſchmarkt ſcheuend?"

P. Mein Gegner, wer du auch ſeyn magſt,
Wenn ich ſchreibe, was tüchtiges ſchreibe (vielleicht iſt's ſelten;
Aber geſetzt, ich ſchreibe ſo was), ich würde dem Lobe
Nicht ausweichen; auch ich hab' ein Herz, eine hornene Haut nicht.
Aber daß ich zum letzten Zweck des Wahren und Guten
Dein: „o ſchön!" und dein „Bravo!" machte — verzeihe, das iſt nicht.
Denn zergliedere ſelbſt dieß: „Schön!" Was niſtet in ihm nicht? — —
Nun iſt mein Gedicht nicht Actius Nieſewurztrunkne
Ilias; kein Elegiechen, ſowie es etwa die Großen,
Zum Verdauen dictiren, auch nichts der Art was auf Ruhe-
Bettchen geſchrieben wird, von Citronenholze. Der Herr da
Weiß ein warmes Gericht wohl aufzutafeln; er weiß auch
Etwa dem fröſtlenden Gaſt ein abgetragenes Nachtkleid

[1] Zärtliche Namen, deren auch wir nicht entbehren.

Zu verehren und ſpricht: „Ihr Herren! Wahrheit! Die Wahrheit
Lieb' ich! Saget ſie mir!“ — Dir Wahrheit ſagen, o Kahlkopf,
Dir, dem der glatte Wanſt zwei Fauſtbreit vornen hinausragt?
Zweigeſichtiger Gott! [1] nur dir, dir bohret man hinten
Keine Eſel, und ſchläget dir auch kein Schnippchen; es ſtreckt dir
Niemand die Zung' hinaus, wie Apuliens dürſtender Hund, lang!
Aber ihr, patriciſches Blut, die ihr leider die Augen
Vornen nur habt, o ſehet umher, wer hinter euch ausziſcht.
A. „Und was ſpricht denn das Volk?“
P. Das Volk? Ach, unſere Verſe,
Unſere erſt, ſie fließen ſo ſanft! kein ſpähender Nagel
Taſtet die Falze darin. Der Dichter weiß, wie mit Einem
Auge die Linie, ſo den Vers zu ziehen! Und gilt es
Los auf Sitten zu gehn, auf Luxus, üppige Taſeln
Großer Reichen, o da gewährt die Muſe dem Dichter
„Hohe Dinge zu ſagen.“ Schau an, heroiſche Thatkraft
Bringen die Griechiſch-Schwätzer herbei, und wiſſen ein Baumſtück
Kaum zu malen, ein ſattes Landhaus, [2] „milde mit Körben,
„Heerd' und Schweinen verſehn und der Pales dampfendem Dunge;
„Woher Remus entſproß, wo Quinctius pflügt' und die Gattin
„Bebend das Feldherrnkleid ihm vor den pflügenden Stieren
„Anzog und der Lictor den Pflug nach Hauſe dann ſchleppte.“
Ei wie ſchön, o Poet! — Auch Actius alte Briſeis,
Ein volladriges Buch, entzückt noch manche! Pacuv auch!
Und Antiope, runzlig, ihr Herz, das luctificable,
„Gramvoll aufgeſtützt.“ [3] Wenn ſolche Gedichte die Väter

[1] Janus, der alte Schutzgott Roms, galt für den römiſchen Staat, mithin auch für deſſen jetzigen Herrſcher. Jeder verſtand beim vor- und rückwärtsſehenden Nero dieſen Namen, denn Nero glaubte ſich den geſcheidteſten der Römer.

[2] Gewöhnliche Gemeinwörter der Ausmalungen römiſcher Landdichter.

[3] Der Gram nämlich ſtützt die ſich Grämende, das luctificable Herz auf.

Triefäugig den Söhnen empfehlen, ſo frageſt du, Freund, noch
Unſer Sprachgemenge, woher es komme, der Gräuel,
Den beklatſchend die römiſchen Ritter hinüber die Bänke
Springen! — Es iſt ja nicht Schande, wenn einen ehrlichen Graukopf
Du vom Tode zu retten ſprichſt, und der Richter ein laues
„Artig geſagt!“ zum Spruch dir ertheilt. Dort rufet ein Kläger:
„Pedius, du biſt ein Dieb!“ Und was nun Pedius? Der wägt
Seine Verbrechen in nett-geglätteten Antitheſen.
Und es ertönt ſein Lob: „Der wußte die Redefiguren
Fein zu ſetzen! Wie ſchön!“ Schön? O du Romulus-Abart!

Wird es mich rühren, wenn ein Geſcheiterter luſtige Lieder
Mir vorſänge? Lang' ich den Groſchen ihm dar? Oder ſpräch' ich:
„Du, dem das Jammerbild, der Schiffbruch, rings um den Hals hängt,
Du ſingſt Liederchen?“ Wer mich will mit Klage bewegen,
Weine wahren Schmerz, nicht den er in Nächten ſtudirt hat.

A. „Aber die Verſe klingen doch jetzt im Numerus zierlich;
Rohes iſt glatt gefüget.“

P. Auch prächtig ſolche zu ſchließen
Hat man gelernt. Zum Exempel: „den Berecynthiſchen Attis,[1]
„Und der Delphin; er zerreiße den himmelblaulichen Nereus.“
Oder: „Zogen hinweg eine Rippe dem langen Apenninus.“—
Maro's „Waffen und Mann!“[2] wie ſind ſie dagegen ein Schaum nur!
Ein dickrindiges, altes, vertrocknet-gedörretes Aſtwerk! —

Doch was zarteres noch! mit gebogenem Halſe zu leſen:
„Mimaloniſcher Hall und Schall erfüllet die Hörner!

[1] Feingeſprochen.
[2] Arma virumque der Anfang der Aeneis Virgils.

„Baſſaris faſſet das Haupt des ſtolzen Kalbes in Wuth-
Kraft,
„Ab es zu reißen! Die Mänas, lenkend die Lüchſe mit
Epheu,
„Schreiet: Evo'! Und es hallt die wiederbringliche Echo.“ [1]
Spräche man alſo, wenn Eine Ader von Samen der Väter
In uns lebete noch? Vorn an dem Speichel der Lippe
Schwimmt dieß kraftloſe Zeug. Die Mänas ſitzt und der Attis
Feucht und weich; ſie zerſchlugen gewiß im Schreiben den Pult nicht,
Fühlen auch nichts vom ſinnend-ſcharfzerbiſſenen Nagel.

A. „Aber lohnt es ſich auch, mit beißender Wahrheit den zarten
Oehrchen wehe zu thun? Ei ſiehe dich vor! Und der Großen
Zutritt wird dir ſo kalt; dort höreſt du gar ein r. r.“

P. Meinetwegen ſodann ſey alles artig und lieblich!
Und unſchuldig und hübſch und nett, auch das Wunderſamſte!
Iſt es ſo recht? Du ſprichſt: „auf dieſes niedliche Schriftchen
Thue ja niemand!“ Auf! mein Freund, und male zwo Schlangen [2]
Vornhin: „Jungen, der Ort iſt heilig! piſſet da draußen!“
Ich begebe mich fort. —
Aber Lucilius einſt, der die Stadt, dich Mutius, Lupus,
Beißend theilte, der ihnen im rechten Punkt das Genick brach;
Und der geſcheidte Flaccus, der ſeinem lachenden Freunde
Jede Fehle berührt! Er ſpielt ſo rings um das Herz uns
Wohlgefällig; und klug wirft er dem Volke die Naſ' auf. —
Und ich ſoll nicht nucken? Nicht heimlich? auch in die Gruft nur?
Nirgend es einvergraben? O Buch, ich grab' es in dich ein!
Rufe nur dir es zu, o du Buch! „Ich ſahe, der König —

[1] Verſe des Nero.
[2] Symbol eines heiligen Orts.

Midas hat Eſelsohren. [1] O dieß entdeckte Geheimniß,
Dieß Gelächter, ein Nichts! ich gäb' es dir nimmer um keine
Unſerer Iliaden.
Wen noch der kühne Cratinus
Anhaucht, wer an dem zürnenden Eupolis, wer an dem alten
Ariſtophanes noch ſtudirt, der ſehe mein Buch an,
Ob er vielleicht darin was reifes finde. Mit feinem
Reingeſäuberten Ohr' erglüh' er an mir! Aber jener, [2]
Spötter des Griechenpantoffels! da er ein ſchmutziger Filz iſt;
Wer zum Schielenden nichts als ſagen kann: „o wie ſchielſt du'"
Wer ein Großes ſich dünkt, daß in italiſcher Ehre
Er, ein Aedil, zu Aret mit eignen Händen ein falſches
Kornmaß brach; auch der, der Rechenzahlen und Meßkunſt
Fein verſpottet, und hat ſo ſeine größeſte Freude,
Wenn einem Cyniker dort eine junge Metze den Bart rupft,
Der leſe Morgens Edicte; [3] nach Mittags geb' ich ihm eine —
Kallirrhoe — —

Perſius dritte Satire.

Aufruf eines Stoikers an den verdorbenen jungen römiſchen Adel zu nützlichen Studien des Lebens.

Das heißt emſig! Es ſcheint der helle Morgen ins Fenſter,
Alle Ritzen und Spalten ſind ſeines weiternden Lichts voll;
Und wir ſchnarchen! Als ob wir den unbezähmbarſten Falerner

[1] Eine bekannte Geſchichte vom Barbier des Königs Midas. Er konnte ſeine Entdeckung nicht verſchweigen, grub ſie in die Erde; ſogleich wuchs Rohr auf, das aller Welt zuflüſterte: der König Midas hat Eſelsohren.

[2] Die folgenden Menſchenarten ſind eingebildete Witzlinge und Spötter Roms in den obern Ständen.

[3] Oeffentliche Anſchläge; bei uns Intelligenzblätter, Journale, modiſche Zeitungen u. ſ.

Schwer ausdampfen müßten, indeß der Mittag herannaht.
Freund, was machſt du? Die hohe Sonne brennet die Felder
Längſt; es ruhet das Vieh ſchon unter den Schatten des Ulmbaums —
„Iſt es möglich? (ruft der Geſellen einer) ſo ſpät ſchon!
Und iſt keiner zu ſehn von meinen Leuten? nicht einer?
„Heida! — Man möchte berſten, es möchte die Galle zerſprengen!“ —
Nun, drum ſchreibſt du auch wie ein arkadiſcher Eſel.
Jetzt geht's endlich ans Buch! Die feingeglättete Tafel,
(Weiß und gelbe) Papier und Feder muß in die Hand nun;
Aber o weh! die Feder, ſie will nicht ſchreiben. Es iſt die
Tinte zu dick, jetzt wieder zu dünn! Es iſt zu viel Waſſer
Zugegoſſen, und jetzt ſchreibt gar die Feder gedoppelt.
Armer Tropf! und ärmer von Tag zu Tage! So weit iſt's
Mit dir! Und warum läßt du dich lieber nicht wie ein Täubchen,
Wie ein Königsſöhnchen mit niedlichen Bißlein füttern?
Oder ſchreieſt und willt der lullenden Amme nicht ſchlafen? — —
„Aber, wer kann auch ſchreiben mit ſolcher Feder?“ Und wem denn
Zürnſt du? Wen betrügeſt du mit den Winkelzügen?
Dich allein! Dir gilt es und dich verſchwendeſt du Thor ſelbſt.
Andere laſſen es gehn! Der übelgerathene Topf tönt
Seine eigene Schande, man hört's daß im Ofen er nicht gut
Ausgebrannt iſt. Siehe du biſt ein flüſſiger Thon itzt;
Jetzt iſt's fortzumachen! Das Rad muß tapfer umhergehn,
Daß du Geſtalt kriegſt.
„Aber du haſt ein väterlich Landgut,
Haſt Auskommen auf ihm, ein reines, ehrliches Salzfaß,
Deine Götter bekommen das ihre, ſie werden auch dir das
Deine laſſen; was ſollteſt du fürchten?“
Iſt dir genug das?
Iſt's anſtändig die Lunge mit hohem Winde zu füllen,
Daß vom tusciſchen Stamm du jetzt der tauſendſte Aſt ſeyſt

Und im Purpurkleide den Censor grüßest: Herr Vetter!
Für den Pöbel die Goldschabracken! Ich kenn' in der Haut dich!
Schämest du dich nicht selbst wie der Schwelger Natta zu leben?
Dieser ist dumm vor Laster; es hat das müßige Fett sich
Ihm um die Seele gesetzt; er weiß nicht was er verlieret,
Ist so tief ertrunken, daß auch kein Bläschen mehr aufquillt.
Großer Vater der Götter, o strafe wilde Tyrannen
Anders nicht als wenn sie die giftaufbrausende Lust nun
Lange schrecklich umhergetrieben, daß sie die Tugend
Endlich sehn und sich grämend erblassen, weil sie nicht ihr ist.
Haben im ehernen Stier die Menschen elender geächzet,
Hat das hangende Schwert den reichbekleideten Schmeichler
Jenen Damokles ärger geschreckt: „ich fall'! ich falle!"
Als wenn der Unglückselige sich, im Innersten blaß, muß
Dinge sagen die er auch seinem Weibe verhehlet.
Als ich ein Knabe noch war, da weiß ich wie ich mich so krank oft
Machte, wenn ich die hohen Reden des sterbenden Cato
Lernen sollte, damit sie mein Lehrer rasend erheben,
Daß mein Vater mit seinen geladnen Freunden sie heiß an-
Staunen könnte! Das war als Knabe! Da es mein höchster
Wunsch noch war im Würfel die meisten Augen zu werfen,
Und das schäbige Eins zu meiden, oder die Nüsse
Grad in den engen Hals des Topfs zu treffen; den Kreisel
Also geschickt zu peitschen, daß keiner behender ihn forttrieb.
Du hast etwas bessers gelernt, die Krümme der Sitten
Auszufinden und was sonst im gelehrten Athenä
Unter den Bildern der langbekleideten Meder gelehrt wird,
Wo die Jünglinge sich den Schlaf, die niedlichen Speisen
Und die geputzten Haare versagen, Weisheit zu lernen.
Dir ist des Samischen Weisen Buchstab, dir ist des Lebens

Zweigeſpaltener Weg aus Einem graden Stamme
Kund. Und ſchnarcheſt? und ſtützeſt das Haupt als fehlten ihm Bande,
Gähnſt als ob das Geſtern in allen Gliedern dir läge.
Red aufrichtig! Haſt du ein Ziel, wornach du den Bogen
Spanneſt? oder verfolgſt du kindiſcherweiſe die Raben,
Jetzt mit Kothe, mit Scherben anitzt; wohin dich der Fuß trägt,
Gehſt du und lebſt ſo hin? — Ei Freund, man fordert die Nieswurz
Denn zu ſpät, wenn die Haut ſchon aufläuft. Komme dem Uebel
Vor, ſo darfſt du dem Arzt nicht goldene Berge verheißen.
Lernt, ihr Elenden, lernt! die Natur der Dinge zu forſchen:
Was wir ſind? und wozu wir geboren wurden? den Rangort,
Den die Natur uns ſetzte! wie fein das Wenden ums Ziel ſey!
Und warum es ſo ſey? wie weit uns Wünſche vergönnt ſind?
Auch im Geld! Wozu der harte Thaler zu nutzen?
Wie viel man für Freunde, dem Vaterlande zum Beſten,
Man aufopfern müſſe mit Anſtand? Wer in der Menſchheit
Du ſollt ſeyn, und wohin dein Gott dich weiſe geſetzt hat? —
Dieſes lern' und beneid' es nicht, wenn jener Gerichtsſprach
Viele gefüllte Fäſſer in ſeinem Keller bereit hat,
Weil er fette Umbrer vertheidigte. Neid' es ihm nicht, wenn
Ihm ſein Marſer-Client jetzt Pfeffer, Schinken und friſche
Salzfiſch' ſendet, wenn er noch kaum die alten verzehrt hat.
Hier wird etwa einer der bockigen Centurionen
Sagen: „ich weiß mir gnug!" Ich mag kein grämlicher Solon,
Kein Arceſilas ſeyn! Mit niedergeſchlagenen Augen
Gehn ſie, ſteifen Halſes, umher und ſprechen da murmelnd
Mit ſich ſelbſt, als ob ſie die ſtille Wuth verfolgte —
Wägen Worte mit vorgeworfener Lippe. Dem Traum des
Kränkelnden Alten ſinnen ſie nach: Aus Nichten wird Nichts! —
„Nichts wird wieder zu Nichts!" Und darum blaſſeſt du ab dich?

Darum kann ſich ein Menſch das Mittageſſen verſagen?
Jedermann lacht über die Poſſen, und unſere jungen
Helden rümpfen mit lautem Gelächter die Naſe.

Hör' ein Märchen. Es war ein Kranker, der eilig den Arzt rief:
„Ei doch, ſehen Sie zu! Mir ſchlägt das Herz ſo gewaltig!
„Und die Dünſte ſteigen mir ſchwer zum brennenden Hals auf.
„Sehen Sie doch ja recht!" Der Arzt verordnet' die Ruh ihm.
Als am dritten Tage der Puls ihm ſanfter zu gehn ſchien,
Ließ er aus beſter Hand ein Fläſchchen lieblichen alten
Surrentiner ſich holen und ſchickt' damit ſich zum Bad an.

Bald erblickt ihn der Arzt. „O weh, Sie ſehen ſo blaß aus!
„Und was machen Sie?" „Gut, recht gut!" „Sie nehmen in Acht ſich!
„Halten es nicht gering! Die Haut fällt Ihnen ins Erdfarb" — —
„Erdfarb ſelbſt, Herr Doctor! Sie ſorgen für ſich! Ich brauche
„Keinen Vormund! Ich hab' ihn und werd' auch Sie noch begraben!"
„Nun, wohlan! ich rede kein Wort mehr!"
Und damit fährt der
Todtenblaſſe Menſch fein fort mit Schlemmen und Baden;
Jetzt keucht er mit Mühe den böſen ſchwefligen Odem
Langſam herauf; ſein Fieber befällt ihn immer beim Wein noch,
Und der erwärmte Becher entſinkt den zitternden Händen.
Nackt ſchon klappern die Zähn' ihm, die fetten niedlichen Speiſen
Läßt die ſchlotternde Lippe fallen — In kurzem ertönt die
Todtenglocke. Die Lichter brennen. Der Selige kommt nun
Wohlgeſalbet mit Specereien aufs hohe Paradbett,
Streckt die kalten Füße der Thüre entgegen. Es heben
Ihn die Sklaven (ſeit geſtern nun befilzete Römer!)
Auf die Schultern und fragen — —
„Elender! fühle den Puls mir!
(Hör' ich den Centurionen.) Was ſoll dein närriſches Märchen?

Lege die Hand mir aufs Herz. Hier ſchlägt kein Fieber. Die Füße,
Wie die Hände ſind warm mir, warm zu den äußerſten Spitzen."
Wohl! wenn aber ein Geldhauf plötzlich dir ins Geſicht kommt
Oder die ſchöne Nachbarin dich liebfreundlich herbeiwinkt,
Schlägt da ruhig dein Herz? — Es wird ein kaltes Gericht von
Hartem Gemüſe dir vorgeſetzt und Brod wie das Volk ißt;
Gelt! dir ſchmerzet der Gaum? man muß im Schlunde dir nachſehn.
In dem zarten Munde mag ein Geſchwürchen wohl hecken,
Das doch gar nicht fein iſt, mit Volksborſten zu kratzen. —
Oder du frierſt vor Furcht! dir ſtehn die Haare zu Berge.
Nun kocht wieder dein Blut vor Zorn als hätten es Fackeln
Angezündet! Die Augen flammen! Du ſprichſt und du thuſt ja,
Daß Oreſtes der raſende ſelbſt für raſend dich hielte — —

Perſius fünfte Satire.

Ein Geſpräch mit ſeinem Lehrer Cornutus.

Cornutus.

Dichter machen es ſo: ſie wünſchen hundert der Stimmen,
Hundert Mäuler und Zungen ſich her zu hundert Gedichten;
Mögen ſie jetzt ein Märchen dem traurigen, tragiſchen Spieler
Herzukeuchen geben; wie oder die Wunden des Parthers,
Der ſich den Pfeil aus der Scham zieht — —
Aber wozu das? wozu
Solche Biſſen vom Rieſengedicht den Leuten ins Maul zu
Werfen, daß ſie dazu wohl hundert Schlünde begehrten?
Will der Spieler erhaben reden, ſo mag er die Wolken
Helikons leſen, wenn ihm der Progne, wenn ihm Thyeſtes
Blutiger Brate noch etwa dampft; ein Brate, von dem der
Abgeſchmackte Glyko ſehr oft muß ſpeiſen.

Du biſt nicht
Einer der Art! Du treibſt, auch wenn die Maſſe beim Feur kocht,
Nicht mit Blaſebälgen die Winde zuſammen, du gehſt nicht
Einſamkrächzend daher und murmelſt unter den Zähnen
Weiß nicht was hochwichtiges her. Du bläſeſt die Backen
Nicht mit hohlem Geräuſch auf, daß ſie zerſpringen möchten.
Nein! du ſprichſt wie die Menſchen ſprechen, aber die Worte
Fügſt du ſcharf zuſammen und bleibſt mit Mäßigung rund ſtets;
Weißt die Sitten, die todtblaß Kranken, mit rechten Arzneien
Anzugreifen, und weißt des Fehls auch linde zu ſpotten.
Daran halt dich und laß den Herrn Mycenern ihr Gaſtmahl,
Blutige Köpf' und Füße; richt du uns ein bürgerlich Mahl zu.

Perſius.

Freilich treib' ich es nicht darauf, mit windigen Poſſen
Blätter aufzuſchwellen, dem Dunſt Gewichte zu geben.
Wir hier ſprechen allein; und darum will ich (die Muſe.
Räth mir's) alle mein Herz vor dir ausſchütten. Wie ſehr du
Mir im Innerſten lebeſt, wie viel von meiner Seele
Dein ſey, ſüßeſter Freund, Cornutus, möcht' ich ſo gern dir
Zeigen! Klopf hier an! Du unterſcheideſt was hohl tönt
Oder voll iſt; du weißt wie Wahrheit und die gemalte
Zunge reden. O hier, hier möcht' ich gerne mir hundert
Stimmen wünſchen, es rein zu ſagen wie ſehr ich in allen
Winkeln meines Herzens dich feſtgeheftet mir habe,
Aufzuſchließen in Worten was im geheimſten Gefühle
Mir wie ein unaufzeigbarer Schatz liegt.
Als ich ein Jüngling
Kaum die Purpurtoga, die Hüterin meiner zarten
Schüchternen Kindesjahre, dahingelegt und die Bulla
Meinen Laren geweiht, als ſchmeichelnde, leichte Geſellen
Und mein weißes männliches Kleid mir völlig erlaubten

Rings die Augen umher nach einer Lais zu werfen,
Auf der zweifligen Stelle der Jugendreiſe, wo öfters
Das des Lebens unkundige Herz mit Zittern auf Irren,
Auf Abwege geräth; da gab ich dir mich. Zarte
Jünglinge nimmſt du auf in deinen Sokratiſchen Buſen,
O Cornutus, und legſt an ihre verzogenen Sitten
Unvermerkt dein Richtmaß und machſt ſie ſpielend gerade.
Nur die Vernunft muß an ſie ſetzen; da ringet die Seele
Von der Vernunft beſieget zu ſeyn, als Künſtlerin formt ſie
Unter deinem Finger das Antlitz neu. O ich denke
Noch dran, wie wir Sonnen hinab bis ſpät in die Nacht hin
Beide wie Einer lebten, mit Einem Mahl uns erquickten,
Eine Arbeit und Eine Ruh unter uns theilten,
Und beim Tiſche den Ernſt mit keuſchem Scherze vermiſchten.
Unſrer beider Tage, Cornutus, glaub' es gewiß mir,
Werden in Einem Bunde von Einem Geſtirne geleuket;
Sey's entweder daß unſer Leben die wahrheitkarge
Parze zuſammen wog auf Einer glücklichen Wage,
Oder daß die Stunde, die treue Freunde verknüpfet,
Ein einträchtiges Schickſal wie unter Zwillinge theilte;
Daß mit Jupiters Gunſt wir beide vereinet den Einfluß
Jenes böſen Saturns uns mildern. Wahrlich, ich weiß nicht
Welch glückſelig Geſtirn mich dir ſo innig hinanfügt.

Tauſend Menſchenarten und tauſend Lebensgebräuche
Gibt es: jeglicher hat ſein Wollen, ſeine Begierden.
Dieſer erhandelt Pfeffer und indiſchen Kümmel, der bleich macht,
Gegen italiſche Waaren; er reist zur früheren Sonne
Deßhalb. Ein andrer mag des ſanftbefeuchtenden Schlafes
Lieber genießen und ſatt und fett ſeyn. Dieſem iſt Martis
Feld ſein Leben; jenem der geldverzehrende Spieltiſch.

Andre modern der Venus im Schooß; wenn aber die Gicht kommt,
Und die Glieder ihnen, die dürren Aeſte des alten
Buchbaums, bricht mit ſteiniger Hand, wie werden alsdann ſie
Nur zu ſpät beſeufzen daß ihnen im ſumpfigen Nebel
Traurig und dick die Tage vergangen, daß ihnen das Leben
Ungenoſſen geraubt ſey. Du, Cornutus, hingegen
Lieſeſt Nächte hindurch dich blaß an Schriften der Weiſen;
Denn du biſt der Jünglinge Bildner, ſäeſt Kleanthes
Frucht ins feingereinigte Ohr. Ihr Jünglinge, Greiſe,
Kommt und lernet allhier des Lebens ſicheren Endzweck,
Holet Reiſegeſchenk für jene Elend-ergrauten.
„Morgen wollen wir das!“ So wirſt du morgen auch ſagen:
„Wie? iſt's denn ſo ein großes Geſchenk, ein einziger Tag noch?“
Freilich ein großes Geſchenk! Wenn Morgen kommet, ſo ſiehſt du
Daß du das Geſtern verthan; ein neuer Morgen beſtiehlt dir
Wieder das Leben, und immer wird noch ein wenig dir Reſt ſeyn.
Siehe die Räder am Wagen: es kehrt das hintere Rad ſich
Immer dem vordern nah und kommt doch nimmer zum vordern:
So dein Heute; das nächſte Morgen iſt immer ihm vorwärts.

Freiheit gilt's hier; nicht die Freiheit die ſich der Sklave,
Publius jetzt zu heißen und in der Veliniſchen Zunft nun
Auch vom ſchäbigen Korn ſein Theil zu holen, verdient hat.
Wahrheitdürſtige Menſchen, die glauben können, Ein Umdrehn
Schaffe Römer. Der tückiſche Dama, nicht einen Drei'r werth,
Er, ein Eſeltreiber, ein Schurk' und Bube; bei ſeiner
Handvoll Futter ſtahl er; und nun kehrt plötzlich ſein Herr ihn
Um: vom Augenblicke des Umdrehns geht ein andrer —
Marcus Dama daher. Ei trägſt du Bedenken, dein Geld hier
Auszuthun, und Marcus iſt Bürge? fürchteſt du dich noch,
Deine Sache zu führen, und Marcus iſt Richter? Marcus

Hat es geſagt: ſo iſt's! „O unterzeichne doch, Marcus,
Dieß Vermächtniß!" — Ei das heißt Freiheit, die uns ein Hut gibt!

„Nein, kein andrer nenne ſich frei, als dem es vergönnt iſt
„Wie er will zu leben. Ich darf ſo leben; und alſo
„Bin ich freier als Brutus."
„Halt! du ſchließeſt zu eilig,"
Wird ein Stoiker hier mit ſeinem in beißendem Eſſig
Reingeſpületen Ohre ſagen: „ich nehme den Satz an;
Aber die Worte: „„vergönnt, wie er will, zu leben,"" die
laß weg!"
Denn ſeitdem ich mein eigener Herr vom Prätor hinwegging,
Warum ſollte mir nicht, was ich nur wollte, vergönnt ſeyn?
Außer was die Geſetze mir unterſagen — — Und alſo
Hör und lerne! (Doch laß die zornige, rümpfende Miene,
Wenn ich dir auch ein Wörtchen, das dir die Amme geſagt hat,
Aus der Seele muß reißen.) Es lag in dem Amte des Prätors
Nicht den Narren die feinſten Pflichten und Gründe zu lehren,
Ihnen den beſten Brauch des flüchtigen Lebens zu geben;
Eher ſtimmeteſt du die Harfe zu Eſelshänden,
Und die Vernunft tritt ſelbſt entgegen und liſpelt ins Ohr dir:
„Keinem iſt es erlaubt zu thun was er machend verdürbe!"
Das lehrt alles Menſchengeſetz und alle Natur dir:
„Was unwiſſende Schwäche nicht thun kann, ſey ihr verboten!"
Wäge die Nieswurz ab zur Arznei, und wiſſe den Punkt nicht
Wo es genug iſt: die Kunſt der Arznei verbeut ſich von ſelbſt dir.
Jener geſtiefelte Bauer, der nicht den Morgenſtern kennt,
Wollt' er ein Schiff zu lenken ſich unterwinden, der Seegott
Rieſe vom Meer auf: Menſchen, ihr habt die Welt verkehret!

Aber hat dich Weisheit gelehrt durchs Leben gerade,
Feſt zu gehen; der Wahrheit Schein, das güldene Kupfer

Schon im hohen Klange vom Golde zu unterſcheiden,
Haſt du was dir zu thun iſt, haſt du was du zu laſſen,
Jenes zuerſt mit Kreide, dir dieß mit Kohlen bezeichnet,
Haſt der Wünſche nur wenig, ein enges Haus, und den Freunden
Biſt du lieb, und kannſt dein Kornhaus ſchließen und aufthun,
Kannſt errathen den Pfennig, der angenagelt im Koth iſt,
Und verſchmähſt zu ſchlucken des Reichen Speichel — wohlan! magſt
Du dir ſagen und wahr es ſagen: das habe, das kann ich,
So biſt du der Freie, der Weiſe, den nicht der Prätor,
Den der gütige Jupiter ſelbſt zum Freien gemacht hat.
Aber heuchelſt du uns und da du kürzlich von unſerm
Schrot und Korn noch warſt, die alte Haut dir noch lieb iſt,
Und bei gleißender Stirn der Fuchs im Herzen dir lauert,
So nehm' ich, was ich ſagte, zurück und ziehe das Seil zu.
Knecht biſt du; die Vernunft vergönnet dir nichts, und du ſündigſt
Wenn du den Finger ausreckſt. (Was kann ich minderes ſagen?).
Opfre Weihrauch; du wirſt's mit keinem Weihrauch eropfern,
Daß an Narren nur Ein Quentchen Weisheit behafte.
Hier zu miſchen iſt Hochverrath. Der krüppſige Bauer
Wird vom Tanze Bathylls auch nicht drei Tacte dir tanzen.
„Frei bin ich!" wer machte dich frei? du Sklave ſo vieler
Herren! oder kenneſt du keinen Herren als den dir der Prätor
Loszählt? „Junge, geh hin und trage den Striegel ins Badhaus
„Des Criſpinus. Zögerſt du noch. du Schlingel." Ein harter
Dienſt iſt dieſes, und du weißt nichts von ſolchem. Von außen
Treibet dich nichts und machet dir Arme; aber von innen?
Wenn im ſiechenden Herzen dir täglich viele der Herren
Aufſtehn, biſt du leidlicher dran als jener, den Peitſche
Und die Furcht vor dem Herrn zum Striegel und in das Bad treibt?
Morgens ſchnarcheſt du faul; der Geiz ruft: auf, willt du noch nicht
Auf? Den Augenblick auf! „Ich kann nicht!" Auf! „und was ſoll ich?"

Frägeſt du noch? Karauſe, und Caſtorfelle und Weihrauch,
Ebenholz und Coiſche Weine vom ſchwarzen Meere
Herzuholen aus erſter Hand, dem müden Kamele
Pfeffer abzuladen; das ſetze dann um, und du ſchwörſt auch — —
„Aber Jupiter hört's!" O Dummkopf, wenn du mit dem willt
Eng in Freundſchaft leben, ſo bohre immer dein armes
Salzfaß und begnüge dich mit. Die Stimme des Geizes
Schrecket dich auf, du gürteſt, ein Knecht, dich ſchnell mit dem Pelz um,
Schickeſt den Weinkrug zu und nun zu Schiffe! — Der Schifffahrt
Steht nichts weiter entgegen als daß die witzige Wolluſt
Dich bei Seite führet: was willt du, Thor? wohin rennſt du?
Schwillt die Galle dir ſo in ſiedender Bruſt, daß des Schierlings
Ganze Flaſche ſie dir nicht hat löſchen können? hinüber
Ueber das Meer willt du? Du willt auf hanfenen Stricken
Sitzen und von der Schiffbank ſpeiſen? Garſt'ges Pech ſoll
Deinen rothen Vejenter im Schiffsgefäße verderben?
Und wozu das alles? daß dir ſtatt ehrlicher Zinſen,
Fünf vom Hundert, dein Geld eilf karge Procente gewinne?
Thue dir wohl! Laß uns die ſüße Blume des Lebens
Brechen! nur das heißt leben. Im Tode wirſt du doch nichts als
Schatten und Aſch' und ein Märchen. Denke des Todes fleißig!
Schnell verfliehet die Zeit; ſie flieht indeſſen ich rede — —
Wie nun? was iſt zu thun? Sie ziehn mit doppeltem Hamen
Hieher dich und dorthin; welchem vor beiden gehörſt du?
Welchem folgſt du? Du mußt bald dem, bald dieſem. Ein Sklave
Immer getheilt und ungewiß immer, wechſelnd und elend,
Glaub auch nicht, wenn du einmal nein ſagſt und dem Befehle
Widerſtrebeſt, du ſeyſt ſchon frei, du habeſt die Ketten
Losgeriſſen! Der Hund reißt auch mit Mühe den Strick los,
Aber er ſchleppt ihn mit ſich am Halſe; man faßt ihn bald wieder.

Davus, ruft Chereſtratus aus (und beißt ſich die Nägel
Wund), ich befehle dir, Davus, es ſtracks zu glauben; ich will mir
Alle die Schmerzen vom Halſe ſchaffen. Was ſoll ich denn meinen
Braven Anverwandten zur Schande leben? und ſoll mein
Väterlich Gut mit übelm Gerücht vor einer unzücht'gen
Schwelle verthun, indem ich mit ausgelöſcheter Fackel
Vor der benetzten Thür der Chryſis trunken ein Lied ſing'.
„Bravo, Junker, werden Sie klug und weihen den Göttern,
„Die Sie vom Unglück retten, ein Lamm!"
„Was meinſt du aber,
„Davus, wird ſie nicht weinen, wenn ich nicht komme?"
„Sie ſcherzen,
Junker, den rothen Pantoffel wird ſie erheben, und dir es
Wehren daß du forthin nur muckſend am engern Netz ziehſt."
Jetzt iſt der Junker muthig; ſie darf nur pfeifen, ſo ruft er:
„Gleich! ich komme!"
„Nu, wie denn, Davus? auch wenn ſie rufet,
„Wenn ſie bittet, ſoll ich nicht gehn?"
„Wenn du von ihr los biſt,
„Ganz von ihr los biſt: nein!" —
Sieh, das iſt, das iſt der Freie,
Den wir ſuchen; nicht der, den des Lictors Splitterchen freiſchlägt.
Sollte der Volksſchmeichler im weißbekreideten Kleide,
Wie ihn nach Aemtern ſchnappend die Ehrſucht immer umherzeucht,
Sollte der frei und ſein ſeyn? Erwache, ruft ihm die Ehrſucht,
Warte den Großen auf, ſtreu Erbſen unter das Volk hin,
Reichlich, daß ſich die ſonnenden Greiſe deiner Aedilſchaft
Einſt erinnern noch mögen: ei der gab herrliche Spiele!
Wißt ihr? am Florens-Feſt? habt ihr je ſchönre geſehen?
Oder biſt du ein Jud' und kommen die Tage Herodes,
So ſteck dampfende Lampen ans Fenſter, bekränze die Lampen

Mit Violen und ſalbe das Fenſter, daß alles Ein Dampf ſey!
Siehe die rothe Schlüſſel iſt aufgetragen. Der Thunfiſch
Wedelt ſchwimmend umher mit dem Schwanze; der Becher iſt
Weins voll.
Tritt nun ſchweigend herbei und murmle mit blaſſem Geſichte
Deinen beſchnittenen Sabbath.
Auch du, den ſchwarze Geſpenſter
Und, wenn ein Ei bricht, traurige Furcht ſchreckt: jagen die Gallen
Hochbeleibet und jagt der Iſis ſpielende Prieſtrin
Mit Klapper dir Beben ins Herz, es möchten die Götter
Dir mit Schwulſt in den Körper fahren, wenn du nicht Morgens
Nach dreimaliger Segnung ein Knoblauchsköpfchen hineiniſſ'ſt —
Biſt du ein ſolcher, Freund, und nennſt dich frei und dein ſelbſt Herr?
Nur der Weiſe — — doch ſt! kein Wörtchen ſage davon den
Weitgeſpreizeten Centurionen, oder der große
Rieſe Vulfennius wird ein plump Gelächter erheben:
„Hundert griechiſche Weiſen! ich gebe kein ſchäbiges Aß drum!“

6.

Fabeln,

zum Theil nach Phädrus.

Fabeln.[1]

Den Fabelinhalt, den Aesopus fand,
Hab' ich sechsfüß'gen Versen eingeprägt,
Zwiefachen Zweckes: daß mein Buch ergötz',
Und daß mit kluger Unterweisung es
Berathe. Wer nun etwa tadeln will
Daß Bäume sprechen und nicht Thiere nur,
Der denk', es sey der Fabeldichtung Scherz.

1.
Wolf und Lamm.

Zu einem Flusse kamen Wolf und Lamm,
Dürstend. Den Fluß hinaufwärts stand der Wolf,
Das Lamm weit abwärts. Und mit frechem Maul
Erhub der Mörder stracks Ursach zum Streit.
Was trübst du, schrie er, da ich trinken will,
Das Wasser mir? Wie kann ich, sprach mit Zittern
Das sanfte Schaf, wie kann ich es, o Wolf,
Da ja herab von dir der Strom mir kommt!

[1] Die meisten sind aus Phädrus, andre nach verschiedenen andern Fabeldichtern gebildet.

Zurückgetrieben von der Wahrheit Macht,
Begann er wieder: vor ſechs Monden haſt
Du ſchlecht von mir geredet, das weiß ich.
Ach, ſprach das Lamm, vor jenen Monden lebt'
Ich ja noch nicht. So that dein Vater es.
Und damit griff er und zerriß das Schaf,
Schuldloſen Todes. Dieſe Fabel gilt
Dem der mit Ränken Unſchuld unterdrückt.

2.
Adler und Fuchs verbinden ſich.

Freundſchaft verknüpften Fuchs und der Adler einſt;
Als Nachbarn beide wollten ſie leben nun:
„Nimm deine Wohnung unterm Baume,
„Droben im Neſte desſelben ſitz' ich."

So ſprach der Adler. Höret, was bald geſchah!
Der Adler hungert: „Siehe der Nachbar iſt
Anjetzt daheim nicht; auf! in des Nachbars Neſt!"
Er flieht hinab — und zehrt ihm die Jungen auf.

Der Fuchs rückkehrend klagete laut (umſonſt!)
Den Räuber an, der hoch ihn verachtete.
Das Schickſal fand den hohen Räuber
Auch auf dem Gipfel des hohen Baumes.

Einſt trieb die Raubgier ihn zum Altare hin;
Er haſcht das Opfer, mit ihm die Opfergluth;
Die trägt er ſiegend hin in das Neſt mit ſich.
Die Winde wehen droben, das Neſt entflammt,
Des Adlers Jungen fallen verſenkt hinab:

Der Fuchs erhaſcht ſie, freuet der Beute ſich,
Noch mehr der Rache die an dem Feind er nahm.
Treuloſigkeit bleibt ſelten unbeſtraft.

3.
Adler, Haſe und Käfer.

Verfolgt vom Adler flohe zum Käfer einſt
Der Haſe. Jener flehet den Adler an
Um ſeines Schutzfreunds Leben, doch unerhört!
Und ewige Rache ſchwöret der Käfer ihm.

Wie ſie zu nehmen? — Suchend des Adlers Neſt,
Der ausgeflogen, rollt er die Eier ihm
Fels ab; — die Eier liegen zerbrochen da;
Nun baut der Adler höher das neue Neſt.

Der Käfer kriecht zum höhern Neſt empor
Und rollt die Eier wieder den Fels hinab;
Der Adler fliegt zu Jupiter ſelbſt, vertraut
In ſeinen Schooß ihm ſeines Geſchlechtes Pfand.

Der Käfer ſchleicht hinauf, und dem Jupiter
Selbſt ſpielt er Miſt in Schooß: es ergrimmt der Gott,
Und ſchüttelt Miſt und Eier hinweg; da tritt
Vor ſeinen Thron hin klagend der Käfer, rügt
Das Unrecht, das der Adler nicht ihm allein,
Das Unrecht, das er Jupitern ſelbſt gethan.

Des Gaſtrechts Schützer weiß dem geliebten Aar
Nicht auszuhelfen; aber er will doch nicht
Der Adler ganz Geſchlecht der Käfer
Willen vertilgen, ſondert daher die Zeit,
In welcher Adler und Scarabäus lebt.

So sichert zwar er seines Geliebten Brut,
Doch unvergänglich bleibet des Käfers Haß.

Auch Schwächern angethanes Unrecht
Schadet dem Frevler unausgelöschet.

4.

Der gesundgewordene Kranke.

Es schwur ein Kranker, wenn er genesete,
Den Göttern hundert Ochsen — und er genas.
Er brachte seine Hekatomb in hundert
Ochsen von Brod — und lacht des Gelübds.

Im Zorn die Götter sandten ihm einen Traum:
„Geh hin ans Ufer, grabe, da findest du
Den Schatz, der mehr als hundert Talente werth!"
Erwachet eilt er an den bestimmten Ort,
Und gräbt: Da kommen Räuber; sie schleppen ihn
Als Sklave fort. Weinend fleht er die Götter an
Um seine Rettung, und gelobte
Alle Talente, die er dort fände.

Umsonst; er wird um hundert Denar als Knecht
Verkauft. Die Götter wissen zu strafen den
Der sie betrügt, durch Täuschung, Traum und Wahn.

5.

Die Frösche bitten Zeus um einen König.

Bei billigen Gesetzen war Athen
Einst blühend, bis muthwillige Freiheit erst
Parteien schuf, und kühne Frechheit dann

Den alten Zügel gar zerſtückte. Die
Parteien retten ſich, indeß das Schloß
Piſiſtratus beſetzt, allein gebietend. — —
Da klagten ſie der Knechtſchaft traurig Joch,
Nicht weil es grauſam, ſondern weil es neu
Und allen ungewohnte Bürde war.
Und da ſie dieſes klagten, ſprach Aeſop:

Die Fröſche ſchweiften einſt im freien Sumpf
Nach Herzensluſt; da baten ſie vom Zeus
Großen Geſchreis ſich einen König, der
Die ausgelaſſ'nen Sitten bändigte.
Der Gott der Götter lachte, und gab ihnen
Ein Stöckchen, das, da es ins Waſſer klatſcht,
Aufſchrecket und erregt die Fürchtenden.
Indeß ſteckt' es im Koth und ſteckte lang,
Bis allgemach ein kühnes Fröſchchen leiſe
Den Kopf aufrecket, und den König ausſpäht;
Und ruft die andern alle keck hervor.
Dreiſt hüpfen ſie nun in die Wett' heran,
Und hüpfen muthig auf den König Stock,
Beſudeln ihn mit jeder kleinen Schmach
Und ſenden andere Geſandtſchaft auf
Zum Jupiter um einen andern König:
Der den ſie jetzt beſäßen, tauge nichts. —
Da ſandt' er ihnen denn die Schlange, die
Mit ſcharfem Zahn ſie nach einander griff.
Vergebens fliehn die Unbewaffneten
Dem Tod; Furcht nimmt ihnen Stimm' und Laut.
Nun geben insgeheim ſie dem Merkur
Auftrag an Zeus, daß er den Leidenden

Beiſtehe. Aber alſo ſpricht der Gott:
Weil ihr denn euer gutes Schickſal nicht
Ertragen konntet, tragt das böſe nun.
Auch ihr denn, ſprach Aeſop, tragt euer Weh,
Daß euch nicht gar vielleicht noch weher werde.

6.

Die mit fremden Federn geſchmückte Krähe.

Daß man auf fremde Güter ſtolz zu ſeyn
Nie lüſte, ſondern in dem Eignen nur
Beſcheiden-glücklich lebe, ſprach Aeſop:

Ein' aufgeblaſne, eitle Krähe las
Sich Federn, die dem Pfau entfallen waren,
Vom Boden auf, und ſchmückte ſich damit:
Und fortan kennt ſie ihr Geſchlecht nicht mehr,
Und miſcht ſich in der Pfauen ſchöne Schaar.
Was wird? der Unverſchämten hacken dieſe
Die Federn aus, und beißen ſie hinweg.
Und als ſie übel ſo gelohnt und traurig
Sich zu den Ihren ſtiehlt, erduldet ſie
Von ihnen gleichen Rückweis, gleiche Schmach.
Da ſprach von denen die ſie einſt verſchmäht,
Ein Alter: hätteſt du mit uns und dem
Was die Natur dir gab vergnügt gelebt,
Dich träfe jener nicht, nicht dieſer Schimpf.

7.

Das Bündniß mit dem Löwen.

Mit Mächtigern ein Bündniß ſtiften, iſt
Gefährlich; das lehrt dieſe Fabel euch.

Ein Bock und eine Kuh und das geduld'ge Schaf'
Geſellten ſich zum Löwen auf die Jagd.
Sie fingen einen großen feiſten Hirſch,
Und wollten theilen. Höret, ſprach der Leu:'
Vier Theile liegen da; den erſten nehm' ich mir
Dieweil ich Löwe bin; den zweiten gebt ihr mir,
Dem Stärkern; gleichfalls kommt der dritte mir zu gut,
Weil auf der Jagd das meiſte ich gethan;
Und wer den vierten will, der meſſe ſich mit mir.
So nahm er alles den Verbündeten.

8.

Der verſpottete und gerächte Haſe.

Wer andern Rath gibt und ſich ſelbſt nicht räth,
Der iſt ein Thor. — Davon hört dieſe Fabel.

Ein Haſe, von des Adlers ſcharfen Klauen
Ergriffen, ſeufzte laut und bitterlich.
Ein Sperling flog vorbei und ziſcht' ihn aus:
Ei doch, wo iſt nun deine Schnelle? wie,
Daß du dein Fluchtpanier jetzt nicht ergreifſt?
Er ſprach's; da faßt ihn unvermuthet ſelbſt
Der Habicht und verzehrt den Wimmernden.
In letzten Zügen ſah's der Haſe noch
Zum Troſt in ſeinem Tod, und ſprach zu ſich:
Wohl mir! mein Spötter ſtirbt denſelben Tod.

9.

Der Wolf und der Kranich.

Wer von Verruchten Lohn für sein Verdienst
Begehrt, der sündigt zwiefach. Erstens weil
Er um Verruchte sich verdient gemacht,
Und Lohn begehrt wo er kaum ungestraft entkommt.

In eines Wolfes Rachen steckt ein Bein,
Das er zu gierig eingeschlungen, fest.
Es schmerzt ihn sehr; er lockt um großen Lohn
Dieß Thier und jenes an, ihm auszuziehn
Sein Uebel. Endlich, auf den Schwur des Wolfs,
Wagt es der Kranich, trauet seinen Hals
Der Länge nach des Wolfes Rachen an,
Und heilt ihn glücklich. „Gib mir," spricht er, „den
Mir zugeschwornen Lohn!" „Undankbarer,"
Antwortet der Genesene: „du hast
Von Glück zu sagen daß du deinen Hals
Aus meiner Kehle brachtest, und willst Lohn?"

10.

Der Besuch der Katze bei der Henne.

Gute Henne, du siehest so krank; was fehlet dir Armen?
Sprach die Katze; mich schmerzt, glaub' es, dein Ungemach sehr!
Zitternd sprach die Henne: besuchende Freundin, so bitt' ich,
Wandre vorüber; mir wird, wenn ich dich sehe, nicht wohl.

11.

Die Nachtigall und die Schwalbe.

Als einſt die Schwalbe ſich von dem Dorfe weit
Verirret, fand im Walde ſie unverhofft
Die Schweſter Philomele. Sie ſaß betrübt
Auf einem Zweig und klagte des Itys Tod.
„Willkommen mir, o geliebte Schweſter,“ ſprach
Die Schwalbe, „ſo lang hab' ich dich nicht geſehn.
Allein was machſt du hier in der Wüſtenei!
Wo deinen ſüßen Geſang du Thieren ſingſt?
Komm mit mir auf das Dorf, zu den Menſchen komm,
Sie alle wird dein liebliches Lied erfreuen.
Und bei mir ſollt du wohnen.“ „O Schweſter,“ ſprach
Die betrübte Nachtigall und erſeufzte tief,
„Zu Menſchen ladſt du mich, die mir alles Weh
Anthaten! Von ihnen kommt mein Unglück ja,
Und immer wird mir ihr Anblick bitter ſeyn.
O laß im wilden Walde mich hier allein,
Der Fels iſt doch unſchuldig an meinem Schmerz.“

(Anhang.)

Bemühungen des vergangenen Jahrhunderts in der Kritik.

Unter Kritik verstand man im Anfange des vergangenen Jahrhunderts noch etwas anders als zu Ende desselben ein bekannter Haufe darunter verstehen wollte. Allen vorhergehenden Zeiten gemäß nannte man mit diesem Wort die Wissenschaft und Kunst Schriften, insonderheit älterer Zeiten und fremder Sprachen, genau zu verstehen und zu beurtheilen; denn Kritik heißt Kunst der Beurtheilung. In welche Zeiten und welchem Verfasser ein Buch gehöre? ob es ganz und richtig zu uns gekommen? wie seine Schreibfehler zu verbessern? welche der Lesarten zu wählen? welchen Werth das Buch habe? Dieß waren die Fragen deren thätige Auflösung man von einem Kritiker begehrte; und wenn man hiebei Real- und Verbal-, höhere und niedere Kritik unterschied, so wollte man deßhalb keine von der andern sondern. Vielmehr ist die sogenannte höhere Kritik nur die geistigere, feine; ohne die wörtliche findet sie nicht statt, ohne den zeitmäßigen, örtlichen Verstand der Worte gehet sie gar in der Irre und träumet. Beide vereint, sind Seele und Körper.

Ob man nun gleich zu jener Zeit den Werth des Kritikers nicht so hoch anschlug als man bei der wiedererwachenden Liebe zu den Alten und bei Wiederfindung ihrer Schriften zu Erasmus, Ficins und Poggius Zeiten gethan hatte, so stand doch die Schule jener alten Kritik noch da. Man wußte was man von einem Kritiker fordern durfte, und forderte nach so viel vorhergegangenen Fußstapfen viel. Eine Sagacität Autoren und Zeiten zu unterscheiden, diese also zu kennen, im Geist eines Autors zu wohnen, seine Sprachweise sich eigen gemacht zu haben, vom Plan und Zweck seines Werks aus dessen eigener Seele gleichsam

unterrichtet zu seyn — dieß forderte man. Dieß bestrebten die besten Kritiker sich zu leisten. [1]

Wenn von der Beurtheilung neuerer Werke die Rede war, forderte man ein gleiches. Die Vorbilder Aristoteles, Longin, Cicero, Horaz, Quintilian, mehrere Scholiasten, Grammatiker und andere Beurtheiler eigener oder fremder Schriften standen da, wurden studirt und mit einer Art Verehrung, wo nicht mit Nacheiferung betrachtet. Ebenso waren vorhergegangene Kritiker mit Vorzügen und Fehlern dem Nachfolger im Auge; man sah und prüfte.

In Frankreich und England (in Italien hatte man's längst gethan) befliß man sich die Muttersprache rein zu sprechen und zu schreiben, die besten Schriftsteller in derselben neu herauszugeben und zu erläutern. Die Regeln der Kritik, die man in Horaz, Quintilian und Vida für die Poesie fand, suchte man wo nicht zu übertreffen, so doch seiner Zeit und Sprache anzueignen, wie Boileau's Poetik, Pope's Essay on Criticism, Swift's Anti-Longin, beider und Arbuthnot's Scriblerus und so viel andere gründliche und witzige Kritiken zeigen. Fast jede gebildete Nation Europa's hatte anerkannte Kritiker, gute Journale. Man ehrte die Stimme der Männer; diese achteten das Publicum zu dem sie sprachen, so wie ihren eigenen Ruf und den Schatten der Vorwelt.

Am Ende des verflossenen Jahrhunderts sollte es anders werden. Von der neuen kritischen Philosophie hatte die ganze Vorwelt nichts gewußt; dieß setzte man, unbekümmert über das was der oder jener Aeltere denn etwa auch gewußt, gesagt oder gemeinet habe. Vielmehr setzte die neue Kritik was er gesagt haben sollte; und zwar in ihrer eigenen neuen Sprache; denn jede andere und

[1] S. Elogium Tiberii Hemsterhusii autore Ruhnkenio, abgedruckt in Harles Vitis Philologor. Vol. IV.

die verſtändliche Sprache der Alten ward für popular, d. i. für untauglich erkläret. Rein ſchreiben mußte man gar nicht, ſondern myſtiſch, barbariſch.

Die Zeit dieſes Deſpotismus ſcholaſtiſcher Unwiſſenheit iſt vorüber; mich dünkt, wir kehren wieder zur ältern Kritik zurück, die lehrreich den Sinn ſchärft, und für alles Große, Wahre, Schöne und Gute der Vor- und Mitwelt ihn unverfälſcht öffnet. Ja, da die wahre Kritik nicht etwa nur aus Büchern, ſondern vielmehr aus Geſchäften und Erfahrungen hervorgeht und auf dieſe zurückwirket, mit wie geſchärfterem Blick können und müſſen wir jetzt Kritik üben! Ein Jahrhundert iſt hinter uns, und faſt in allem haben wir eine Revolution der Denkart durchlebet. Manche der Alten ſehen wir jetzt (wer darf es läugnen?) mit ganz anderm Blick an; über vielerlei Dinge ſind uns die Augen geöffnet!

1.
Richard Bentley.

Nicht als Gegner der Freidenker,[1] ob er wohl auch als ſolcher geleſen zu werden verdient; ſelbſt nicht als erſter Redner im Boyliſchen Juſtitut,[2] obwohl er ſich dabei gegen den Atheismus der mathematiſchen Grundſätze Newtons glücklich bediente und ſeinen Nachfolgern im Inſtitut lange hierin ein Muſter ward, ſondern als Kritiker tritt Bentley hier hervor, im höchſten Sinne dieſes Namens mit ſeinen Fehlern und ſeinem Ruhm.

Schon vor ſeinem 24ſten Jahr hatte er eine Art Hexapla aufgeſetzt, in die er columnenweiſe alle Worte der hebräiſchen Bibel

[1] Remarks upon a late discourse on Free-Thinking, in a letter to F. H. D. D. by Philelentherus Lipsiensis. Ueberſetzt und mit Anmerkungen begleitet von E. E. Rambach. Halle 1745.

[2] Sermons on Boyle's Lectures. Vol. I. Lond. 1739.

alphabetiſch und dieſen gegenüber die verſchiedenen Ueberſetzungen dieſer Worte chaldäiſch, ſyriſch, latein nach der Vulgate, griechiſch nach den 70, nach Aquila, Symmachus und Theodotion eintrug. Dieſer Polyglotte fügte er eine Sammlung Lesarten und Verbeſſerungen des hebräiſchen Textes, einen zweiten Theil zu Capells Critica sacra bei. Leider ward er verhindert ſich auf dieſer Laufbahn öffentlich zu zeigen. Dagegen trat er zuerſt mit kritiſchen Anmerkungen über den griechiſchen Geſchichtſchreiber Malala hervor;[1] bald wurde er mit dem jüngern Boyle, nachherigen Grafen Orrery, in einen Streit über die Aechtheit der Briefe Phalaris verwickelt, der ihm viel Ungunſt, Haß und Spott zuzog, die Welt aber dagegen mit einem Reichthum ſeiner kritiſchen Kunde des Alterthums beſchenkte, der ohne dieſe Veranlaſſung nicht zum Vorſchein gekommen wäre.[2] Das Unglück plagte den jungen Charles Boyle daß er antwortete, und weil er die Lacher ſowohl als die vornehme und artige Welt auf ſeiner Seite hatte, an dieſem Rieſen der Gelehrſamkeit zum Ritter werden wollte, wodurch er ſich noch heftigere Streiche zuzog. Jetzt iſt niemand auf ſeiner, alles ſteht mit vollem Uebergewicht auf Bentley's Seite.

Dann ging Bentley an die zwei erſten Luſtſpiele des Ariſtophanes;[3] dann züchtigte er le Clerks Ausgabe der Reſte Menanders und Philemons, unmenſchlich hart und grob, aber lehrreich.[4] Endlich kam ſeine langerwartete Ausgabe des Horaz

[1] 1690.

[2] **Dissertation on the Epistles of Themistocles, Socrates, Euripides, Phalaris, the Fables of Aesopus etc.** Sie iſt latein überſetzt auch in Deutſchland erſchienen. Ein Schatz von Gelehrſamkeit und Alterthumskunde.

[3] 1710.

[4] **Emendationes in Menandri et Philemonis reliquias, auct. Phileleuthero Lipsiensi. Traiecti ad Rhen. 1710,** mit des ältern Burmanns Vorrede.

heraus, [1] in welcher er dieſen Dichter nicht ſowohl erläutern als ſeinen Text herſtellen wollte; ein Unternehmen das er in vielen Stellen glücklich beſtand, obwohl er in andern ſich äußerſt geſchmacklos zeigte und ſich auch hiebei die bitterſten Kritiken zuzog; [2] denn die Schaar der Halbgelehrten haßte den gelehrten Bentley, nicht nur ſeiner Uebermacht, ſondern auch ſeiner Härte, ſeines Stolzes wegen, in welchem er ſich dreiſt als den Gelehrteſten ſeiner Zeit, der er wohl auch ſeyn mochte, geachtet haben ſoll. Eben dieſer Haß der Gelehrten und die Furcht der Geiſtlichen vor ihm war Urſache daß ſeine angekündigte Ausgabe des N. Teſtaments nicht zu Stande kam; man beſorgte daß er mit dieſem Text wie mit Horaz umgehen würde. — Und warum ſollte er's nicht? Mit allen Fehlern welche die Ausgabe gehabt hätte, wäre ſie der Kritik äußerſt nutzbar worden; jetzt iſt, da ſie unterblieb, ihr Verluſt unerſetzlich; denn ein Bentley mit ſeinem Kopf und ſeinen Vorarbeiten erſcheint ſo bald nicht wieder.

Die andern Claſſiker auf die Bentley fürs Publicum Fleiß gewandt hat, ſind Kallimachus, Terenz, Phädrus; beim zweiten ward er der Wiederherſteller der Terenziſchen Versart und überhaupt der Metrik der Alten. Auf ſeinen Schultern ſtanden die Kritiker nach ihm. Ueber viele Autoren z. B. über Manilius, Cicero, Heſychius, Lucrez u. ſ. ſind ſpäterhin ſeine Anmerkungen benutzt worden, und überhaupt ſollte kein Wort das Bentley in irgendeinem Fach des Alterthums und der Kritik ſchrieb, unbenutzt bleiben. Zuletzt wagte er ſich an eine Ausgabe von Miltons verlorenem Paradieſe, die aber wenig Beifall fand, obwohl er ſeine

[1] Horatius Flaccus recensione R. Bentleii. Nicht die Cambridger Originalausgabe, ſondern die Amſterdamer iſt in Anſehung der Einrichtung und ſonſt die beſte.

[2] Le Clerc's censure and judgment of Horace. The Odes and Epodes of Horace in Latin and English, with a translation of Dr. Bentley's Notes. Aristarchus Anti-Bentleianus u. ſ.

Verbeſſerungen nicht wie bei Horaz in den Text rückte. In ſpätern Ausgaben findet man ſie hie und da angeführt und meiſtens — widerleget.

Von Bentley's akademiſchen Streitigkeiten und Proceſſen ſchweigen wir; traurig daß ein ſo ſeltner Mann, von dem man jeden Federzug auskaufen möchte, über ſolche Dinge, und wie unangenehm! Jahre verlieren mußte. Bei allem Aerger (der indeß ihm nicht ſchadete) lebte er achtzig Jahre. Seine kurze Grabſchrift in der Capelle des Dreieinigkeitscollegiums zu Cambridge iſt:

H. S. E.
Richardus Bentleius
S. T. P. R.
Obiit XIV. Jul. 1742.
Aetatis 80.

Mancherlei Gedanken drängen ſich dem Leſer auf der Bentley's Talente und Schriften mit ſeinem Leben zuſammen als Eins betrachtet.

1. Wie kommt's daß die Wortkritiker und Alterthumsgelehrten gewöhnlich die gröbſten Schriftſteller ſind? Daß ſie es ſeyen, haben ſie, mit wenigen Ausnahmen, von Zeiten der Griechen her erwieſen; auch das verfloſſene Jahrhundert hindurch haben ſich viele dieß Privilegium nicht untergehen zu laſſen äußerſt bemühet. Wirkt dieß etwa der gebildete Geiſt der Alten, mit denen ſie ſich beſchäftigen, durch eine Figur die ſie ἀντίθεσιν, Antitheſe, nennen? damit was unter dem Text ſteht oder was über ihn geſagt wird, dem Text ſo ungleichartig ſey als möglich, illustrandi causa? oder liegt die Urſache worin anders?

2. Wie kommt's daß die größten Männer die kurze Zeit ihres Lebens mit dem verlieren deſſen man ſie gern überhoben hätte, und was geringere Leute, Sklaven, ſtatt ihrer thun ſollten? Bentley verlor es mit unwürdigen Streitigkeiten und Rechtshändeln; da Anmerkungen von ihm über ſämmtliche Alte die er geleſen (und geleſen

hatte er ſie wohl alle), mit der flüchtigſten Feder entworfen, uns willkommener wären als ſelbſt ſeine ſo wackern Predigten und ſeine Schrift gegen die Freidenker. Traurig, wenn äußere Umſtände dieß veranlaſſen oder fordern; gewiß aber iſt's keine gute Einrichtung, wenn bürgerliche Verhältniſſe, das Anſehen gewiſſer Stände, Neid der Univerſitäten gegen einander hiebei obwalten; und ſo war's damals in England.

3. Was Swift und ſeine Genoſſen an Bentley verſchuldeten,[1] hat ihnen die Folgezeit vergolten. Wenn er dem Ritter Temple gefällig, des jungen Charles Boyle Partei mit bitterm Spott, unkundig der Sache, nahm, ſo verunglimpfte Charles Boyle als Graf Orrery Swifts Namen ungerecht nach ſeinem Tode.[2]

Statt vieler Proben die von der Uebermacht des Bentley'ſchen Scharfſinns in der Kritik angeführt werden könnten, ſtehe nur eine hier, zumal ſie, indem ſie niederdrückte, auch aufhalf.

Als Tiberius Hemſterhuis, deſſen Namen jeder mit Hochachtung nennet und an welchem Ruhnken, wie ſchon geſagt worden, das Bild eines vollkommenen Kritikers dargeſtellt hat,[3] in jüngeren Jahren ſich ſeiner allgemein geſchätzten Ausgabe des Julius Pollux unterzog, und über das was er als Probe leiſtete, von Grävius u. a. viel Lob empfing, bekam er auch einen Brief von Bentley, der ihn nicht nur lobte, ſondern ihm auch eigene Verbeſſerungen mehrerer von Pollux angeführter griechiſcher Komiker mittheilte. Hemſterhuis, ſie mit ſeiner Arbeit vergleichend, fand dieſe ſo tief unter jenen daß er, mißvergnügt mit ſich ſelbſt, das Studium griechiſcher Kritik ganz aufzugeben im Begriff war, und

[1] S. Swifts battle of the Books. Vol. I. ſeiner Werke.

[2] Orrery väterliche Briefe an ſeinen Sohn über Swifts Leben und Schriften. Ueberſetzt Hamburg und Leipzig. 1752.

[3] Elogium Tib. Hemsterhusii auctore Dav. Rhunkenio, abgedruckt in Harles Vitis Philologor. Vol. IV.

Monate lang kein griechiſches Buch berührte. Mit Recht ſagt Ruhnken: ich weiß nicht was andere denken; mir aber hat Hemſterhuis nie größer geſchienen als da er dieß von ſich offen geſtand und ſeinen Zuhörern erzählte. Ein anderer, wie verſchlagen hätte er das Mitgetheilte genutzt! wie künſtlich vertuſcht und verſchwiegen! Eben aber dieſer innere Stich zeigt an, welchen hohen und wahren Begriff der Ehre Hemſterhuis in ſich trug; das Bekenntniß ſeines Irrthums verrieth, wie große Dinge er ſich zutraute. Wahr und ſchön ſagt Celſus von einem ähnlichen Geſtändniß des Hippokrates: „Leichte Köpfe die nichts in ſich haben, laſſen ſich nichts nehmen; einem hohen Genius, und der noch nach Höherem ſtrebt, ziemt, wenn er fehlte, ein gerades Geſtändniß ſeines Fehlers.“

Eine Unterredung zwiſchen den beiden vielleicht ſchärfſten Geiſtern des verlebten Jahrhunderts, Swift und Bentley, im ſtillen Reiche der Abgeſchiedenen, hat ein Engländer, obgleich ſchwach genug, gewagt;[1] ſtatt deſſen möge folgendes Geſpräch die Schatten beider Mächtigen verſöhnen.

2.
Kritik und Satire.

Kritik und Satire begegneten einander; dieſe grüßete jene und nannte ſie Schweſter. Die Kritik, den Scepter in der Hand, ſah ſie vornehm an: „Wie kommen wir zu der Verwandtſchaft, Dirne mit der Geißel? Ich die Richterin des Wahren, Guten und Schönen; und du?“

Satire. Ich bin es auch, und vielleicht auf eine wirkſamere Weiſe. Mein Amt iſt Thorheit zu verbeſſern, Laſter zu beſtrafen, jede verkehrte Denkart ſowohl als Schreibart und Lebensweiſe

[1] Knox Verſuche Th. 1. Verſuch 12. S. 61 der Ueberſetzung von Bamberger, Berlin 1781.

dem öffentlichen Spott darzuſtellen, und eben dadurch zu berichtigen, zu beſſern.

Kritik. Halt, Anmaßende! Tadlerin alſo biſt du, Spötterin, Höhnerin, nicht Richter. Und wer hat dich zu jenem Amt beſtellt? Wer gab dir die Geißel?

Satire. Eben die die dir den Stab und das Schwert gaben, der Verſtand und die Wahrheit.

Kritik. Daß du ſie öffentlich brauchen ſollteſt? Wer bürgt dir, wer dem Publicum dafür daß, was du verkehrte Denkart, Thorheit, Unziemenheit nenneſt, es auch ſey? Wo hört das Laſter auf Thorheit zu ſeyn? und wo wird die Thorheit Laſter? Ueberdem Privatfehler öffentlich rügen, ſie zur Schau ſtellen und verhöhnen — glaubſt du daß dieß fromme und beſſere? Es reizt und bringt auf; Rache bewirkt's und nicht Beſſerung.

Satire. Urtheileſt du nicht auch öffentlich?

Kritik. Mit Gründen die überzeugen, mit Proben die bewähren; parteilos jederzeit, angemeſſen dem Gegenſtande meines Urtheils, und der Wirkung die es hervorbringen ſoll. Meine Pfeile treffen und heilen; deine Streiche verwunden und heilen nie. Du verlachſt, ich belehre und halte den guten Geſchmack aufrecht.

Satire. Setze dich auf deinen Thron, Erhabene, und laß mich am Fuß desſelben dir meine Lebensgeſchichte erzählen; vielleicht wird dein Urtheil über mich milder.

Kritik. Auch auf der unterſten Stufe desſelben wirf die Geißel hinweg —

Satire. Sie iſt mir lange zur Laſt geweſen.

Kritik. Nun erzähle; aber würdig des Orts den du einnimmſt. Es iſt der Thron der Wahrheit.

Satire. In meiner Kindheit war ich ein leichtſinniges, luſtiges Mädchen. Was mir auffiel, alles Ungewöhnliche und Neue belachte

ich, nicht weil es ungereimt, ſondern weil es ungewöhnlich und mir auffallend war. So machen's noch Affen, Kinder, gemeine und — bisweilen vornehme Leute. Ohne Prüfung lachen ſie dem Ungewohnten ins Geſicht, bloß weil es ihnen auffällt.

Kritik. Eine Gewohnheit die höchſtens ſchale Witzlinge macht, indem ſie den prüfenden Verſtand wie die ſtille Bemerkung, in welchem Stande es ſey — verbannet.

Satire. Daher man mich auch in dieſen Jahren nur die lachende Gafferin nannte. Der Neigung zu gaffen, fügte ich ein Talent bei das mir die Natur in reichem Maße gegeben hat, die Gabe nachzuahmen. Der Menſch, der Affe und der Spottvogel [1] haben, wie du weißt, dieß ſonderbare Talent, das dein Ariſtoteles ſogar zum Principium aller Kunſt und Dichtkunſt gemacht hat. —

Kritik. Laß meinen Ariſtoteles weg, Satire.

Satire. Einige Menſchen beſitzen es in ſolchem Grad daß bei ihrer Nachahmung der Nachgeahmte in Gang, Geſicht, Gebärde, Sitten und Worten leibhaft daſtehet; andern lächerlich, ihm aber deßhalb nicht erfreulich.

Kritik. Weil er in Caricatur dargeſtellt wird, mit Uebertreibung ſeiner Charakterzüge. So gar hoch ſetze ich dieſe übertreibende Mimik nicht.

Satire. Ich auch nicht; indeſſen iſt ſie weder die boshafte, für die man ſie oft hält, noch die verſtändige, deren Maske ſie oft annimmt. Talent iſt ſie; eine Art feiner Elaſticität der Seele und des Körpers, die in der Schule des Verſtandes und der Sittlichkeit erſt ihre Anwendung lernen muß. Die Geſchöpfe von denen ich leider den Namen trage, [2] hatten dieſe elaſtiſchen Organe, und waren nach Art der Affen ſehr luſtig.

[1] Mocking bird, ein amerikaniſcher Vogel.

[2] Die Satyrs und Satyriſken.

Kritik. Bei ihnen bildeteſt du dein Talent alſo?

Satire. Leider — oder ſoll ich ſagen glücklicherweiſe? — finden ſich dieſe Satyrs unter allen Nationen, und thun der Geſellſchaft nützliche Dienſte. Es gibt gewiſſe ſo läſtige Charaktere in der Geſellſchaft, die auch der Langmüthigſte nicht ertragen kann: Anmaßende denen niemand zu widerſtehen vermag, Freche die dem Unſchuldigſten zur Laſt werden, Narren die ſich mit ihrer Narrheit brüſten; auf der andern Seite verkappte Heuchler denen die Kutte entnommen werden muß u. ſ. Da brachte ich nun in Mitte der Geſellſchaft, unter ihrem Schutz, zu ihrer höchſten Zufriedenheit das öffentliche Spott- und Schimpfſpiel auf; du weißt, es iſt beliebt bei allen luſtigen Erdvölkern. Der dem die Ehre der Bemerkung widerfährt ſitzt in der Mitte des Kreiſes, ſein Geſicht bedeckt oder angenehm maskirt; ein Ziel der Witzespfeile des geſammten Cirkels. Oft muß einer nach dem andern an die Reihe; übelnehmen darf er keinen Spott; dieſer iſt die Freiheit des Feſtes. Ein Tadelſpiel unter der Firma einer Geſellſchaft war alſo mein erſter Schauplatz, auf dem jeder Belachte über andere, und wenn er wollte auch über ſich ſelbſt, mitlachen konnte; jeder Cenſirte war Mitcenſor.

Kritik. Ein gefährliches Spiel! Es läßt Groll und Feindſchaft im Herzen nach. Außer dem Kreiſe unſchuldiger Menſchen und feſter Freunde bleibe es den Wilden.

Satire. Und doch liebten deine Griechen das Scherbengericht übermächtiger oder übermüthiger Perſonen ſehr. —

Kritik. Zu einer Zeit da ſie auch noch wenigſtens hierin ein wenig Wilde waren.

Satire. Die alte Komödie decomponirte den Helden; das ſatiriſche Stück das den Heldenſpielen folgte gab dem kühnſten Spott Raum —

Kritik. Fahre fort in deiner Geſchichte.

Satire. Gewiß wäre ich mit meiner Caricatur-Mimik und dem Tadelſpiel zu Grunde gegangen, hätte mich nicht ein Mann aufgenommen der ſich meinen Vetter nannte; Ausländer grüßten ihn mit dem Namen El Gusto.

Kritik. Der Geſchmack, dein Onkel?

Satire. Er entwöhnte mich von leeren Gaffereien des Lächerlichen ſowohl als von Grimaſſen der Nachäffung, ſo auch vom groben Tadel. Mit Hebebäumen, meinte er, müſſe man niemand weder zu Tode kitzeln, noch im Spott zu Boden ſchlagen; alſo lernte ich von ihm zuerſt die Kunſt feinere Fehler zu entdecken, Thorheiten feiner zu zergliedern, falſchen Glanz zu zerſtreuen u. ſ. Sie nennen es jetzt Perſiflage.

Kritik. Die Alten nannten's Ironie, und gaben ihr einen weit größeren Raum als dieſer ſelbſt zu perſiflirende Name ihr je geben könnte. Er wird mißverſtanden und mißbraucht, ſelbſt von denen die ihn am öfteſten gebrauchen.

Satire. „Nichts ſey leichter, ſagte mein Vetter, als auszi-ſchen, auspfeifen; es künde aber dieß unhöfliche Zeichen nichts an als lautes Mißfallen. Das Pfeifchen hingegen, das accompagnirt, bemerke und bezeichne die Stellen des Fehlerhaften leiſe." Er pries mir alſo vor allen meinen Freund Horaz an, Horaz den Sermonen- und Briefſchreiber, Horaz den angenehmen Convivalen. „Eine Spötterei die ſich dem dem ſie gilt (äußere Rückſichten abgerechnet), im fröhlichen Geſpräch nicht ins Geſicht ſagen laſſe, ſey ſelten ein guter Einfall," ſagte mein Onkel. Höhnenden Neckereien, dem Kneifen unterm Tiſch bei freundlichem Geſicht, war er äußerſt feind; ſolche Bübereien waren ihm verächtlich. „Confabulation," meinte er, „Sermon, Unterredung müſſe der Scherz ſeyn der gefallen und beſſern will; auch die ſtrengſte Wahrheit könne man lächelnd kräftiger ſagen als der Eifer in Kanzelſermonen."

Kritik. Darin hatte dein Vetter ſehr recht. Selbſt deines Swifts zerreißender Witz, ſo ſehr mich ſein Verſtand ergötzte, hat mich immer empöret.

Satire. Höre wie der Arme dazu kam an meinem Beiſpiel. Ich ging mit meiner Ironie zu deinen geliebten Künſten. Zur Komödie; ſie konnte und wollte mich nur ſehr beiläufig und ſubaltern gebrauchen. „Die Zeit des ſatiriſchen Drama's, der alten Komödie überhaupt ſey vorüber," ſagte ſie; „komiſche Darſtellungen fordere unſere Kunſt, nicht etwa bloß ſatiriſchen Witz, ſatiriſche Grimaſſen und Streiche." Eben das ſagte die komiſche Epopöe; ſelbſt das kleine Epigramm verſchmähete mich. „Perſönliche Satire," hatte es das Herz mir zu ſagen, „verachte ich; das Ziel auf welches ich meinen Pfeil richte muß für ſich daſtehen, auch ohne Nennung des Namens. Ein erdichteter iſt ihm gnug, oder — ein Querſtrich den niemand auf eine Perſon deute." So zurückgeſetzt, nicht ohne heimlichen Groll, lernte ich die böſe Kunſt — parodiren.

Kritik. Nun dann! So ganz böſe iſt dieſe Kunſt nicht. Es gibt Parodien die auf die feinſte, witzigſte Art meine Stelle, die Kritik, vertreten.

Satire. Deren ſind wenige; und ſelbſt dieſe (Jammer und Schade!) gehen mit dem parodirten Stück unter. Beſteht dieß, ſo vergeſſen wir gern der Parodie, damit ſie uns den Genuß nicht ſtöre. Lieber wollen wir das kleine Mahl, wenn es auch nicht zur Schönheit beitrüge, lieben oder wenigſtens dulden, als daß wir uns an den Hohlſpiegel erinnern mögen der es in übertriebener Häßlichkeit zeigte. Denn meiſtens (du kannſt es nicht läugnen) ſind die Parodien ein ſolcher Hohlſpiegel wie eben meines Swifts Werke. Seinen nahrhaften Engländern zu Gefallen zog er die Linien ſeiner Caricaturen ſo lang und quer; er machte ſeine Umriſſe ſo ausführlich, und malte ſie in der eigenſten Sprache der Thoren ſo aus

daß Blödsinnige einige seiner Ironien, seine politen Gespräche z. B., für ächte Wahrheit nahmen. Sein Märchen von der Tonne brachte ihn daher um den Bischofshut; sein satirischer Vorschlag das Christenthum abzuschaffen, so massiv er ausgeführt ist, brachte ihn, den strengsten Vertheidiger der hohen Kirche und den religiösesten Mann, in das Gerücht der Irreligiosität. So lohnen darstellende Parodien, in denen er vielleicht der größeste Meister aller Zeiten war; denn überhaupt ist Ironie eine Würze für wenige Gaumen.

Kritik. Leider. Unter allen Nationen gibt es von Mißverständnissen derselben lächerliche Beispiele.

Satire. Ich ward also auch der Kunst zu parodiren müde; denn, sprach ich zu mir selbst, „warum der Schatte des Thoren seyn, der mit seiner Person verschwindet? Schaffe selbstbestehende Werke.“ Aber welche? und wie? Ich fragte meinen Lehrer darum, der mich von mancher Thorheit abgebracht hatte; er konnte mir aber keine Auskunft geben. Glücklicherweise fand ich da — meinen Vater. Siehe dort kommt er.

Kritik. Ei, dein Vater? Es ist mein älterer Bruder.

Satire. Ich also deine Nichte. Sophron [1] ist sein edler Name. Er änderte auch den meinen; ich heiße nicht mehr Satire.

Kritik. Wie dann?

Satire. Frage ihn darum selbst.

Sophron. Sie ist meine Tochter, ein Kind meiner fröhlichen Jugend. Ihre Mutter, die Nymphe Euphrosyne, vernachlässigte ihre Erziehung; sie hat sich aber nachher (das Zeugniß kann ich ihr nicht versagen) mancher Unart tapfer entwöhnet. Erkenne sie als deine Nichte, Schwester; sie kann dir dienen.

Satire. Ironie nanntest du mich, Vater, im edeln Sinne der Griechen. „Ich müsse keine Gattung,“ sagtest du, „sondern

[1] Nüchterner Verstand.

nur eine Art oder Figur ausmachen wollen.“ Seit ich zu dieſem beſcheidnen Selbſterkenntniß gebracht war, habe ich alle meine Bemühungen dahin geordnet. Du zeigteſt mir die Thorheit meiner vorigen Anmaßungen, Vater, und noch mehr. Das Perſiflage z. B. als eine Art vornehmen oder überfeinen Jargons, der in üppige, ſchiefcultivirte Zeiten gehöre; den ſogenannten Humor, der ſich gehen läßt wie ihn der Wind treibt, als eine gut' oder böſe Laune, die doch auch Regel und Umriß haben müſſe, oder ſie werde ſelbſt bei den intereſſanteſten Charakteren bald unleidlich. Das Flitterſpiel der Parodien hatte ich durch Schaden kennen gelernt; das Höckerichte und Falſche übertriebener Charaktere zeigteſt du mir. Auf dem Theater ſowohl als in der Zeichnung ſind mir dieſe Caricaturen jetzt unleidlich; die Olla Potrida ſogenannt ſatiriſcher Charaktere iſt mir höchſt zuwider. Ich wollte zum Lehrgedicht, zur Declamation, zur eifernden Predigt fliehen und mich in ſie verweben; in Beiſpielen zeigteſt du mir die Unform auch dieſer Vermiſchung, in ſehr berühmten Beiſpielen. Satiriſche Lehrdichter und Lehrprediger alter und neuer Zeit wurden in ihren Fehlern nicht geſchonet. Aus allem ſah ich wozu ich einzig beſtimmt ſey; darf ich's ſagen?

Kritik? Warum nicht?

Ironie. Eine Ausrichterin deines Amtes zu ſeyn, hohe, feſte Kritik; ich bin deines Geſchlechtes. Wäre ich dieß nicht, läge dein Urtheil, auf prüfender Wage gewogen, mir nicht zum Grunde; woher bekäme ich auch zum lindeſten Tadel Vollmacht? Was für einen Grund hätte er? welche Wirkung könnte er haben? Nun aber, entſproſſen aus eurem Blut, und vom Geiſt meiner Mutter zugleich beſeelet, ſtehen mir alle Geſtalten zu Gebot, in denen ich nie mir ſelbſt, deſto leichter aber jeder Gattung des Vortrages diene. Der Epopöe wie dem Drama, der Erzählung und Fabel, ſelbſt dem kleinen Sinngedichte trage ich unſichtbar Wendungen

oder Materie herbei, zeige mich nur Augenblicke und verſchwinde. Jeder Gattung laſſe ich ihre Regeln wie ihre Namen; ſo überbringe ich auch, Tochter der Themis, deine Ausſprüche, deine Befehle. Ich überreiche ſie jedem wie er es verdient, nach Perſon und Sache; dem leichtſinnig, jenem ernſt; dem lächelnd, dem lachend, dem ſpottend, dem Caliban zwickend —

Kritik. Du biſt alſo mein Ariel, Nichte.

Ironie. Der werde ich ſtets willig zu deinem Dienſt ſeyn; jederzeit auf die leichteſte Weiſe. Vorzüglich werde ich in der Converſation, im Geſpräch, im Sermon, in der Erzählung, am liebſten im Roman, der alle ſie verbindet, meine Rolle ſpielen. Meine größeſten Lieblinge, Sokrates und Lucian, Horaz und Galiani, Cervantes, Addiſon, Swift, Voltaire, Sterne zeigten ſich in dieſer Manier; wie viele müßte ich deren noch nennen wenn ich aller Namen nennen wollte! Meinen Jean Paul indeß vergeſſe ich nicht, in dem nebſt ſeinem eignen, Swifts, Fieldings und Sterne's Geiſt mit einander ihre Wirthſchaft treiben. Künftig ſey mein erſtes Geſchäft den Mißbrauch meines ehemaligen Namens auszurotten, und die mancherlei Würdigen die der Name beſchimpft hat aus Grundſätzen der Kunſt ſelbſt zu rehabilitiren. Dieſer Name, er erinnere an den Satyr oder an die Brockenſchale (lanx satura), er werde mit y oder mit i geſchrieben, iſt mir fortan zuwider.

Kritik. Und warum zeigteſt du dich mir dann mit der verhaßten Geißel?

Ironie. Damit ich hier vor deinem Thron die verhaßte auf immer wegwerfen könnte, indem ich ein anderes Symbol aus deiner Hand erwarte.

Kritik. Das ſoll dir werden. Zuvor aber ſage mir: von wem empfingſt du die Gabe dich zu verwandeln?

Ironie. Von meiner Mutter, einer Nymphe unſterblichen Geſchlechtes; Euphroſyne war ihr Name. In meiner Kindheit verließ ſie mich bald. „Ich werde um dich ſchweben," ſagte ſie, „und in Gefahren deine Schritte leiten; aber erziehen mußt du dich ſelbſt, und kannſt es kraft deines Vaters. Zu ſeiner Zeit erſcheine ich dir wieder." Sie erſchien mir geſtern, lobte mich und gab mir — dieſen Ring und dieſen Helm. Beide machen mich unſichtbar, und verwandeln mich wie ich will; doch unter harten Geſetzen die keinen Mißbrauch dulden. Gebieterin, ſie wies mich zu dir; meine Verwandtſchaft aber ſagte ſie mir nicht; daher nannte ich dich, verzeihe es, Schweſter.

Kritik. Empfange dann dieß Werkzeug aus meiner Hand, das beſte was ich dir geben kann, dieſen Köcher voll Pfeile und dieſen Bogen. Einſt erlegte Diana damit das ſtreifende Wild auf den Bergen; Amor ſtahl ihr Bogen und Köcher als ihr Blick an Endymion hing, und tauchte jeden Pfeil in den caſtaliſchen Quell. Jetzt trifft er ohne tief zu verwunden; ſein Schmerz iſt immer heilſam. Deiner Pflicht getreu, gebrauche den Bogen menſchenfreundlich; er macht ſich klein und groß. Des Köchers Pfeile ſind mannichfaltig.

Sophron. Ich ſchenke dir nichts; denn mit deiner Gabe der Verwandlung haſt du alles. Als Dienerin der Kritik gebe ich dir nur Eine Lehre: „bemerke ſtets im Beſondern das Allgemeine; das Allgemeine führe ſtets auf das Beſondere zurück." Ein Dichter der in ſeinen Darſtellungen dieß zu thun nicht vermag, iſt kein Dichter; wer es im Urtheilen nicht zu thun weiß, kein Kunſtrichter. Von Knüpfen kommt dein neuer Name her; ich würde dir ein Netz ſchenken Thoren zu fangen und ſie in Weiſe zu verwandeln, wenn du es bedürfteſt. Knüpfe deine Fragen weiſe zuſammen; das Innere des Gemüths hole hervor.

Ironie. Da ich die Macht habe in Geſtalten beiderlei Geſchlechts als Iron und als Ironie zu erſcheinen, ſo werde ich mich eurer Gaben und eures Raths dankbar erfreuen.

Sophron. Lebe wohl, Tochter.

Kritik. Lebe wohl, Nichte. Die Welt hat deiner nöthig; bringe mir bald von deinen Verrichtungen Nachricht. [1]

2.

Wilhelm Baxter.

Ungern nennen wir dieſen Namen dicht hinter Bentley; der Zufall indeß hat gewollt daß ſeine Ausgabe des Horaz, die mit dem Anfange des vergangenen Jahrhunderts erſchien, [2] bis zum Ende des Jahrhunderts in den Händen vorzüglich der Deutſchen verblieb. J. A. Fabricius hatte ſie als eine zum Leſen des Dichters bequeme Ausgabe empfohlen; [3] J. M. Geßner begleitete ſie mit ſeinen Anmerkungen, in denen er ſeinen Commentator zwar oft widerlegen mußte, ihm indeß durch ſein Anſehen mehr Credit gegeben hatte als er verdiente. [4] So kamen beſſere Anmerkungen in den Schatten, bis am Ende des Jahrhunderts eine Ausgabe erſchien die unſerer Nation zur Ehre gereichet. [5] Werde ſie glücklich vollendet,

[1] Der verſtändige Leſer wird bemerkt haben daß in dem vorſtehenden Geſpräch einestheils die Gränzen zwiſchen Kritik und Satire, die oft verwirrt werden, haben gezeigt, anderntheils eine Geſchichte der Satire in ihren Arten und Zweigen hat entworfen werden ſollen. Die Analyſe deſſen mit Belegen der Geſchichte wird ein künftiges Geſpräch geben.

[2] *Q. Horatii Flacci eclogae;* una cum scholiis perpetuis; adiecit et sua Guil. Baxter. London. 1701.

[3] Bibl. Lat. Vol. I. L. 1. cap. 13. c. 3.

[4] Lips. 1757.

[5] Horatii Flacci opera, illustravit *Christ. Guil. Mitscherlich.* Vol. I. II. Lips. 1800.

dieſe reiche und fleißige Ausgabe, in der man nicht nur das Beſte was über Horaz geſagt war beiſammen findet, ſondern auch mit einem eigenen geſunden Urtheil des Herausgebers zu den Quellen geführt wird aus denen Horaz ſelbſt ſchöpfte. [1]

Bei keinem Dichter des Alterthums indeß wünſcht man ſich, wenn man ihn einmal durch einen guten Commentar oder Lehrer verſtehen gelernt, allen Commentar ſo gern weg als bei Horaz. Ohne alle Dilogien Baxters, ohne alle Zwiſchen- und Einreden ſeiner Bewunderer und Freunde will man den guten Geſellen, den verſtändigen, klugen, ſittſamen, kunſt- und lehrreichen Liebling der Grazie allein genießen und gleichſam mit ihm wohnen.

Horaz hat das Glück gehabt von Menſchen aller Art, die ſich ſonſt um Dichter wenig bekümmern, von Welt-, Erfahrungs-, Geſchäfts-Männern, und zwar bis zum höchſten Alter hinan, unvergeßlich geliebt zu werden. Greiſe die keinen Römer laſen, laſen ihn, und hatten Stellen aus ihm im Munde. Jünglingen raubt er gewöhnlich das Herz, gebildete Frauen waren ihm hold, und wen eine der ſeinigen gleiche Muſe mit günſtigem Blick anſah, zu dem kehrte er immer freundlicher wieder. Welche Heere von Dichtern haben ihn überſetzt, nachgeahmt, mit ihm gewetteifert, ihm nachgeeifert! Seine ſtolze Zuverſicht

Non omnis moriar, multaque pars mei
Vitabit Libitinam —

iſt nicht nur erfüllt, ſondern übertroffen worden. Faſt zweitauſend Jahre hindurch hat er allen gebildeten Nationen der Welt geſungen, ſie ergötzt und die feinſten Seelen geleitet!

[1] Ein Verzeichniß der weitern Ausgaben des Horaz im vergangenen Jahrhundert liefert die Bibliotheca Horatiana, Lips. 1799, und die Einleitung zu Mitſcherlichs Horaz.

3.

Thomas Creech.

Der große Verehrer des Lucrez, des Horaz, Juvenals u. a., vorzüglich des erſten, er der ihn durch Ausgabe, durch Paraphraſe und Ueberſetzung ins Licht ſtellte,[1] ſchloß mit dem Anfange des vergangenen Jahrhunderts ſein Leben. Engländern und Deutſchen iſt er ſeines Lucrez wegen eben ſo unvergeßlich, als Marchetti den Italienern.[2] Das dritte Zeitalter der Lucreziſchen Ausgaben fangen die Kunſtrichter von ihm an;[3] ſowie es gerade nach einem Jahrhundert mit Wakefields Ausgabe und Bentley's Anmerkungen endet.

„Ganz in ſich hatte er den Lucrez getrunken,“[4] ſagen die Bipontiner; ſo auch Gaſſendi, ſo mehrere Anhänger Epikurs unter Alten und Neuern. Vielleicht hatte keine Schule ſo begeiſterte Jünger als dieſe.

Woher dieß? Den ſchlechten Triebfedern, denen nur Unwiſſende dieſes Syſtems dieſe treue und ganze Anhänglichkeit beimeſſen, wollen wir's nicht zuſchreiben, träger Wolluſt nämlich oder einer Laſſen-Irreligioſität, in dem Sinn wie wir das Wort nehmen. Epikurs Wolluſt (ſchöner, aber mißbrauchter Name) war das reinſte Vergnügen deſſen die menſchliche Natur fähig iſt. Den Wahn, die ſchädlichen Irrthümer die das Menſchengeſchlecht unter dem Joch des Aberglaubens und Pfaffenthums, unter der Hülle ewiger Blindheit zurückhielten, beſtreiten auch wir; auch wir ſuchen das Licht und die

[1] Lucret. de rerum natura. L. VI. interpretatione et notis illustrati a *Thoma Creech*. Oxon. 1695. Amst. 1701.

[2] Di Lucrezio Caro l. 6. tradotti in verso toscano da Alless. Marchetti. Londra 1679. 4.

[3] Editor. Bipont. notit. liter. XXV.

[4] Lucretium totum imbiberat *Creech*, ibid.

Freude ſicherer Wahrheit, deren er und ſeine Schüler ſich ſo hoch freuten. Dieſem Wahn entkommen zu ſeyn, im Aether reinerer Ideen zu athmen, das war ihre Wolluſt, ihr Nektar. Die feſte Ordnung der Natur zu kennen und in ihr ſicher zu wohnen, war ihre Prometheiſche, mehr als Götterfreude.

Es kommt nicht darauf an ob die Art wie ſie ſich die Natur erklärten, und eine feſtbeſtehende Ordnung derſelben erwieſen, uns die wahre, die richtige dünke; ihnen dünkte ſie es nicht; ſie ward von ihnen angenommen, geglaubet. Daher der hohe Triumphton mit dem Parmenides, Empedokles, und nach ihnen Lucrez den Sieg ihrer Weisheit ankündigen. Wie Hercules treten ſie auf, ins Fell des erſchlagenen Löwen gekleidet; wie Simſon ſtehen ſie da, die ausgehobenen Thore des Feindes auf ihren Schultern. Sprachen (wenngleich nicht ſo laut und kühn) in ſpätern Zeiten die Bruno's, die Campanella's, und wer ſonſt die wahre Ordnung der Natur einzuſehen und feſtzuſtellen glaubte, anders? Lobpreiſungen dieſer Art bringen uns in Lucrez ans Herz, weil ſie vom Herzen kommen, da innig gefühlte Wahrheit und Wärme ſie belebet. Frei von Banden fühlen wir uns wie ſie: hoch über dem Wahn, in Götter-Ruhe, in Götter-Klarheit.

Ein Gefühl davon möge denen die es werth ſind folgender Anfang einer Ueberſetzung des Lucreziſchen Gedichts geben. Vergeſſen macht eine Ueberſetzung ſolcher Art Creech, Coutières, ja Marchetti ſelbſt; denn weder in engliſchen Reimen noch in den Versi Toscani hört man die Stimme jener weiten römiſchen Bruſt die wie eine Tuba tönet. Unſere Sprache allein tönet ihr nach. [1]

[1] Man findet dieſen Anfang einer Ueberſetzung des Lucreziſchen Gedichts von Herrn v. Knebel im IX. Stück der Adraſtea.

Digitized by Google

BIBLIOTECA